





Eleon. Maximil. Christine Princesse
de Stolberg née Comtesse de Reuss J.

Jel. VIII. 29.

Hesselt

9





Bascdow, Johann Bernhard

Des
Elementarwerks
Dritter Band.

Ein geordneter Vorrath
aller nöthigen
Erkenntniß.

Zum Unterrichte der Jugend,
von Anfang, bis ins academische Alter,

Zur Belehrung der Eltern,
Schullehrer und Hofmeister,

Zum Nutzen eines jeden Lesers,
die Erkenntniß zu vervollkommenen.

In Verbindung mit einer Sammlung von Kupfer-
stichen, und mit französischer und lateinischer
Uebersetzung dieses Werks.

Mit Churfürstlichem gnädigsten Privilegio.

Dessau, 1774.



Elementarbuch

Der Natur

Ein geordnetes Verzeichnis

aller in der Natur

Gelehrter Herr



Sehr geehrter Herr

Ich habe die Ehre

zu danken für die

Überlassung

des Buches

an mich

In Hochachtung

bleibe ich

Sehr geehrter Herr

Der Herr

Halle



Des
Elementarwerks
Dritter Band.

Siebendes Buch,
für Lehrende und Lernende.

Die Elemente
der Geschichtskunde. (*)

(*) Hierzu gehört auch die Kenntniß der Religionen im
vierten Buche.



Die
Erlaubnis

der

der

der

der

der

der

der

der



Siebendes Buch.

Elemente der Geschichtskunde.

1) Die Grundbegriffe von Staats-
sachen.

2) Die Wildheit eines Volks. Tab. XXXI.

Ein Volk oder eine Nation ist eine grosse Anzahl Menschen, welche einen gewissen Theil des Erdbodens bewohnen, und entweder wegen Gemeinschaft der Sprache, oder wegen ihrer Absonderung von der übrigen Welt durch Gebirge, Flüsse, Wüsten und Meere, oder aus andern Ursachen, größtentheils bey einander bleiben, und unter einander mehr Gemeinschaft haben, als mit den übrigen Menschen, die ihnen fremder sind.

Man findet sehr viele Völker. Einige derselben wissen, daß sie von wenigen Stammeltern entsprossen sind, welche ehemals aus entlegnen Gegenden in das Land kamen, welches sie jekund bewohnen.

Einige Völker sind wild, ohne Ackerbau, ohne Handwerker und Künstler, ohne ordentliche Obrigkeit; andre sind mehr oder weniger gesittet.

Aber auch die gesitteten Nationen haben fast durchgängig die Nachricht, daß sie von einigen wilden oder halbwilden Vorfahren abstammen, welche nackt oder nur mit Fellen bekleidet einher gingen, und nur von Kräutern, Eicheln, andern Baumfrüchten und Wurzeln, oder von etwas Wild und Fischen; oder von der Viehzucht lebten. Damals waren bey ihnen keine Gebäude, keine gebahnte Wege und Brücken, keine Aecker und gemachte Wiesen. Viele jetzt sehr fruchtbare Gegenden waren damals unzugängliche Wälder, Moräste und Sümpfe, oder Haiden und Wüsten, ein Wohnplatz nur für wenige wilde und halbwilde Menschen, für wenig zahmes Vieh, und für eine desto grössere Menge von wilden Thieren. Dieser Zustand dauert noch fort bey den wilden Völkern. Doch kaum kann man sie Völker nennen. Denn in einem solchen Zustande kann ein Land nur wenige sehr zerstreute Familien unterhalten.

Solche im höchsten Grade wilde Menschen, sind den Thieren weit ähnlicher, als wir. Ihre angebörne Fähigkeit zur Vernunft kann sich nicht sehr entwickeln; ihre Wißbegierde findet wenig Gegenstände; die Sinnlichkeit, der Geschlechtstrieb, der Trieb zu ihren Kindern und der Trieb zu ihrem Leben, sind fast ihre einzigen Triebe. Ihre Beschäftigungen sind fast keine andre, als dasjenige aufzusuchen, was den Leib unmittelbar nährt, oder einigermaassen vor der Strenge der Bitterung schützt. Weil dieser Menschen in einem Lande so wenig sind, und weil sie wegen ihrer harten Lebensart

art

art so wenig brauchen; so finden sie diese wenigen Bedürfnisse leicht im Ueberflusse. Also ist es kein Wunder, daß man bey ihnen wenig oder gar nichts von Betrug, Diebstahl, Raub, und von denen daraus folgenden mörderischen Nachstellungen hört. Es ist auch kein Wunder, daß sie einen abgehärteter Körper haben, als wir. Aber sind sie darum glücklicher? Ich denke, nein. Sie haben zwar weniger Leid, aber auch viel weniger Vergnügen; und der Ueberschuß der Freude eines Wilden, wird mit dem Ueberschusse der Freude eines gesitteten Menschen in keine Vergleichung kommen. Und gesetzt auch, die meisten Wilden wären glücklicher, als die meisten unter einem gesitteten Volke: so ist doch der Zustand jener für das menschliche Geschlecht nicht gemeinnützig. Denn bey der Wildheit können in einem grossen und zur Fruchtbarkeit geschickten Lande nur wenige Menschen erhalten werden. Daher ist es eine Pflicht für den, der dieses erkennt, den gesitteten Zustand der Menschen nach Vermögen so zu befördern, daß mehr glückliche Menschen auf dem Erdboden bey einander wohnen können.

Auf der obern Hälfte der Tafel ist der Zustand einer Gegend, zu der Zeit der größten Wildheit ihrer Bewohner; auf der untern Hälfte aber der Zustand derselben Gegend vorgestellt, in welchen sie durch den Fleiß und die Kunst zahlreicher Bewohner ist versetzt worden. Dort und hier sind eben dieselben Thäler, Anhöhen, Berge und Flüsse. Aber oben ist keine Spur vom menschlichen Fleiße.



Zur Rechten unter dem herüberhängenden Felsen ist keine Heerde, die unter der Aufsicht eines Hirten weidet, wie ihr unten seht. Dort sitzt keine Frau, die eine ergiebige Kuh vergnügt melkt. Da sind keine zahme Ziegen, Schafe und Pferde, wovon der Mensch einen Gebrauch machen kann, sondern Löwen, Zieger, Luchse und Bären, und nur ein wildes und ungezähmtes Pferd, ein Hirsch und ein Paar Schafe. In dem cultivirten Zustande steht auf jenem Hügel eine bequeme und ansehnliche Wohnung für viele Menschen, woben Obstgärten und Fruchtgärten sind; in dem rauhen Zustande grasete daselbst nur etwas Wild. Die Brücke über dem Flusse; das Schiff, das leicht und bequem auf demselben bewegt wird; die Landstrasse für den Wandrer und für die Reisekutsche; die Wohnung dort am Wasser; der Spaziergang für den Freund und die Freundin, die besäeten Felder, die Obstgärten und Krautgärten, die ihr auf der untern Hälfte seht, und wovon sehr viele Menschen Vergnügen und Vortheil haben, fehlten allesammt zur Zeit der Wildheit der ersten Bewohner, wovon ihr zwey unbekleidet und wild unter dem Baume liegen seht.

Vielerley Ursachen aber können nach und nach Etwas dazu beytragen, daß ein Volk, oder die Stammväter eines künftigen Volks, langsam oder bald zum Ackerbau, zu Handwerken und Künsten, zur Einsetzung der Obrigkeiten, und alsdann zu mehr Künsten und Wissenschaften, und zum Handel fortschreiten. Etwas von diesen Dingen kann
der

der Mensch den Thieren ablernen; das Eisen kann einmal zufälliger Weise gefunden, oder aus Erz zusammen geschmolzen seyn; da war der Ackerbau erleichtert. Die Spinne lehrte sie vielleicht erst Netze, hernach dichteres Zeug weben. Zuweilen werden auch Menschen gebohren mit außerordentlichen Fähigkeiten, die bisher unbekanntes Kräfte der Dinge zu bemerken, und ihren Gebrauch zu lehren. Einige Wilde sehen dieses und jenes von ihren gesittetern Nachbarn, oder die letztern werden Lehrer der ersten, u. s. w.

b) Die natürliche Freyheit eines Volks. Tab. XXXIII.

Auf dem ersten Vierthel seht ihr einige Hausväter, die auf gewisse Art bekleidet sind, die schon Fischeretze stricken, und aus Laub, Zweigen, Flechtwerk und Stämmen der Bäume sich Hütten erbaut haben. Aber weit, sehr weit sind sie noch von unserm gesitteten Zustande entfernt.

Es fanden sich in ihrer Gegend noch viel wilde und reißende Thiere, die ihnen selbst gefährlich waren, ihr zahmes Vieh tödteten, und ihre schon angebauten Aecker und Wiesen verwüsteten. Wir müssen Jagd auf sie machen, sagte einer zum andern. Zuweilen vereinigten sich zwey, drey Familien zu diesem Zwecke; aber fast vergebens. Eine so kleine Anzahl konnte die Thiere nicht aufsuchen, nicht tödten, nicht die Ausgänge und Eingänge besetzen. Es müssen unsrer hundert zusammen treten! Es müssen unsrer hun-



dert zusammen treten! So lautete es an einem Tage und an dem zehnten. Aber es geschah nicht. Wer sollte die Hundert aussuchen? Wer den Ort ihrer Sammlung und die Art der Jagd bestimmen? Die See trat zuweilen aus, und überschwemmte ihre Saat, auch wohl ihre Hütten und Wohnstätte, daß Menschen und Vieh ertranken. Wir müssen Dämme machen, wir müssen Dämme machen, hieß es, aber es war keine Uebereinstimmung. Wir haben noch Zeit, sagte der Eine; die Ueberschwemmung kann morgen kommen, sagte der Andre. — So und so würde der Damm breit und hoch genug seyn. — Nein, das hilft uns nicht, wenn der Westwind stürmet. — O, du willst immer klüger seyn, als Andre, dämme du so hoch und so breit. — Das lasse ich wohl bleiben; denn was hilft mirs, wenn ihr es nicht auch thut. Kurz, es wurde kein Damm gemacht. Bey einer grossen Ueberschwemmung hatten Einige ihre Weiber und Kinder, Vieh und Hütten verloren. Diese traten zusammen und wollten die Andern zwingen, zu einer gewissen Zeit und auf gewisse Art einen Damm zu machen. — Was wollt ihr drohen? hieß es. Seyd ihr unsre Väter? Habt ihr uns etwas zu befehlen? — O ihr Faulenzer, sollen wir denn um eurer Faulheit willen in Lebensgefahr bleiben? Wollt ihr dämmen helfen, oder nicht. — Nein! — Schlagt zu, Nachbarn — Wehrt euch, Nachbarn — Da trafen die
schwe-

schweren Prügel, da flogen die Steine, da lagen die Verwundeten und Todten. Das natürliche Mitleiden machte zwar eine Zeitlang Friede; aber es wurde nicht gedämmt. Solche zum Theil blutige Streitigkeiten entstanden oft. Sie lernten bey dieser Gelegenheit das Plündern, das Rauben, das Todtschlagen. — Nachbar, ich bin in der vergangnen Nacht bestohlen, von dem Schafhirten dort auf dem Berge. Komm, hilf mir, ihm wieder Etwas wegnehmen. Der Kläger hatte gelogen, er wollte selbst rauben. So verlor der unschuldige Schafhirt einen Theil seiner Schafe. Das soll euch übel bekommen, sagte derselbe, und vereinigte sich mit einigen andern Hirten, griff seine Feinde an und die Nachbarn derselben zugleich. Denn, sagte er, warum leidet ihr solche Bösewichter bey euch, wenn ihr nicht Antheil an ihrem Raube nehmt? Man kann sich vorstellen, wie elend diese nicht weit von einander wohnenden Familien durch einen solchen Zustand wurden.

c) Die Regierung der Hausväter.

Dies Land hieß *Universalia*, (*) und erstreckte sich anfangs nicht über zehn Meilen im Durchschnitte. Nachher aber breiteten sich seine Grän-

(*) Ich nenne dies erdichtete Land *Universalia*, weil die Erzählung von seinem, den wirklichen Begebenheiten der Völker ähnlichen, Schicksale, die in der Universalgeschichte vorgängig nöthigen Begriffe gründet.

Gränzen aus, nachdem die vermehrten Einwohner einige wüste Gegenden angebaut, einige angränzende Völker aber theils freywillig, theils, wie ihr bald hören werdet, gezwungner Weise sich mit den Universalien vereinigt hatten. In dem eben beschriebnen Zustande derselben lebte unter ihnen ein Mann, Namens (*) *Democratus*, derselbe stand in dem Ruhme einer grossen Weisheit, den er wirklich verdiente. Er hatte den Stand und Lauf der Sonne, des Mondes und der Sterne, und die regelmässige Zeit der Springfluthen, die Kräfte verschiedner Kräuter und Mineralien, und die Natur vieler Thierarten beobachtet und erforscht. Daher war er fast der allgemeine Rathgeber aller Jäger, Fischer und Kranken seiner Zeit. Bey ungewöhnlichen Zufällen nahm man mehrentheils seine Zuflucht zu ihm, mit Erwartung, ob er Rath und Hülfe schaffen könnte. Bey diesen Eigenschaften war er dienstfertig und gefällig gegen Alle. Also hatte er den Namen eines Weisen mit Recht. Dieser *Democratus* nun versammlete zu obgenannter Zeit, als die Universalier die Folgen ihrer Regellosigkeit und Zänkerey am meisten fühlten, an verschiednen Orten des Landes die ansehnlichsten Hausväter. Ihr werdet ihn auf dem ersten Viertel von der übrigen Gesellschaft leicht unter-

(*) Man kann, wenn man es nöthig findet, alsobald sagen, das die griechischen Wörter, *Democratie*, *Aristocratie* und *Monarchie*, auch nach ihrer Abstammung eine Regierung des Volks, der Grössen und eines Einzigen bedeuten.

terscheiden. „Ehrwürdige Väter, rechtschaffne
„Brüder, sagte er zu ihnen, vernehme und prüfet
„einen wichtigen Anschlag, dessen Ausführung mir
„möglich scheint, und unsrer Aller Wohlfahrt betrifft.
„Viele von euch haben zahlreiche Familien. Ist
„in demselben ein Bruder wider den andern? Hel-
„fen nicht vielmehr Alle die gemeine Glückseligkeit
„des ganzen Hauses befördern? Warum könnten
„nicht alle Universalier sich als eine einzige Brüder-
„schaft ansehen und unter sich eine Regierung anord-
„nen, entweder nach dem Muster der Väter, die
„in und neben ihren Hütten Ordnung und Glück-
„seligkeit unter der grossen Zahl ihrer Kinder und
„Enkel unterhalten; oder nach dem Muster der
„zahlreichen Brüderschaften, in welchen bey wich-
„tigen Vorfällen der Wille der Meisten eben
„so viel gilt, als dort der Wille des Vaters? „Dieser
„Anschlag, den er hin und wieder im Lande be-
„kannt machte, gefiel fast allen Hausvätern. Sie
„nahmen Abrede wegen eines allgemeinen Sammel-
„platzes und bestimmten Landtages, um über die
„allgemeine Wohlfahrt besondere Berathschlagungen
„anzustellen. Die Hausväter kamen fast allesamt,
„und welche vor Alter oder Krankheit nicht konnten,
„sendeten ihre ältesten Söhne oder gute Nachbarn,
„um in ihren Namen zu reden. Ich will nur das
„Bornehmste erzählen, was nach und nach unter
„ihnen ausgemacht wurde. Sie wählten fünf Uni-
„versalrätthe, deren ganzes Geschäft darinn beste-
„hen sollte, sich nach den Umständen des Landes zu
„erkundigen, unter einander Berathschlagungen an-



zustellen, in nöthigen Fällen die Hausväter zum Landtage durch gewisse Boten zusammen zu rufen, und ihnen die vorhin überlegten Fragen von der allgemeinen Wohlfahrt vorzutragen. Man wählte nebst dem Demoftratus vier Andre zu Räten; und einige hundert Landesknechte, junge und starke Männer. Sowohl die Räte, als die Knechte, wurden, weil sie immer mit der allgemeinen Wohlfahrt beschäftigt waren, mit allem Nöthigen durch gemeinschaftlichen Beytrag versorgt. Man baute ihnen ihre Hütten, man brachte ihnen zu gewissen Zeiten so viel Früchte, Fleisch und Fische, als sie bedurften. In der ersten grossen Versammlung ward zugleich ausgemacht, daß auch ohne besondre Zusammenberufung alle Jahr zu einer gewissen Zeit ein allgemeiner Landtag seyn, und daß alles, was von zwey Drittheilen der Stimmen beschloffen würde, allenthalben als ein Gesetz gelten sollte. Da verordneten sie gewisse Strafen für diejenigen, welche etwa den Gesezen nicht gehorchen, oder an ihren Mitbürgern, denn so nannten sie sich nach dieser Vereinigung, Gewalt ausüben wollten. Ob aber die Geseze von Jemanden übertreten wären, sollte in jedem Theile des Landes von gewissen dazu bestimmten Richtern beurtheilt werden, unter deren Befehl die Landesknechte, welche sie auch Solzdaten nannten, stehn, und die Ungehorsamen nach Vorschrift der Geseze zwingen und strafen sollten. Doch stünde es einem Jeden frey, von dem Urtheile der Richter an die Universalräthe, und von ihrem Urtheile an den Landtag sich zu wenden, (zu
appel-

apelliren), doch mit dieser Bedingung, 1) daß er Sicherheit stellen müßte, der wahrscheinlicherweise verdienten Strafe nicht zu entweichen, 2) daß er einige Strafe dafür leiden müßte, wenn das Obergericht der Ráthe und des Landtages das Urtheil des Untergerichts bestätigen würde. Es waren gleich anfangs Einige, welche vielerley Einwendungen wider die Nothwendigkeit einer solchen bürgerlichen Einrichtung machten. Aber sie bekamen zur Antwort: die Meisten würden sich nicht nach ihnen, sondern sie müßten sich nach den Meisten richten; wer in dem Lande Universalia nicht bleiben wollte, dem stünde die übrige Welt offen.

Es ist nicht nöthig zu erzählen, wie dieser Staat, oder dieses unter einer gemeinschaftlichen Regierung stehende Volk, nach und nach angewachsen, und durch Ackerbau, Handwerke, Künste, Handlung und Wissenschaften gesitteter und ansehnlicher geworden sey. Die Zahl der Ráthe wuchs mit den Staatsgeschäften. Die Anzahl der Soldaten wurde, wie das Land größter und volkreicher ward, vermehrt; in Regimentern von Tausend, in Compagnien von Hundert, in Corporalschaften von Zehn getheilt, u. s. w. Ihre Befehlshaber wurden Officiere genannt, Unterofficiere, Oberofficiere, Stabsofficiere und Generale.

Als der Werth des Geldes bey ihnen eingeführt war, mußte eine jede Familie den auf dem Landtage beschlossnen Beytrag (die Contribution) in Geld bezahlen. Es ward Steuer, Accise

cise und Zoll verordnet, um die Kosten des Landtages, der Universalräthe, der Gerichte, des Soldatenwesens, aller Staatsbedienungen, und der zum gemeinen Besten nöthigen Gebäude, Brücken, Wege und Dämme zu bestreiten.

Damals hatten die Universalier schon Dorfschaften, wo viele Ackerleute zusammen wohnten; kleine und grosse Städte, wo Handwerker, Künstler, Kaufleute und Gelehrte ihre Geschäfte trieben; Häfen, wo bequeme Schiffahrten waren; und eine Hauptstadt, wo die Universalräthe wohnten, und der Landtag gehalten wurde.

Eine jede Person, die mit dem Dienste des Staats sich beschäftigte, bekam einen bestimmten Sold; einige einen grössern, einige einen kleinern, nachdem ihre Berrichtungen entweder gefährlich oder mühsam waren, oder viele vorgängige Übung erfoderten. Man theilte das ganze Land in Provinzen, die Provinzen in grosse Aemter, welche einige Städte und Dörfer unter sich hatten. Jedes Dorf, jede Stadt, jedes Amt und jede Provinz hatte ihre besondere Unterobrigkeiten und Staatsbediente, welche auf die Beobachtung der Gesetze Acht geben mußten, aber auch selbst vor die höhere Obrigkeit, vor den Universalrath und vor den Landtag zur Rechenschaft gefodert werden konnten. Denn wider die Entschlüsse des Landtages galt Nichts. Zwischen der Zeit der Landtage aber war der Universalrath die höchste Obrigkeit, welche zwar Nichts wider die Gesetze des Landtages, aber wohl auf eine Zeitlang einige andre Dinge ver-

verordnen konnte; solche nämlich, welche noch nicht entschieden waren, bis sie auf dem Landtage entweder verworfen oder bestätigt wurden. Seitdem die Kunst zu schreiben unter ihnen erfunden war, wurden die Verordnungen der Landtage in ein Gesetzbuch getragen, nach der Erfindung der Buchdruckerkunst aber durch den Druck bekannt gemacht. Es entstanden aber nach und nach mancherley Arten von Staatsbedienungen, z. E.

- 1) Universalräthe für den ganzen Staat, Provinzialräthe für jede Provinz, Amträthe oder Amtmänner für jedes Amt, Bürgermeister und Rathsherrn für jede Stadt, Schulzen für jedes Dorf.
- 2) Schatzmeister und Finanzbediente, welche über die Einnahme und Ausgabe des Staats Rechnung führen, abermals in jeder Stadt, in jedem Amte und im ganzen Staate.
- 3) Verschiedne Oerrichter, Unterrichter und Policeyauffseher.
- 4) Canzelisten oder Schreiber, und Aufwärter für die Obrigkeiten verschiedner Art.
- 5) Deffentliche Boten oder Posten.
- 6) Soldaten mit ihren Befehlshabern.
- 7) Bestellte Lehrer, welche die Unterthanen der Gesetze erinnerten, und ihnen durch nützliche Vorstellungen den Gehorsam erleichterten.
- 8) Endlich Aufseher der Gefangnisse, und Scharfrichter für die Verbrecher.

Viele Jahrhunderte nach dem Ursprunge dieses Staats war er so weitläufig und volkreich geworden, daß die Versammlung aller Hausväter auf dem Reichstage zu beschwerlich und unnöthig

Elem. 3ter Band VII. B war,

war. Da wurde beschlossen, die Hausväter jedes Districts sollten sich versammeln, um gewisse Personen zu wählen, welche in Vollmacht von Allen in der Landtagsversammlung sprechen sollten; diese wurden von dieser Zeit an ein Parlament genannt.

Man lernte bald einsehen, daß das Vaterland (so nennt ein Jeder das Land, unter dessen Befehlen er lebt) von fähigen, ansehnlichen und reichen Unterthanen oft solcher Dienste bedürfe, welche unerzwingliche Pflichten sind, und daher nicht befohlen werden können. Es ward also beschlossen, daß solche Verdienste besonders belohnt werden sollten, durch die Freyheit, gewisse Namen, und in den Petschaften gewisse Wappen zu führen, die Niemand ohne Bewilligung des Staats führen dürfte; daß diese Belohnung ein vorzügliches Recht geben sollte, zu gewissen ansehnlichen Aemtern wählbar zu seyn; endlich, daß dieses Adeltrecht auch auf die Nachkommen fortgeerbt würde, so lange sie sich desselben nicht offenbar unwürdig machten. Mit der Zeit machte man unter dem Adel auch verschiedne Grade, als Edelleute, Freyherrn (Barons) und Grafen, u. s. w. Weil man nun glaubte, der vornehme Adel würde seine Söhne so erziehen, daß sie die Staatsgeschäfte besser, als andre Mitbürger, verstünden; so machten die Universalier mit der Zeit ein Oberparlament und Unterparlament. Dieses letzte bestand aus den Abgeordneten der Provinzen, jenes aber aus einer Anzahl Grafen, welche durch die Geburt ein Recht dazu hatten. Es wurde beschlossen, in jedem

dem dieser Parlemeute sollten die meisten Stimmen als der allgemeine Schluß gelten, aber ohne Uebereinstimmung beyder in den vorigen Gesetzen keine Veränderung geschehen.

d) Regierung der Grossen.

Vor vielen hundert Jahren lebte daselbst ein Graf, Namens Aristocratus, ein weiser, reicher und angesehner Mann. Seine Zeiten waren so glücklich, daß die meisten Grafen von dem ganzen Volke, (welches doch nicht allemal eintrifft,) für die besten Männer gehalten wurden. Das Unterparlement war schlecht besetzt, weil die Provinzen mehrentheils schlecht gewählt hatten. Die besten Vorschläge des Oberparlements fanden keinen Eingang; und es konnte fast Nichts beschloffen werden, weil das Oberparlement die gemeinschädlichen Vorschläge des Unterparlements nicht bestätigen wollte. Dadurch gerieth das ganze Land in grosses Elend. Ein folgendes Unterparlement war vernünftiger, und klagte sehr über das Unglück, was die Widerspenstigkeit des vorigen angerichtet hätte. „Wozu dienen (sagte ein Sprecher, den damaligen Umständen gemäß) „alle Unkosten und Bemühungen, die „das Volk von dem Unterparlement hat? Sind in „einem etwa die meisten Mitglieder wohlgesinnt, „so vernichtet doch das folgende, wenn es nicht „gleicher Art ist, alles Gute. Und wie viel wohlgesinnte Parlementer haben wir seit zehn Jahren „gehabt? Ihr wißt, theuerste Mitbürger, unser

B 2

Ober:

„Oberparlement besteht aus den besten Männern
„des Landes, die alle mehr oder weniger dem ver-
„ehrungswürdigen Aristokratus gleichen. Könnte
„dieses Parlament nicht zureichen, das Beste des
„Landes zu besorgen? Wollen wir nicht anfragen,
„ob diese erleuchtete Gesellschaft, wenn es das Volk
„bewilligt, das Steuerruder des Staats allein
„übernehmen wolle?“, Dies ward beschlossen,
und das befragte Oberparlement sagte unter der Be-
dingung Ja, wenn es das Volk bewilligte. Dies
schrieb das Unterparlement in die Provinzen, mit
der Ermahnung, die Hausväter möchten sich ver-
sammeln, und was die meisten Stimmen in jeder
Provinz beschloßen, für die Stimme der Provinz
gelten lassen, alsdann könnte der Wille der meisten
Provinzen die ganze Sache entscheiden. Die Ab-
sicht dieser Vorstellung gefiel, nach den damaligen
Umständen, im ganzen Lande; das Oberparlement
sollte künftig unter den Namen der Patricier al-
lein regieren. So verloren die Hausväter das
Recht, zu den Gesetzen ihre Stimmen zu geben.
Sie hatten diese Regierung von dem Stifter De-
mokratus eine Demokratie genannt; die Patricier
aber hießen, dem Aristokratus zu Ehren, die neue
Regierungsform, in welcher das Recht, in Staats-
sachen zu stimmen, einigen Familien erblich ge-
worden war, eine Aristokratie. Die Zahl der
Patricier war groß, und wurde grösser. Ihre
Güter und Wohnsitze waren im ganzen Lande zer-
streut. Ein beständiger Aufenthalt in der Haupt-
stadt wäre beschwerlich und schädlich gewesen. Sie
wähl.

wählten also durch die meisten Stimmen einen großen Rath von hundert Personen, der sich alle Monate versammeln sollte. Ihm gaben sie das Recht, einen kleinen Rath von zehn Patriciern zu wählen. Derselbe sollte sich wöchentlich dreyimal versammeln. Wenn ungewöhnlicherweise wichtige Geschäfte vorkamen, so sollte der kleine Rath einen außerordentlichen Patricientag ausschreiben, an welchem sie sich Alle versammeln wollten. Kurz, die Patricier wurden in der Aristokratie das, was die Hausväter in der Demokratie vor dieser Veränderung gewesen waren. Die Stelle des Universalraths besetzte der kleine und große Rath, welcher aus lauter Patriciern bestand. Nur an dem Patricientage konnten beständig geltende Gesetze gemacht werden; in den Zwischenzeiten war der große Rath die höchste Obrigkeit. Der kleine Rath aber wachte täglich für die Ausübung der Gesetze, und überlegte vorgängig die Fragen, die so wohl in der Versammlung des großen Rathes, als auch aller Patricier ausgemacht werden sollten.

Es giebt noch heutiges Tages einige Demokratien und Aristokratien unter den Völkern. Eine jede dieser beyden Arten der Regierung heißt eine Republik. In derselben ist allemal eine kleine Rathsversammlung, welche über die Gesetze wacht, und welcher ein jeder einzelner Unterthan, eine jede Gesellschaft von Unterthanen, und alle Unterobrigkeiten im Lande gehorchen müssen; ob sie gleich selbst den Bestimmungen der seltnern und zahlreichern



Versammlung unterworfen ist, welche in der Republik Gesetze giebt und verändert.

Seht auf dem zweyten Viertel unsrer Tafel eine solche Versammlung eines hohen Rathes in einer Republik, oder wenigstens einen Theil derselben gezeichnet! An diesen Rath, der gemeiniglich aus mehr Personen besteht, kann von dem Ausspruche einer jeden Unterobrigkeit im Lande appellirt werden. Das Gesetzbuch liegt auf dem Tische. Die Menge der umherstehenden Menschen, die ihr seht, sind theils Wache und geringere Staatsbediente, welche in jedem Augenblicke bereit sind, die Befehle des hohen Rathes zu erfüllen, und andre zu überbringen; theils andre Staatsbediente, die wegen Verwaltung ihrer Aemter Befehle empfangen, oder Rechenschaft ablegen sollen; theils solche, die wegen eines vermeynten Unrechts über die Unterobrigkeit klagen, oder welche Aemter, Freyheiten und andre öffentliche Wohlthaten suchen.

e) Die Regierung eines Fürsten.

Aber nicht alle Staaten sind Republiken; sondern in einigen ist eine einzige Person, welche unter dem Namen Graf, Fürst, Herzog, Landgraf, Markgraf, Churfürst, König oder Kaiser, mehr als irgend eine andre Person im ganzen Lande, auch über die meisten Versammlungen der Unterobrigkeiten zu befehlen hat. Ein solcher Staat heißt eine Monarchie; eine solche regierende Person ist ein Monarch, obgleich nur Kaiser
und

und Könige den Titel eines Monarchen führen. Einen solchen Staat kann man ansehen als eine einzige zahlreiche Familie, die unter der Herrschaft ihres Stammvaters steht, und nach dessen Tode entweder dem ältesten seiner Söhne, oder demjenigen dieselbe Oberherrschaft überträgt, den der sterbende Vater vorgeschlagen, oder den die meisten Stimmen erwählt haben. Doch einige Staaten stehn auch unter Monarchinnen, welches Wort nicht die Gemahlinn eines Monarchen bedeutet, sondern eine selbstregierende Fürstinn, Königin und Kaiserinn.

Die Völker haben verschiednen Anlaß gehabt, Monarchien zu stiften. 1) Das in Familien gewöhnliche Ansehn eines einzigen Vaters oder Großvaters hat einige Völker bewogen, ihren Staat gleich anfangs nicht republikanisch, sondern monarchisch einzurichten. 2) Da noch keine Regierungen waren, wählten doch diejenigen, die zuweilen auf eine Jagd gegen die wilden Thiere gehen, oder Räuberbande auffuchen und verjagen, oder zum gemeinschaftlichen Besten gewisse Arbeiten unternehmen wollten, sich auf eine Zeitlang einen Anführer, oder Dictator, dem sie alle, während dieses Geschäftes, zu gehorchen versprochen. Traf es sich nun, daß eben derselbe Mann oft nach einander zum Anführer erwählt ward; so wurden die Uebrigen des Gehorchens, und er des Befehlens gewohnt. Er wünschte, beständig zu herrschen; und fand leicht eine Anzahl, die aus verschiednen Ursachen wollten, daß ihm eine mo-

narchische Regierung von Allen übertragen würde. Diese nahmen unter einander die erste Abrede, sich einander beizustehen, wenn die Uebrigen nicht wollten. Sie riefen aus: Glück zu dem Könige! verbannt sey der, der ihm nicht gehorchen will. So konnten einige hundert oder tausend Menschen einen Fürsten im ganzen Lande machen; obgleich neun Zehntheile der Einwohner die Sache vorher nicht überlegt hatten; sondern halb mit gutem Willen, und halb aus Furcht vor den mit einander verbundenen Wenigen, dem Fürsten gleichfalls Gehorsam angelobten. So oft nun der Thron oder der Königsstuhl mit einem würdigen Menschenfreunde besetzt war, genoss das Land einer weit grössern Glückseligkeit, als in einer Republik möglich ist. Denn man weis aus der Erfahrung, daß die Fürsten oder Könige in den Regierungsgeschäften, so oft sie nicht etwa in irgend einem Affekte zum Besten oder Nachtheile einzelner Personen handeln, das Beste des Landes wünschen und befördern; so weit ihre eigne und die Einsicht derer reicht, die berufen werden, ihre Rathgeber zu seyn. 3.) In Republiken können unter Partheyen oft Streitigkeiten vorkommen, und dem gemeinen Wesen sehr schaden. In solchen Umständen kann eine ansehnliche Parthey von der Glückseligkeit einer benachbarten ruhigen Monarchie eingenommen werden, gleichfalls einen Fürsten oder König wünschen, und eine grössre Anzahl Mitbürger zu gleichem Wunsche bereden, so daß die Meisten verabreden, die republikanische Regierung

nung in eine monarchische zu verwandeln. Wenn eine solche Parthey stark genug ist, und Anstalten machen kann, dem Widerwillen der Uebrigen zu widerstehn; so pflegt der Wunsch derer, die bey der alten Regierungsform bleiben wollen, entweder verändert, oder verborgen gehalten, oder durch Widerstand der Mächtigen vereitelt zu werden.

Man hat aber Monarchien von verschiedner Art. a) In Wahlreichen wird jedesmal nach des Fürsten Tode ein neuer durch diejenigen und aus denjenigen Personen erwählt, die nach den Staatsgesetzen ein Recht dazu haben. b) In Erbreichen aber ist die Erbfolge festgesetzt, zum Vortheile des ältesten Sohns oder des nächsten Blutsverwandten des verstorbenen Fürsten. Diese Erbfolge geht entweder nur auf das männliche, oder auch auf das weibliche Geschlecht. c) Man findet auch Reiche, in welchen der Fürst jedesmal seinen Nachfolger ernennet, und welche Patrimonialreiche heißen.

Ein andrer Unterschied der Reiche besteht in der Größe des dem Monarchen gegebenen Rechts. 2) Ein eingeschränkter Monarch darf nur gewisse Dinge nach seinem Gutbefinden im Staate befehlen; in andern aber gilt seine Meynung Nichts wider die einmal üblichen Gesetze, oder wider die meisten Stimmen gewisser verordneten Rathsversammlungen. Einige Monarchen sind auf solche Art eingeschränkt, daß zwar zu allen Veränderungen in Staatsangelegenheiten ihre Einwilligung als nothwendig erfordert wird; aber daß sie auch zu ge-



wissen Veränderungen, die sie wünschen, selbst die Einwilligung andrer Personen oder Gesellschaften haben müssen. b) Der uneingeschränkte oder souveraine Monarch aber hat, unter dem Versprechen, nach eigener Einsicht zum Besten des Landes zu regieren, in seinem Fürstenthume, Herzogthume, Königreiche oder Kaiserthume das ganze Recht, Gesetze zu geben und zu verändern, die Contributionen zu vermindern oder zu erhöhen, die Aussprüche der Gerichte zu bestätigen oder zu verwerfen, die Staatsämter zu besetzen, Adelsbriefe und andre Privilegien zu ertheilen, und mit den Regenten andrer Staaten Verträge zu schliessen, oder sie zu ändern.

Bey Einsetzung souverainer Monarchen hat man vorausgesetzt, daß, wenn die Erbschaft des Throns auf ein unmündiges Kind, oder auf eine sehr blödsinnige, oder gar wahnsinnige Person fallen sollte, der Monarch bis an die Zeit seiner Fähigkeit zu regieren, unter Vormündern stehn müsse, die er nachher zur Rechenschaft ziehen kann. Man hat ferner gemeiniglich vorausgesetzt, daß ein der Regierung fähiger Monarch keine seiner Unterthaninnen mit Gewalt zur Unkeuschheit zwingen; daß er Niemanden, ohne ihm einen Proceß zu machen, (worinnen angezeigt wird, warum es geschehe,) der Güter, der Freyheit, des ehrlichen Namens und des Lebens berauben werde. Wenn aber ein Volk so wenig gesittet, oder durch Furcht vor dem Monarchen so sehr erniedrigt ist, daß bey ihm geglaubt oder öffentlich gesagt wird,

ein

ein Monarch habe das Recht, nach Belieben gegen die Keuschheit der Unterthanen; und ohne Proceß mit den Gütern, der Freiheit, dem ehrlichen Namen und dem Leben der Unterthanen gewaltthätig zu verfahren; ohne daß es Jemand öffentlich misbilligen dürfe: so heißt der Monarch ein Despot, und die Regierung Despoterey.

In sehr gesitteten Ländern ist es nicht wahrscheinlich, daß eine Despoterey lange währe; aber von souverainen Monarchien, unter welchen gewisse Völker viele hundert Jahre nach einander glücklich sind, hat man allerdings Exempel.

Seht auf dem dritten Viertel den Monarchen auf dem Throne in seinem Schlosse. Neben ihm stehn seine vornehmsten Räte und Hofbediente; hinter diesen andre, die Etwas bey dem Könige suchen, oder das Vergnügen haben wollen, ihren Landesvater zu sehn, und sich ihm zu zeigen. Einige bewaffnete Männer von der Leibwache sind da, alle Unordnung zu verhüten.

Kaiser und Könige werden Majestäten genannt. Dieser Titel ist unterschieden von derjenigen Majestät, welche auch in jeder Monarchie und in jeder Republik ist, und in ihrer Unabhängigkeit von andern Staaten, und höchsten Herrschaft über jeden Unterthanen bestehet. Man hat einzelne, man hat zusammengesetzte Staaten. Die letztern bestehn aus beständig verbundenen Monarchien oder Republiken, welche sich, der gemeinschaftlichen Wohlfahrt halber, von dem Entschlusse der meisten Stimmen in einigen Stücken abhängig gemacht haben.

Einige

Einige Hofleute beschäftigen sich nur mit der Person des Königs und seiner Familie, und sorgen für seine Tafel, Wohnung, Kleider, Pracht, Aufwartung und Ergöſſlichkeit; als die Hofmarschälle, Küchenmeister, Kellermeister, Jägermeister, Stallmeister, Ceremonienmeister, Kammerherrn, Kammerjunker, Hofjunker, Pagen, u. a. m. nebst ihren Oberaufsehern. Andre aber werden als Rätſe und Oberaufseher in Regierungsgeschäften gebraucht; als der Großkanzler, Schatzmeister, und eine große Anzahl anderer Rätſe, wozu auch Moralitäts- und Educationsrätſe gehören könnten, wenn man erst ihre Nothwendigkeit einſähe. (*) Die Familie des Fürsten, nebst diesen und andern solchen Staatsbedienten, heißen der Hof; die Stadt, worinn der Fürst mit seinem Hofe gemeinlich wohnt, heißt die Residenzstadt. Ich ſage, wo er gemeinlich wohnt; denn es ſcheint nöthig, daß, wie ein Hausvater alle Theile des Hauses, also ein Landesvater alle Theile seines Landes oft beſuche; und daß er in der Residenz ſich nur am meisten aufhalte, wie ein Hausvater in ſeinem Wohnzimmer.

Durch die Regierung über vereinigte Mitbürger oder Staatsglieder iſt es möglich, daß in Ruhe und Sicherheit viele Menschen zuſammen wohnen und ihre Geſchäfte treiben. Seht auf dem vierten Viertel eine Stadt mit einigen umliegenden-

(*) Man ſehe *das Methodenbuch* in dem Hauptſtücke von der Staatsaufſicht über Moralität und Erziehung u. ſ. w.

genden Dorfschaften vorgestellt. Ihr seht die Stadtmauern, das Thor, das Rathhaus, die Gassen und viele Häuser.

f) Von klagbaren und andern Beleidigungen. Tab. XXXII.

Da taumelt (auf dem ersten Viertel) ein viehischer Trunkenbold. Muthwillige Knaben (denen kein Recht gegeben ist, sein Laster zu bestrafen) bewerfen ihn mit Sand und Roth. Der Trunkenbold aber (denn die Trunkenheit ist eine halbe Raserey) hat, bloß um den Klang zu hören, mit seinem Stocke die Fenster eines Hauses eingeschlagen. Diese Handlungen, sowohl des Trunkenboldes, als der Knaben, sind klagbare Beleidigungen. Das Wort, klagbar, will ich euch erklären.

Eine jede Pflicht eines Menschen gegen den andern, ist in gewissen Umständen gegründet: z. E. die Pflicht, daß Einer den Andern nicht schlagen dürfe, ist in dem Umstande gegründet, daß der Erste kein Vorgesetzter des Andern sey, daß der Andre Nichts gethan habe, worauf Schläge erfolgen dürfen, oder daß der Andre den Ersten nicht gewaltthätig angegriffen habe. Die Pflicht, herbey zu eilen, wenn ein Mensch ins Wasser fällt, ist keine Pflicht eines solchen Lahmen, der gar nicht gehn kann. Die Umstände nun, woraus eine Pflicht erhellt, können entweder ohne Weitläufigkeit bekannt gemacht werden, oder nicht. Es kann
be:

bekannt gemacht werden, daß ein Käufer Etwas gekauft und nicht gleich bezahlt habe, und daß er also verbunden sey, dem Verkäufer den Preis zu bezahlen. Aber es ist schwer, zu erforschen, ob Jemand verpflichtet gewesen sey, einem Bettler, dem er einen Almosen abgeschlagen, oder einen kleinen gegeben hat, zu derselben Zeit Etwas oder mehr zu geben. Diejenigen Pflichten gegen Andre, welche sich nicht auf verborgne, sondern auf öffentlich bekannte Umstände gründen, kann die Obrigkeit erzwingen, daß ist, sie anbefehlen; und die Uebertretung derselben durch Strafen ahnden. Hingegen die andern Pflichten, deren entscheidende Ursachen nicht so leicht erforscht werden können, kann sie nicht mit Nachdruck befehlen, sondern ihre Ausübung muß sie der Tugend eines Jeden heimstellen.

Wenn ein Mensch dem andern eine Pflicht schuldig ist, so hat der andre ein Recht, die Vortheile der Ausübung derselben zu genießen. Nun ist ein Unterschied zwischen erzwinglichen und unerzwinglichen Pflichten gegen einander, folglich auch zwischen einem erzwinglichen und unerzwinglichen Rechte, die Erfüllung einer Pflicht von einem Andern zu verlangen.

Eine jede Uebertretung einer Pflicht gegen einen Andern, ist eine Beleidigung desselben. Ist die übertretne Pflicht erzwinglich, so heißt die Beleidigung klagbar; ist aber jene unerzwinglich, so heißt diese unklagbar. Einige Menschen trinken, wenn man nach den Regeln der Gesundheit und Spar-

Sparfamkeit urtheilet, zu viel hitziges Getränk, ohne doch betrunken zu werden. Sie beleidigen dadurch diejenigen, denen an der Erhaltung ihrer Gesundheit und ihres Vermögens gelegen ist. Aber eine solche Beleidigung ist vor der Obrigkeit nicht klagbar. Wenn sie aber, wie dieser Trunkenbold, entweder an Personen oder Sachen Gewalt ausüben, so ist die Beleidigung klagbar. Zu dieser Art gehört auch der Muthwillen dieser Knaben.

Kraub, Diebstahl und viele Arten des Betrugs, gehören zu den klagbaren Beleidigungen. Wenn dem Diebe Etwas gestohlen wird, so wird er empfinden, wie ungerecht der Diebstahl sey. Seht, diese Frau will Eyer zu Markte tragen. Ein Dieb (denn die meisten fangen bey Kleinigkeiten zu stehlen an) nimmt ihr von hinten einige aus dem Korbe. Zu derselben Zeit stiehlt ihm ein andrer Dieb den Hut. Beyde sind schon auf dem geraden Wege zum Galgen oder zum Rade. Der Eyerdieb und der Hutedieb übten sich mehr und mehr, Hühner aus den Höfen, und einige Waaren auf den Jahrmärkten zu stehlen. Sie sannten nur auf Gelegenheit zu neuen Diebereyen, und verlohren die Lust, ihr Brod durch Arbeit zu gewinnen. Sie wurden untereinander, und auch andern Dieben zuletzt bekannt, und schlossen eine Diebesgesellschaft.

Auf dem zweyten Viertel seht ihr sie, wie sie beschäftigt sind, durch Hülfe einer Leiter, in das zweyte Stockwerk eines Hauses bey Nacht einzubrechen. Und diese Bösewichter sind sogar bewaffnet, entweder diejenigen, durch welche sie in ihrem Dieb-



Diebstahl gestöhrt werden könnten, schlafend oder wachend umzubringen, oder sich doch durch Mord derer zu wehren, welche sie etwa greifen, und der Obrigkeit überliefern wollten. Kinder, bedenkt, daß nicht gar selten unschuldige und fleißige Menschen durch Diebstahl ihr Vermögen verlieren; daß Einige von mörderischen Dieben umgebracht werden; daß die bloße Furcht vor ihnen schon ein Uebel sey, welches durch jedes Exempel vergrößert wird; daß die Gegenanstalt gegen Diebe die Menschen in Mühe und Kosten setze; vornehmlich bedenkt noch einmal die Unsicherheit des Lebens, welche ein Jeder an solchen Orten hat, wo Dieberey Ueberhand nimmt: so werdet ihr es nothwendig finden, daß (da die Lebensstrafen am meisten schrecken) die ergriffnen Diebe, besonders diejenigen, welche Gewalt ausgeübt haben, oder es zu thun Willens waren, durch den Strang am Galgen, oder durch das Rad ihr Leben verlieren. So wird es diesen gehen, wo sie nicht von den Bewohnern des Hauses, welche durch das Geräusch erweckt wurden, und Steine und Klöcker aus dem dritten Stockwerke auf sie herunter werfen, erschlagen werden. Seht! wie die bewaffneten Nachtwächter herben eilen. Der eine ruft durch das Horn mehr Cameraden zusammen. Sollten die Diebe entkommen, so werden sie künftig noch verwegner. Kurz, der Galgen oder das Rad wird endlich ihr Lohn seyn.

Auf dem dritten Viertheil werden Reisende in der Kutsche auf der Landstrasse von Räubern angefallen. Diese naheten sich plötzlich der Kutsche, hielten

hielten die Schießpistole vor, und riefen dem Kutscher: Halt! Halt! Zugleich hielt einer der Räuber die Pistole gegen den Wagen, mit den Worten: Heraus mit Silber, Gold und Geld, das ihr bey euch habt. Die Leute im Wagen hatten mehr Muth, und riefen: Bösewichter, bessert euch! Kutscher, fahrt zu! Er fuhr, und hieb nach den Räubern mit seiner langen Peitsche. Diese aber, um sich den künftigen Reisenden furchtbarer zu machen, erschossen zwey von denen, die in der Kutsche saßen, und eilten davon, weil sie befürchteten, daß nach dem Knalle rechtschaffne Leute herbey eilen und sie verfolgen möchten. Ist die Strafe des Rades nicht ein verdienter Lohn dieser Bösewichter?

An andern Orten, nicht bey uns, giebt es auch Menschenräuber, welche ihren Raub auf dem Markte als Vieh zu Sklaven verkaufen. Dort sind solche Menschenräuber. Sie trafen einen Mann, eine Frau und drey Kinder an. Die Gesellschaft der Räuber war stärker, (denn einige ihrer Cameraden sind auf diesem Bierhel nicht sichtbar.) Der brave Mann wollte sich und seine Familie vertheidigen, aber er ward jämmerlich erschlagen, und seine Leiche geplündert. Da liegt sie! Mit welchem Jammer schaut die Wittwe, die nunmehr Sklavinn ist, auf sie zurück? Wie schreien und winseln die mit Gewalt von Mördern weggeführten Kinder! Für solche Bösewichter sollte die Strafe des Rades zu streng seyn? Soll der Nordbrenner nicht im Feuer sterben, welcher aus Rache, oder

E

um

Elem. 3ter Band. VII.

um bey der Verwirrung zu stehen, Wohnungen anzündet und eine Feuersbrunst erregt, wodurch zuweilen ganze Dörfer, und ganze Quartiere einer Stadt in Rauch und Flammen aufgehn, und nicht selten viele unschuldige Menschen umkommen? Ist nicht das Schwerdt der gerechte Lohn des Nothzüchtigers, der, allein oder mit Hülfe Anderer, um seinen unzüchtigen Trieb zu sättigen, sich des Leibes einer keuschen Jungfrau oder eines keuschen Weibes bemächtigt? Die Lebensstrafen Weniger, retten Vielen das Leben. Aber, wenn ein weiser Menschenfreund obrigkeitliche Gewalt hat; so sucht er mit allem Fleisse durch Anstalten, welche zur Polizey gehören, zu verursachen, daß Einsicht und Tugend ausgebreitet, und daß zur Unzucht, zum Raube und zum Morden, und andern solchen lastern keine Unterthanen fähig werden, auch daß eine jede Hinrichtung eines Missethätters die größtmögliche gute Wirkung habe. (*)

Auf dem vierten Vierttel seht ihr eine Krämerinn, ein betrügerisches Weib. Ihre Waage, ihr Gewicht, ihre Elle, ihr Kannenmaß sind nicht richtig, oder wenigstens braucht sie unrichtige, so oft sie glaubt, daß der Käufer es nicht merken werde. Diese vor der Bude stehende Frau aber hat es gemerkt, verweist es ihr mit derben Worten, und droht mit der Klage bey der Obrigkeit; denn eine solche Beleidigung ist klagbar. Zu

(*) Das Methodenbuch in dem Hauptstück, von der Staatsaufsicht auf Moralität.

Zu den klagbaren Beleidigungen gehören 1) die meisten Arten des Betruges, 2) Diebstahl und Raub, 3) unrechtmäßig verübte Gewalt an dem Leibe eines Andern, Todtschlag, Mord und Nothzuchtigung, 4) alle unrechtmäßige Gewalt an den Gütern des Andern, als Mordbrennerey, Verbrennung der Saat, u. s. w. 5) alle unrechtmäßige Abweichung von der gegebenen Zusage, 6) die Kränkung des ehrlichen Namens, 7) endlich wird die Obrigkeit auf eine klagbare Weise jedesmal beleidigt, wenn man ihre Befehle übertritt, gesetzt auch, daß keine einzelne Person insbesondere dadurch beleidigt würde. Sie hält, solche Verbrechen zu erfahren, Fiscale und Poltzenbediente.

g) Von Gerichten und Strafen.

Tab. XXXIV.

Die höchste Obrigkeit (sie sey ein Monarch oder eine regierende Gesellschaft) setzt an verschiedenen Orten Richter, welche urtheilen sollen, was, den Befehlen gemäß, Einer von dem Andern zu fordern habe, ob Jemand, der angeklagt ist, ein Uebertreter der Befehle sey, und welche Strafe der Schuldige leiden müsse. Auf dem ersten Vierthel wird eine Gerichtsstube vorgestellt. Dort in und auf jenem Schranken, oder in dem Gerichtsarchiv, liegen alte und neue Verordnungen der Obrigkeit, und andre Schriften von mancherley Art, vornehmlich Akten von vorigen Gerichts-handlungen. Am Tische sitzen drey Richter, wo-

von der eine zugleich als Schreiber (oder Secretair) das Protocoll führt, oder in einem Buche die Hauptsachen anschreibt, welche an jedem Gerichtstage vorkommen. An jedem Gerichtstage, sage ich, denn ein Gericht wird nicht täglich gehalten. Dort bezahlt ein Verurtheilter entweder Geldstrafe für ein verübtes Unrecht, oder Schuld, die er einem Andern schuldig war, oder die Kosten des Processes, das ist, des vor dem Gerichte, zwischen dem Kläger und Beklagten geführten, und vom Richter entschiednen Streites. Der Andre vor dem Gitter (oder Schranken) mit den Akten in der Tasche, scheint sein Sachwalter, Fürsprecher oder Advocat zu seyn, der, weil er die Geseze versteht, und Uebung im schriftlichen und mündlichen Vortrage hat, von dem Beklagten bezeugt war, den Richtern Alles kund zu machen, was zu seiner Rechtfertigung oder Entschuldigung dienen könnte. Einer von den drey übrigen Männern ist entweder der Kläger, oder der Sachwalter desselben, die beyden übrigen aber sind vermuthlich Zeugen, welche, weil sie Etwas, das zur Entscheidung der streitigen Sache gehört, wissen, oder zu wissen vorgeben, von den Richtern vorgefordert sind, ein Zeugniß abzulegen. Vielleicht aber ist der mit dem umgeworfnen Oberrocke ein Gerichtsdiener, oder Gerichtsbothe, welcher von den Richtern Befehle erwartet. Wenn eine Versicherung des Beklagten, des Klägers, oder der Zeugen, von grosser Wichtigkeit ist; so befehlen die Richter, daß sie diese Versicherung beschwören müssen. Ein
ent-

entdeckter falscher Eid, oder Meineid, wird hart, und zwar mehrentheils am Leibe gestraft.

In den Gesetzen sind vielerley Strafen bestimmt, z. E. Geldbusse, der Verlust gewisser Vorrechte, (als gewisser Aemter des Adels und des Ranges,) die Landesverweisung, die Gefangenschaft auf immer, oder auf einige Zeit, und andre Leibesstrafen.

Die Gefangenschaft ist von zweyerley Art, 1) zur blossen Verwahrung der Wahnsinnigen oder der Angeklagten, 2) zur Strafe, wenn die Gefangenschaft und die dabey vorkommenden Beschwerlichkeiten, entweder als die einzige Strafe für Verbrechen, oder als ein Theil derselben zuerkannt sind. Nur die letzte Art der Gefangenschaft ist ein Zeichen der verdienten Schande.

Es macht aber die Obrigkeit einen Unterschied unter solchen Leibesstrafen, und folglich auch unter solchen Gefangenschaften, die den Gestraften (nach ihrem Urtheile) nicht des ehrlichen Namens berauben, und unter solchen, wodurch derselbe, wenigstens auf eine Zeitlang, verlohren wird. Es hat und behält nämlich Jemand (nach dem Urtheile der Obrigkeit) seinen ehrlichen Namen, wenn es den Unterthanen nicht erlaubt wird, ihn und seine Thaten mit gewissen Namen zu belegen, welche eine im höchsten Grade verhasste Gemüthsart anzeigen. Mancher, z. E. hat bey solchen Umständen gestohlen und betrogen, oder gehurt, oder die Ehe gebrochen, oder einem Menschen das Leben genommen, daß die Obrigkeit ihn

zwar straft, aber Andern nicht erlaubt, ihn Dieb, Betrüger, einen Hurer, Ehebrecher oder Mörder zu nennen. Alsdann hat er zwar durch Befehl der Obrigkeit eine gewisse Art des ehrlichen Namens behalten, aber dieser Befehl kann doch die Schande nicht auslöschen, die ihm von Allen zuerkannt wird, welche sein Verbrechen wissen. Bey diesen hat er doch den ehrlichen Namen auf eine fast unerfegliche Art verlohren.

Auf dem vierten Viertbel seht ihr einige sehr fürchtbare Gefängnißstrafen; 1) in einem Kerker, wo zwey Menschen in einer höchst schmerzhaften Stellung sind, der eine mit verschiedenen Ketten an die Wand geschlossen, der andre krummliiegend, die Füße im Stock. Bey ihnen steht eine Schildwache mit blossen Säbel, welche darauf Acht giebt, daß sie sich weder selbst, noch durch Jemandes Hülfe befreien können. Eine fürchtbare Strafe, wenn sie auch nur einige Tage dauert, und oft dauert sie viele Jahre oder lebenslang! Gewöhnt euch, Kinder, der Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind fürchtbar.

Seht ihr einen Karrensklaven angefesselt an seine Karre? Bey Nacht liegt er in einem abschaulichen Kerker, mit einer Menge anderer Unglücklichen. Bey Tage muß er unter Aufsehern immer die schwersten oder die ekelhaftesten Arbeiten thun. Sein geringstes Versehen wird mit derben Schlägen oder Krummschliessen bestraft. Seine Fesseln drücken ihn beständig. Durch seine schlechten Kleider

Aleiber wird er vor Beschwerlichkeit und Unreinigkeit nicht so gut bewahrt, als andre Menschen. Seine Nahrung ist selten Etwas anders, als Brod und Wasser. Denkt nicht, daß ihm die Gewohnheit seinen Zustand sehr erleichtere. Denn er sieht täglich viele Menschen, welche der glückseligen Freiheit genießen, und erinnert sich also täglich, daß er sein Elend durch sein Verbrechen sich zugezogen habe. Eben so elend sind jene Galeerensklaven, welche von der Schildwache zu ihren Galeeren geführt werden, wo sie angekettet Tag und Nacht sitzen und rudern müssen, ohne den geringsten Lohn für ihre Arbeit zu haben. Rinder, gewöhnt euch, der Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind furchtbar.

Dort, auf dem zweyten Viertel, muß ein Soldat Gassenlaufen, und wird durch die Spießruthen einiger Hundert seiner Cameraden sechs- mal oder zwölfmal gejagt; vielleicht drey Tage nach einander. Diese Strafe der Soldaten ist zwar mehrentheils nicht unehelich, aber dennoch entseßlich. Fast alle Adern seines entblößten Rückens werden entzwey gehauen. Und wenn er die traurige Gasse vielmal durchlaufen muß, so geht auch das Fleisch bis auf die Knochen herunter. Etwas minder schmerzhaft, aber auch allzeit unehelich ist die Strafe der öffentlichen Sträupung am Pranger. Seht ihr den lasterhaften, den Elenden, wie er mit ausgedehntem Leibe da hängt, damit die lange biegsame Ruthe desto mehr schmerze? Seht, wie der Scharfrichter ausholt. Er zählt



die Streiche zu, nach dem Urtheile der Obrigkeit, und nimmt oft frische Ruthen, die ihm der hinter ihm stehende Junge reicht. Welcher Schmerz! welche Schande vor einer so grossen Menge Zuschauern! Nach dieser Strafe wird er entweder des Landes verwiesen, oder auf einige Jahre, oder auf seine Lebenszeit in unehrliche Gefangenschaft gebracht. Denn in demselben Lande, wo man ihn kennt, und kurz nach seiner That und Strafe, kann er weder Gesellschaft noch Vertrauen finden, weil ihn ein Jeder verabscheuet. Kinder, gewöhnt euch, der Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind furchtbar.

Weil aber viele Menschen sich durch Lebensstrafen mehr, als durch andre, von grossen Verbrechen abschrecken lassen; so sind an den meisten Orten auch diese Arten der Strafen üblich. Jenem Verbrecher (auf dem dritten Viertel), der vermuthlich Todtschlag begangen hat, jenem auf einem erhabnen Richtplatze knieenden Menschen mit verbundenen Augen, wird durch das Schwerdt des Scharfrichters der Kopf abgeschlagen. Nicht weit davon ist der Galgen, woran man Missethäter (mehrentheils Diebe) hängen läßt, nachdem sie durch den Strick und durch die Schwere ihres Körpers, oder durch Hülfe des Scharfrichters erwürgt sind. Da hängen ihre Leichen, eine Speise der Raben, ein Scheusal Aller, und ein Schrecken derer, welche sich zu Lastern schon so verwöhnt haben, daß diebische Gedanken, Wünsche und Vorsätze bey ihnen Statt finden. Andre Ver-
brecher,

brecher, besonders Strassenräuber und Diebe, die zugleich gemordet haben, oder andre vorsehliche Mörder, werden gerädert, das ist, sie verlieren ihr Leben durch Stöße mit einem Rade, womit der Scharfrichter erst die stärksten Knochen ihres Leibes zerbricht, ehe sie sterben können. Alsdann werden sie, zuweilen noch lebend, mit Ketten auf einem Rade befestigt, welches oben auf einen langen Pfahl gesteckt ist. Da sterben sie langsam in unsäglichem Schmerzen. Doch den meisten Geräderten werden vorher einige tödtende Stöße gegeben; dann erst werden ihre Leichen zum beständigen Schrecken derer, die Bösewichter werden könnten, aufs Rad geflochten. An andern Orten werden Missethäter von gewisser Art lebendig verbrannt, lebendig an ein Kreuz genagelt, lebendig an den Rippen aufgehängt, lebendig an gewissen Theilen des Leibes auf Spiesse oder spizige Pfähle gesteckt, oder lebendig von Pferden gevierthelt. Kinder, gewöhnt euch, der Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind fürchtbar.

Wenn ein Missethäter seine Mitverbrecher nicht verrathen, oder von der Art seiner Verbrechen dasjenige nicht anzeigen will, was er weiß, und woran der Obrigkeit Viel gelegen ist, es zu wissen; so wird er an einigen Orten durch mancherley Marter, welche Tortur heißen, zum Bekenntnisse gezwungen. Einige werden vor ihrer Todesstrafe erst gepeitscht, zum Richtplatz hingeschleift, und mit glühenden Zangen gerissen. Andern



aber werden erst die Hände abgehauen. Noch Andre, die beyhm Leben bleiben sollen, werden mit einem glühenden Eisen gebrandtmarkt, oder an Nasen, Ohren und Zungen verstümmelt. Furchtbarer Lohn, abscheulicher Laster! Kinder, gewöhnt euch, der Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind furchtbar.

Jemehr Aufsehn die Strafe der öffentlichen Verbrecher macht; je länger sie zur Schau gestellt werden; je abscheulicher ihr Aufzug ist; je besser alle Unterthanen durch obrigkeitliche Nachrichten belehrt werden, wie die Verbrecher von bösen Wünschen zu Vorsätzen, von Vorsätzen zu Thaten, von kleinen Verbrechen zu grössern fortgeschritten seyn, kurz, was sie dazu veranlaßt, gereizt und verführt, ferner, was sie in ihrem bösen Sinne bestärkt habe: desto bessere Wirkung hat die Strafe, welche die Missethäter vornehmlich bestoegen leiden, damit ihre Missethaten von Andern nicht nachgeahmt werden.

Kinder, gewöhnt euch, euren Eltern und andern Obern zu gehorchen, und weicht mit eurem Wissen kein Haarbreit von der Tugend; bessert euch alsobald, wenn ihr gewahr werdet, daß es in Uebereilung oder Affekt geschehen sey. Dieses wird euch von der Gefahr, dem Scharfrichter in die Hände zu fallen, immer weiter entfernen. Künftig will ich euch noch kräftigere Mittel bekannt machen.

Man

Man findet einige, den Eltern und Vorgesetzten so ungehorsame, Kinder oder Jünglinge, welche sich durch Lehre, Warnung und häusliche Zucht nicht bessern lassen, sondern einen faulenzreichen, betrügerischen, diebischen und gewaltthätigen Charakter behalten. Diese werden auf einige Zeit, oder auf immer in Zuchthäusern gefangen gesetzt, wo Alles, besonders durch scharfe Zucht, darnach eingerichtet ist, daß sie von bösen Thaten abgewöhnt, und zur Arbeit und Ordnung angewöhnt werden. Kinder, die ihr dieses Buch lesen, entgeht der Gefahr dieser Beschwerlichkeit und Schande, durch Gehorsam, durch Liebe der Tugend und durch tägliche Besserung.

h) Etwas vom Kriegswesen.

Tab. LXVII bis LXXI.

§. 1. Unter Staaten, die mit einander benachbart sind, oder durch Schiffahrt, Commerz und auf andre Art mit einander Gemeinschaft haben, kann Mishelligkeit und Streit entstehen; z. E. über die Gränze; über die Freiheit, sich der Wege, der Flüsse und der Meere zur Reise zu bedienen; über Ersetzung eines Schadens, den die Unterthanen des einen Staates, weil man sie nicht in Ordnung hält, den Unterthanen des andern zugesügt haben; über die Ueberläufer, die, um ihrer Strafe zu entgehen, sich in einen andern Staat begeben; über das Erbrecht dessen, der in einem Staat schon Fürst ist, und es auch in dem andern werden will; über das Unrecht, das Gesandten widerfahren ist; über

über Verträge, welche die Regenten zweyer Staaten in ihrem Namen mit einander gemacht haben, und so weiter. Die Regierung eines Staats aber ist mit den inländischen Sachen schon so beschäftigt, daß sie ohne besondre Ursache nicht geneigt ist, die Gerechtigkeit der Klage eines andern Staats über ihre Unterthanen mit Schwierigkeit zu erforschen, und den Schaden nach dem Maasse der Forderung zu ersetzen. Hingegen wird der Staat, der sich für beleidigt hält, öfter zu grosse, als solche Forderungen machen, die dem andern billig scheinen. Wollte nun ein Staat in solchen Streitigkeiten allzeit dem Widerspruche des andern nachgeben; so würde er in beständiger Gefahr bleiben, von fremden Staaten beleidigt zu werden, oder zu seinem grossen Schaden harte Forderungen erfüllen zu müssen. Es erfordert also zuweilen das gemeine Beste, daß ein Staat dem andern nicht nachgebe. Dieses können in gewissen Fällen zweene unter einander misshellige Staaten glauben; sie werden also ihre Unterthanen bewaffnen, oder durch die schon bewaffneten Soldaten Krieg mit einander führen, das ist, Gewalt und Widerstand gegen Personen und Güter an einander ausüben; die Gegner, welche man Feinde heisst, tödten oder gefangen nehmen; und entweder durch Verheerung, oder durch Eroberung der feindlichen Länder, den Feind zu schwächen, und sich selbst zu stärken suchen; bis es den Regenten beyder Staaten nützlich scheint, durch ihre Gesandten unter gewissen Bedingungen Frieden anzubieten und zu machen, wodurch oft einige Pro-

Provinzen des einen Staats unter die Herrschaft des andern kommen. Und in dieser Hoffnung werden auch oft unnöthige Kriege beschloffen von Regenten, die ihre Herrschaft gern ausbreiten, oder durch Eroberungen eine vermeinte Ehre erwerben wollen; und auf Anrathen solcher Minister und Generale, die in und nach dem Kriege grössere Vortheile zu geniessen hoffen, als sie vor demselben hatten. Wegen solcher Angriffe werden mehr schwächere Staaten sich gegen einen stärkern durch Bündnisse oder Allianzen vereinigen; worüber zuweilen neue Kriege entstehen. Zum Kriegführen gehören 1) viel Geld, welches entweder in dem Schatze oder der Kriegeskasse des Staates seyn, oder durch solche Contribution und andre Mittel herbeigeschaft werden muß, wodurch die Wohlfahrt des Staats am wenigsten gemindert wird; 2) ein Kriegsconseil aus weisen und getreuen Räthen, welche das ganze Kriegswesen verstehn; 3) ein mit guten Generalen und Officieren versehenes, der Zucht gewohntes und wohlgeübtes Kriegsheer, und (wenn der Staat an der See liegt und von dieser Seite auch Etwas zu befürchten hat,) eine zureichende Flotte von Kriegsschiffen, die mit Volk und Kanonen bewaffnet werden, den Feind von den Ufern abzuhalten, die Schiffahrt der Unterthanen zu beschützen, die Häven und Ufer des Feindes anzugreifen und ihm die Zufuhr der Kriegsbedürfnisse abzuschneiden; 4) in den Zeughäusern muß zureichender Vorrath an Artillerie, Munition, Gewehr, Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfnissen



nissen seyn, sowohl für den Theil der Armee, der schon angeworben ist, als für denjenigen, der zum Kriege noch angeworben werden soll; 5) es darf auch nicht fehlen an Magazinen von Futter für die Pferde und Lebensmitteln für die Menschen; an Montur für die Armee; an Pferde für die Reuterey, für die Artillerie und Bagage; und an Zelten, um ein Lager aufzuschlagen.

§. 2. Arten des Gewehrs sind (*) 1) die Artillerie, das ist, grosse und kleine Cartauen, Haubitzen und kleine Feldstücke mit ihren Laveeten und der dazu gehörigen Ammunition an Pulver und Eisen; 2) Musketen, Carabiner und Pistolen; 3) Spießse, Bajonette, Säbel und Degen, Schleuder, Bogen und Pfeile, (die letzten trägt man in Köchern) werden gebraucht, wo kein Feueergewehr üblich ist. Ehemals bestürmte man die nur mit Mauern umgebenen Städte durch Hülfe der Mauerbrecher, Sturmdächer und Schleudermaschinen. Damals konnte man das Haupt mit einem Helm, den Leib mit einem Panzer und die Brust mit einem Schilde bedecken, welche jetzt gegen Kanonen Nichts, gegen Musketen wenig helfen würden. Die Fahnen des Fußvolks, die Standarten der Reuterey, Trommeln, Pauken, nebst andern Instrumenten der Kriegsmusik, sind zwar keine Waffen, dienen aber sehr, die Unordnung des Kriegsheers zu verhüten,

die

(*) Vieles aus diesem Hauptstücke wird für Kinder verständlicher durch die zuletzt angeführten Kupfer-
tafeln.

die Haufen der Krieger zusammen zu halten, und ihnen sowohl Muth zu geben, als Befehle zu ertheilen. Die Armee besteht 1) aus dem Fußvolk, 2) aus der schwer bewaffneten Reuterey, 3) aus den Dragonern, die zu Fuß und zu Pferde dienen können, 4) aus den Artilleristen, die mit dem groben Geschuß umgehn, 5) aus Ingenieurs, welche Festungswerke anzulegen und anzugreifen verstehen, 6) aus den leicht bewaffneten Truppen, als Husaren und Jägern, 7) aus dem Troß bey der Bagage und den Proviantwagen, wozu auch die Marktenter gehören. Wir wollen einige Befehlshaber im Kriegsheer bey ihren Titeln nennen. Der Gefreyter, der Corporal, der Feldwebel, der Sergeant und der Fahnenjunker, gehören zu den Unterofficieren; ein Hauptmann (Capitain) oder bey der Reuterey ein Rittmeister, führt eine Compagnie von 60, 100 oder mehr; der Oberste führt ein Regiment von 600, 800, 1000 oder mehr; der Brigadier ein Corps, das ist, eine kleine Armee von 4000 oder 6000; der General oder Feldmarschall eine Armee; der General en Chef oder Generalfeldmarschall ist über alle Generale. Die Generale, die Obersten und die Hauptmänner haben ihre Lieutenants oder Vicarien, die unter ihnen commandiren oder ihre Stelle vertreten. Der Fähndrich trägt die Fahne, der Cornet die Standarte. Der Regimentsquartiermeister sorgt für die Quartiere und für die Regimentscasse; der Major übt ein Regiment in der Kriegskunst; der Generalmajor hat dieselbe Pflicht in Ansehung vieler Regimenten.



gimenter. Der Generalgewaltiger, wie er an einigen Orten genennt wird, nimmt durch Hülfe seiner Untergebren die Deserteurs und Marodeurs gefangen, um sie zu bestrafen. — Ein Regiment Fußvolk wird in Bataillons von 300 bis 500 Mann getheilt, ein Regiment Reuterey in Schwadrons von 100 bis 200 Mann. Eine Escadre aber ist ein Theil der Flotte, etwa 7, 12, 15 Kriegsschiffe. — Eine Armee marschirt mit ihrem Vortrabe und Nachzuge entweder ausgebreitet und fast in Schlachordnung; oder Colonnenweise, daß sie an beyden Seiten Fronte machen können. Durch enge Pässe aber müssen sie desfiliren. — Das Kriegsheer liegt zu Friedenszeiten, theils in Garnisonstädten und Festungen, entweder bey den Einwohnern, oder in Casernen, oder auf dem Lande bey den Bauern vertheilt. Zur Kriegszeit aber wird es zusammengezogen, ausser denen, die zurückbleiben zur Besatzung in den festen Plätzen und in den volkreichen Städten, wo Ruhe und Ordnung erhalten werden muß. Wenn es eine Zeitlang an einem Orte bleiben soll; so schlägt es ein Lager auf aus ordentlich neben einander gesetzten Zelten. Im strengen Winter aber bezieht es Winterquartiere oder Cantonirungsquartiere, worinnen es mehr, als in jenem zusammengehalten wird. Es führt, um über Flüsse zu kommen, Pontons bey sich, oder das Geräthe von Kupfer, Eisenblech oder Leder zu einer Schiffbrücke.

§. 3. Man legt Festungen an, um die Städte und die Dörter, wo man Zeughäuser und Magaz-

Magazine haben will, vor einem geschwinden Ueberfalle zu bewahren, oder an Pässen und Einfuhrten dem Feinde den Eingang in das Land oder in die Häben zu verwehren. In Festungen, wenn sie an vortheilhaften Orten zweckmäßig angelegt sind, kann durch Hülfse der Gräben, Wälle und Mauern eine kleine Anzahl sich auf immer oder auf eine Zeitlang gegen eine gröfse vertheidigen. Denn mit der Artillerie kann man jeden Zugang beschiefsen, und es ist nicht leicht, da die Besatzung auch aus dem kleinen Gewehr schießt, über den Graben und Wall zu kommen. — Wenn eine Festung geräumig genug ist, daß sich ein starkes Corps darinn aufhalten kann, so wagt es ein Feind nicht leicht, sie vorbenzuzuehn und tief ins Land zu dringen. Denn die Besatzung würde ihn hindern, Proviant und Verstärkung sich nachzuführen zu lassen, und wenn er geschlagen würde, ihm den Rückzug freitig machen, so daß seine ganze Armee umkommen, oder das Gewehr strecken und sich zu Kriegsgefangnen ergeben müfste. — Die vollständigen Festungen bestehn aus Hauptwerken und Außenwerken. Jene sind Gräben und Wälle. Ein Wall besteht aus Bollwerken (Bastionen) und den Mittelwällen (Curtinen). Ein Bollwerk hat gemeinlich zwey Facen (Gesichtslinien) an der Spitze, und zwey Flanken (Streichlinien) an den Seiten, in welchen Schießcharten sind. Ein jedes Bollwerk kann von den beyden nächsten vertheidigt werden; der Mittelwall aber von den beyden Bollwerken, zwischen denen er ist. Die Festungswerte

Klem. 3ter Band, VII. D

werke sind mit Kanonen besetzt, deren Mündung etwas erhaben und erniedrigt werden kann, um in die Weite und Nähe zu treffen. — Aus grossen Kanonen kann man die Kugeln über eine halbe Meile fortschiessen, besonders in einem Bogenschuß; denn der gerade Kernschuß reicht so weit nicht. Wenn man Gebäude zerschmettern oder in Brand schießen will: so werden Mörser gebraucht zu Bomben, Granaten, Kartetschen und Feuerkugeln; oder die Stückkugeln vorher glüend gemacht. Die Mörser dienen auch, Leuchtkugeln (um eine Gegend zu erhellen) Dampfkugeln (sie zu verdunkeln) und Stinkkugeln (die einen Gestank verursachen) abzuschleusen oder zu werfen. — Doch weiter von Festungen! Der Wall ist mit Brustwehren versehen, hinter welchen die Vertheidiger einigermaßen sicher sind. Die Böschung aber giebt ihm Festigkeit. Das Aussenwerk ist über dem Graben, nämlich der bedeckte Weg mit dem Glacis. Aber man hat auch besondre Aussenwerke, Ravelinen, Scheeren, halbe Monde, Schanzen, Redouten, besonders vor den Curtinen. In diesen Schanzen und auf dem Walle sind Wachhäuser oder Corps de Garde für diejenigen, welche auf der Wache sind, und Schilderhäuser für die Schildwachen. Eine Citadelle aber ist eine kleine Festung in einem grössern Orte, von welcher man sich wehren kann, wenn der Ort schon in feindlichen Händen ist.

§. 4. Auch für das Lager wird Sicherheit wider den feindlichen Ueberfall verschafft durch Vorposten (Piquets) und Schildwachen; zuweilen durch aufgeworfne Schanzen, oder durch eine Circumvallationslinie nach dem Felde zu, und durch eine Contrevallationslinie wider die belagerte Stadt. Ferner durch Palisaden, spanische Reuter, Verhacker und auf andre Art. Wenn Verschanzungen dazu dienen, sich im Nothfalle dahinter zurück zu ziehn; so heissen sie Retranchementer. Eine Gegend blockiren oder besetzen heißt mit einem vertheilten Kriegsheer entweder durch oder ohne Hülfe einiger Verschanzung, alle Zugänge dahin besetzen. Wenn eine Festung blockirt ist; so kann sie keine Zufuhr an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen erhalten, oder die Bedeckung des Transports muß sich durchschlagen.

§. 5. Das Gefecht unter zwey kleinen Parteyen heißt ein Scharmützel. Es fällt oft vor bey den Vorposten, bey dem Recognosciren, bey den Märschen, bey dem Angriffe und der Vertheidigung der Bagage u. s. w. Aber Schlachten (Bataillen) liefern sich Corps und Armeen, wenn die eine sich ausgebreitet in Ordnung hinstellt, daß die andre, ohne jene anzugreifen, ihren bestimmten Weg nicht fortsetzen kann, und um den Angriff thun zu können, sich gleichfalls in Schlachtordnung ausbreiten muß. In der Schlachtordnung hat die Armee einen rechten und linken Flügel, ein Mittelcorps (Corps de

D 2

Bataille)

Bataille) und gemeiniglich auch ein Hintercorps (Corps de Reserve.) Der Generalfeldmarschall ist gemeiniglich in der Gegend des letzten. Die Generale empfangen von ihm und geben an Andre die Befehle, entweder vermittelst verabredeter Zeichen, oder durch die zwischenreitenden Adjutanten. Den gemeinen Truppen wird Befehl ertheilt, entweder durch die Stimmen der Officiere oder durch Kanonenschüsse, Trompeten, Pauken, Trommeln, Fahnen und Standarten. Der Angriff auf die Flanken einer Armee ist für die Angegriffnen am gefährlichsten, weil sie keine Fronte daselbst haben. Daher hüten sie sich, überflügelt zu werden. Ein sehr schwaches Corps aber, das sich durchschlagen oder gegen einen Angriff von allen Seiten her eine Zeitlang halten will, stellt sich in ein Viereck, mit Fronten nach allen Seiten, (Bataillon quarree.) Zuweilen treibt Ermüdung, die Nacht oder schlechtes Wetter die streitenden Armeen aus einander. Zuweilen aber muß die schwächere weichen, und den Siegern das Schlachtfeld überlassen. Dieses geschieht entweder in einem ordentlichen Rückmarsch, auf welchem sie sich immer vertheidigen, oder durch eine mehr und weniger unordentliche Flucht, auf welcher die Sieger nachsetzen und entweder niederhauen oder gefangen nehmen, was sie können.

§. 6. Festungen werden zur Uebergabe gezwungen entweder durch Blockaden, Hunger und Durst, oder durch eine förmliche Belagerung. Die

Die Belagerer können Nichts ausrichten, ehe sie Batterien haben, von denen sie mit grobem Geschuß die Festungswerke beschießen. Batterien anzulegen, und nach und nach zu dem Graben zu kommen, nähern sie sich durch Laufgräben, die in einem Zickzak fortgehn, damit sie von den Schüssen aus der Festung nicht können bestrichen werden. Hingegen zielen die Belagerten mit ihren Kanonen vornehmlich auf die feindlichen Batterien und diejenigen Derter, wo an den Laufgräben gearbeitet wird. Darum suchen die Artilleristen (als die Constabel, u. s. w.) sich hinter Schanzkörben zu verbergen, welche mit Sand gefüllt sind. Sind nun einige Aussenwerke von den Belagerern erobert, oder mehrlos gemacht; so nahen sie sich dem bedeckten Wege, werden aber zuweilen durch Minen oder Höhlen, in welchen ein Vorrath von Pulver durch die Belagerten angezündet wird, in die Luft gesprengt. Auch wehren sich die Belagerten in dem bedeckten Wege. Um aber ihre Bollwerke untüchtig zu machen, schicken die Belagerer auch einige Minirer unter oder über dem Graben, welche einen Keller machen und mit Pulver füllen, und eine glimmende Lunte (oder Zündwurst) so anlegen, daß die Mine springe, wenn sie sich entfernt haben. Auf solche Weise und durch das Kanoniren wird Bresche (eine Oeffnung) in dem Walle gemacht. Alsdann denken die Belagerer darauf, Sturm zu laufen, füllen den durch die niedergeschossne Erde zum Theil gefüllten



Graben noch mehr mit Faschinen, gehn hinüber und suchen den Wall zu ersteigen. Die Belagerten wehren sich durch Sturmpfähle, durch klein Geschütz und Säbel. Wird die Festung mit Sturm erobert, so muß die Besatzung gemeiniglich, weil sie sich so hartnäckig gewehrt hat, über die Klinge springen, und so wird die Stadt geplündert, oder gar durch Pechfränze in Brand gesteckt. Daher die Belagerten gemeiniglich vor dem Sturme schon die Chamade schlagen, oder die weiße Fahne ausstecken, und die Festung mit gewissen Bedingungen oder Capitulation übergeben, entweder daß die Besatzung mit klingendem Spiel einen freyen Abzug haben oder nach der Streckung des Gewehrs sich zu Kriegsgefangnen ergeben soll.

§. 7. Durch Siege werden zuweilen ganze Provinzen erobert. Diese müssen den Siegern Gehorsam und Treue versprechen, ihnen Contribution, zuweilen Brandschatzung geben, und alles liefern, was sie verlangen, und was aufgebracht werden kann. Zuweilen aber wird der Feind aus seinen Eroberungen vertrieben, macht aber vor seinem Abzuge noch Forderungen, die nicht alsobald erfüllt werden können. Alsdann nimmt er angesehenne Personen als Geiseln aus dem Lande mit, deren Wohlfahrt und Leben in Gefahr wäre, wenn das Gefoderte nicht geleistet würde. Er sucht auch vorher alles zu vernichten und zu verderben, wodurch die Macht seines Feindes gestärkt werden könnte, und was
er

er selbst nicht mitnehmen kann, als Festungswerke, Magazine, Geschütz, (das er vernagelt) Munition, Erzgruben, einige Fabriken, u. s. w. Doch der Feind thut nicht allezeit, was er kann. Denn das Kriegsglück ist veränderlich. Auch seine Festungen und Provinzen können auf eine Zeitlang in Andern Hände fallen. Alsdann muß er Repressalien, oder ein eben so hartes Verfahren erwarten.

§. 8. Der Seekrieg wird mit Flotten geführt. Die größten Kriegsschiffe heißen Schiffe von der Linie, die andern aber Fregatten, Transportschiffe, Proviantschiffe, Galeeren, u. s. w. Man hat auch Brander, oder alte untaugliche Schiffe, die man mit allerley entzündbaren Materien angefüllt hat, und in eine starke Fahrt gegen die feindliche Flotte setzt. Alsdann wird eine Lunte angelegt, die den Brander nicht eher anzündet, bis das Volk durch Schaluppen oder Schwimmen sich entfernt hat. Alsdann segelt er ohne Führer unter die feindliche Flotte, kömmt in Brand, und wirft die Feuermaterien in grosser Menge um sich auf die feindliche Flotte, welche dadurch angezündet werden soll. Die ganze Flotte wird von einem Admiral commandirt, ein Theil derselben durch einen Viceadmiral, Contreadmiral, Schoutbynacht, oder Commandeur; ein einzelnes Schiff von einem Commandeurcapitain, welcher seinen Lieutenant, andre Officiere, die Matrosen und die Seesoldaten unter sich hat. Auf einem und demselben

Schiffe werden die Befehle, wie auf dem Lande, gegeben. Die Admirale aber commandiren die andern Schiffe zuweisen mit Kanonenschüssen, zuweisen durch abgesendete Schaluppen, aber mehrentheils bey Tage durch Flaggen, und bey Nacht durch Laternen und andre Feuerzeichen. Denn der Befehlshaber jedes Schiffes versteht diese Sprache der Admirale, und weis, was ihn oder Andre angeht.

§. 9. Die Kriegskunst ist nach und nach sehr verändert und erweitert worden. Sie besteht in der besten Art, sich zum Kriege bereit zu halten und zu rüsten; eine Armee anzuwerben, und in Zucht und Uebung zu erhalten; die angeworbnen Regimenter durch Landmiliz zu verstärken, welche in Friedenszeiten nur zuweilen geübt wird, und sich durch eigne Arbeit nährt; Kriegsschulen anzulegen; für die Kriegscasse, die Zeughäuser, die besten Waffen und Magazine zu sorgen; Festungen anzulegen und Flotten zu unterhalten; zur Vertheidigung und zum nöthigen Angriffe auf Märschen, bey Schlachten und in Belagerungen allezeit das Beste zu thun; und für die Gesundheit und den Unterhalt des Kriegsheers, nach Beschaffenheit der Zeiten und Orter, die leichtesten und tauglichsten Mittel zu wählen, u. s. w.

Tab. LXVII. Erstes Viertel zu §. 2.
Ein Schleuderer, der aus einem Haufen, nach alter Art (nicht mit Feurgewehr) bewaffnet, Soldaten hervorgetreten ist, schleudert nach einem

einem Anführer der Feinde, der gleichfalls etwas vorwärts steht, und welcher befehlet, bepanzert, mit Spieß und Schwert bewaffnet, und mit einem Schilde versehen ist. — Zweytes Viertel zu §. 2. Zwey Haufen von Mohren, versehen mit Köchern, Pfeilen und Bogen, schießen gegen einander. — Man sieht Einige todt, Einige fallend und verwundet. In ihren Wunden stecken Pfeile. — Drittes Viertel zu §. 2. Zwey Partheyen morgenländischer Völker, (wie etwa Ulanen) rennen mit sehr langen Spiessen zu Pferde gegeneinander. Man sieht allerley Vorfälle eines solchen Scharmüßels. — Viertes Viertel zu §. 2. Ein kleiner Haufe heutiger Infanterie, mit Flinten und Bajonetten, (in ein Viereck gestellt,) ist zum Schusse bereit, um einen Haufen Husaren, die mit hängenden Zügeln und gezogenen Säbeln einbrechen wollen, zu empfangen.

Tab. LXVIII. Zu §. 3. und 6. Von einer gewissen Höhe herab sieht man einen Theil von einer besetzten und belagerten Stadt, in den gehörigen Umständen. J. E. den Mittelwall (1); die Brustwehr darauf (2); Bollwerke (3); mit Facen (4); und mit den Flanken (5), besetzt mit Kanonen durch die Schießscharten; ferner die Böschung (6); den Graben (7); den bedeckten Weg (8); das Glacis (9); ein Aussenwerk (10); wobey auch Schilderhäuser (11), und Pallisaden (12) sind; ferner feindliche Laufgräben (13); Batterien (14); eine mit Schanzkörben besetzte

Batterie (15); die belagernden Feinde; etwas von der Contravallationslinie (16); ein Paar fliegende Bomben; Häuser, die in der Stadt brennen; einige der Bastionen übel zugerichtet, u. s. w.

Tab. LXIX. Zu §. 4. Ein Theil eines hin und wieder mit Retranchementern versehenen Lagers, wie derselbe von einer in der Mitte stehenden Anhöhe übersehen werden kann. Vorposten in der Ferne, und der Anfang eines feindlichen Lagers, u. s. w.

Tab. LXX. Zu §. 5. Ein kleines Heer nach heutiger Art in Schlachordnung, und den Feind erwartend. Cavallerie auf den Flügeln. Infanterie in der Mitte. Feldstücke hin und wieder. Batterien auf Anhöhen. In der Nähe und Ferne mancherley hieher gehörige Umstände.

Tab. LXXI. Zu §. 5. Ein von den Armeen entledigtes Schlachtfeld, besäet hin und wieder mit Pferden und Menschen, die zum Theil noch leben. Viele liegen ganz nackt geplündert auf dem Gesichte. Der durch einen Stern auf der Brust kenntliche Sieger, mit einem kleinen Gefolge, entdeckt einen seiner verstümmeltesten Officiere, der noch lebt, und die Hand ehrerbietig gegen den Sieger in die Höhe hebt.

i) Noch Etwas vom Vaterland, Frieden, Krieg und Völkerrecht.

Die Obern im Staate sind sowohl Menschen als andre, dem Irrthume unterworfen, und von einem

einem aus guten und bösen Angewöhnungen gemischten Charakter. Wundert euch also nicht, Kinder, wenn ihr hört, daß die Obrigkeit aus Irrthum, Affect und Vermöhnung Unrecht thue und Laster ausübe. Dies berechtigt weder euch noch Andre zur Nachfolge. Selten aber ist eine Obrigkeit so schlimm, daß sie nicht in den meisten Fällen das Beste der Unterthanen nach Recht beobachten sollte. Denn sie hat aus der allgemeinen Wohlfahrt selbst Vortheil und Ehre; und befürchtet Schande, ja zuweilen Widerstand, und von der höhern Obrigkeit Strafe, wenn sie nicht für Recht und Ordnung wachen wollte. Daher ist es für die gemeinschaftliche Wohlfahrt der Menschen und der Mitbürger besser, unter einer sehr unvollkommenen, als unter gar keiner Obrigkeit zu stehn.

Gedenkt, wie viel Gutes ihr von dem Vaterlande habt, worinnen ihr geboren und erzogen seyd. Es hat das Leben eurer Selbst und eurer Eltern beschützt; seinen Gesetzen haben eure Eltern die Sicherheit des Vermögens zu danken, welches ihr einmal erben werdet; es hat manche Verordnungen und Stiftungen gemacht, euch zur Weisheit und Glückseligkeit zu leiten. Wie viele Menschen wohnen in demselben, welche mit eurer Familie durch Verwandtschaft und Freundschaft verbunden sind, und denen ihr Vieles zu danken habt? Wollt ihr Nichts dafür erwiebern, wenn ihr auch könnet? Wollt ihr nicht wünschen, gemeinnützige Bürger dieses Staats



zu werden? Das Vaterland hofft es, und ertheilt deswegen den Landeskindern ein Vorrecht. Kann es euch denn gleichgültig seyn, in welchem Staate ihr einmal leben werdet? Macht euch also zu guten Geschäften geschickt; sucht und erhaltet ein gutes Gerücht von eurer Tugend und Geschicklichkeit; so wird es euch viel leichter werden, in dem Vaterlande eure Wohlfahrt zu gründen, als anderswo, wo man euch nicht kennt, wo euch Verwandte und Freunde fehlen, und wo man das vorzügliche Glück eines Fremden zu verhindern sucht.

Ihr werdet oft hören, daß der Eine diese, der Andre eine andre monarchische oder republikanische Regierungsform vorziehe. Aber die Weisesten behaupten, daß (die Despoterey ausgenommen) die eine Regierungsform sich besser für diese, die andre aber besser für andre Zeiten und Länder schicke; daß weit mehr auf gute Verwaltung des eingeführten Regiments, als auf den Vorzug der Form desselben beruhe; daß die gute Verwaltung von der Einsicht und Tugend der regierenden Personen abhänge; und daß diese wahrscheinlicher Weise diesen Charakter haben werden, wenn Einsicht und Tugend unter den gesitteten Ständen der Unterthanen ausgebreitet ist. Denn aus ihnen werden diejenigen gewählt, welche entweder selbst regieren, oder Regenten erziehen, belehren und ihnen Rath geben sollen. Befördert also Einsicht und Tugend zuerst bey euch selbst, und alsdann auch bey

An-

Andern. Ein Jeder, der dieses thut, befördert mit Gewißheit den Werth der Regierung in seinem Vaterlande.

Weise Regenten suchen nicht nur ihrem eignen Staate zu nützen, sondern ohne Schaden desselben auch den fremden. Denn die Glückseligkeit eines Menschen, wer es auch sey, ist einem Weisen nicht gleichgültig. Wegen dieser Verbindung eines Staats mit dem andern, werden Gesandte geschickt, welche im Namen ihrer Regenten Vorschläge thun und Verträge schliessen. Sie heißen Ambassadeurs, Envoyes, Minister oder Residenten. Ein solcher bleibe ein Unterthan des Herrn, der ihn sendet, ob er gleich, wenn er Gewalt ausüben wollte, würde gefangen genommen, und seinem Herrn zur Bestrafung ausgeliefert werden.

Wenn ein Staat sich von dem andern für beleidigt hält, besonders durch Beschädigung, Zurückhaltung oder Wegnehmung der Güter; und wenn dem beleidigten der Schade nicht ersetzt wird: so muß er zuweilen, um den andern zur Aufmerksamkeit und Vorsichtigkeit zu bewegen (denn kein Mensch ist ihr Schiedsrichter) Repressalien gebrauchen, woraus, wenn der Beleidiger sein Unrecht nicht einsieht, oder die Repressalien für zu streng hält, eine Erwiedrung derselben, ein Streit, und, wo kein Vertrag die Sache bald endigt, ein Krieg entsteht. Es geht also vorher die Klage über Unrecht, und die abschlägige Antwort dessen, der die Genugthuung



thung nicht leisten will; alsdann folgt die Kriegserklärung und das Manifest oder die Verordnung an die Unterthanen, wie sie sich gegen Unterthanen des feindlichen Staats verhalten sollen, und welche Gemeinschaft ihnen erlaubt oder unerlaubt sey. Gemeiniglich wird nur den Soldaten erlaubt und befohlen, durch wirkliche Gewalt an dem Leben der bewaffneten Feinde, und an den Gütern der feindlichen Unterthanen Schaden zu thun, oder sich der Personen, der Güter und Provinzen zu bemächtigen. Denn ihr müßt wissen, daß der Krieg keinen gegenseitigen Haß derer anzeige, die mit einander Krieg führen, sondern nur eine Folge des Streits sey, in welchem ein Jeder glaubt (wo nicht Herrschsucht oder Ehrgeiz der Grund ist) Recht zu haben. Der angreifende Theil aber hält es der Folgen halber für rathsamer, den andern durch Angriff zu zwingen, als seine vermeintliche gerechte Forderung fahren zu lassen.

Daher thut ein Staat dem andern (in gesitteten Weltgegenden) auch zur Kriegszeit keinen andern Schaden, als der den Zweck des Kriegs zu befördern scheint. Man tödtet und quält nicht wehrlose Menschen; man verderbt keine Aecker, Wiesen und Wälder, Gebäude und Dämme, Fabriken und Bergwerke, bloß um feindlichen Unterthanen zu schaden; man vergiftet nicht ihre Brunnen und Nahrungsmittel, u. s. w.

Aber

Aber da ein Verräther und Spion der Partey, für welche jener eine abscheuliche, und dieser eine bedenkliche Handlung ausübt, den Krieg wirklich erleichtert; so pflegen auch gesittete Völker sich dieser niederträchtigen Bösewichter und Waghälse im Kriege zu bedienen.

Selbst im Kriege aber werden Trompeter und andre ordentliche Gesandte von Feinden zu Feinden geschickt, entweder von einander solche Dienste zu verlangen, die den Krieg Nichts angehn, oder wegen der Bedingung eines Waffenstillstandes oder Friedens mündliche und schriftliche Abrede zu nehmen. Wird nun von den Gesandten der Friede bewilligt, und von den Regenten der Staaten bestätigt oder ratificirt; so hören die Feindseligkeiten auf. Aber zuweilen bleibt man in den Waffen, bis die Bedingungen erfüllt sind. Alsdann ist vollkommen Friede.

Die Regeln, welche Staaten oder Regenten im Frieden und im Kriege aus Menschenliebe, aus Gewohnheit oder aus Furcht der Widervergeltung gegen einander zu beobachten pflegen, nennt man das Völkerrecht. Es ist unterschieden von dem Staatsrechte, worinnen die Einrichtung eines und desselben Staats festgesetzt ist; von dem bürgerlichen Rechte, welches die Obrigkeit den Unterthanen giebt; und von dem allgemeinen Rechte, welches alle wahre Regeln der Tugend enthält, deren Beobach-

obachtung sowohl den Staaten als einer jeden einzelnen Person zum wahren Vortheile gereicht.

Schlussanmerkung.

Wenn man aus dem dritten Buche das Hauptstück *von dem Kirchenwesen* voraussetzt, und das hinzudenkt, was von den *Ständen der Gelehrten* folgen wird: so ist bisher von den merkwürdigsten Ständen und Beschäftigungen der Menschen, und von ihren Werken auf eine so vollständige Art gehandelt, als es nach dem Wesen eines guten Elementarbuches erfordert wird und möglich ist. Doch in dem Folgenden kommen noch vor, diejenigen, die sich mit künstlichen Maschinen (z. E. *Mühlen, Uhren*, u. s. w.) beschäftigen.

2) Die erste Geographie. (*)

a) Von dem Gebrauche der Landcharten.
Tab. XXXV. XXXIX; auch
XLV und LXXII.

Durch eine Zeichnung kann eine grosse Fläche so ins Kleine gebracht werden, daß die gezeichnete Figur der wirklichen Figur ähnlich ist; daß jeder Theil in der Zeichnung mit einem wirklichen Theile Aehnlichkeit hat; daß die dortigen Theile, wie die hiesigen Theile, auf einander folgen, und daß die Figur eines jeden gezeichneten Theiles als ähnlich mit der Figur desjenigen

(*) Es wird hier als bekannt vorausgesetzt, was von der Oberfläche der Erde und von den Weltgegenden im sechsten Buche (1) steht.

jenigen wirklichen Theiles übereinstimmt, welchen der gezeichnete Theil vorstellen soll.

Tab. XXXV. So ähnlich ist auch die Vorstellung der Bördermauer in dem Aufrisse des Hauses; denn der ist nicht perspectivisch gezeichnet. Denn einem unten stehenden Menschen scheinen die obern Theile und Oeffnungen der Mauer zu den untern Theilen ein kleiner Verhältniß zu haben, als es wirklich ist. Aber hier ist das Verhältniß nicht nach dem Scheine, sondern nach der Wahrheit vorgestellt.

Ihr seht unter dem Aufrisse einen Grundriß von den Zimmern des zweyten Stockwerks. Hier aber ist das Verhältniß der gezeichneten Theile gleich dem Verhältnisse der wirklichen Theile.

Tab. XXXVI seht ihr einen Durchschnitt desselben Hauses. Denn die Bördermauer ist weggelassen, damit man die Abtheilung der Zimmer in den Stockwerken sehen könne. Unter dem Durchschnitte findet man einen Grundriß des untersten Stockwerks. Ihr thut wohl, wenn ihr euch von einem Bauverständigen, welcher Risse zu machen, oder zu sehen gewohnt ist, umständlich zeigen lasset, was die abgetheilten Figuren vorstellen sollen.

Tab. XXXVII (*) wird vorgestellt ein perspectivisch gezeichneter Platz in einer grossen Stadt,

(*) Hier werden als bekannt vorausgesetzt, die beyden ersten Hauptstücke des sechsten Buchs von der Erdfäche und der Zeitabtheilung.



Stadt, welche Copenhagen heißt. Er ist mit 4 Pallästen, davon man hier nur 2 sieht, umgeben. In der Mitte des Platzes steht auf einem Postement ein ehernes Bild eines, auf einem Pferde sitzenden, Königes oder Landesvaters in dem Reiche Dännemark, dessen Hauptstadt Copenhagen ist; eines Königes, genannt Friederich V, welcher vor einigen Jahren starb, und einen ungewöhnlich grossen Nachruhm seiner Liebe zu den Menschen, und vorzüglich zu seinen Unterthanen, als einen Reiz zur Nachahmung seinem Sohne, Christian VII, hinterlassen hat, welcher jetzt regieret. Auf diese Art kann man also grosse Plätze durch Zeichnung vorstellen.

Tab. XXXVIII. Hier seht ihr im Grundrisse vorgestellte, die Königliche Residenz, die ganze befestigte Seestadt Copenhagen. Rund umher findet ihr die Wälle und Bastionen. Oben (57) ist das Amackerthor. Unten zur Rechten (34) das Westerthor. Ganz unten in der Mitte (39) das Norderthor. Endlich unten zur Linken (6) das Ofterthor. Der obere kleinere Theil der Stadt heißt Christianshaven. Er ist auf der kleinen Insel Amack, und von der Altstadt Copenhagen durch eine Meerenge abgesondert. Der Wall an beyden Seiten der Meerenge zur Rechten hängt durch eine Brücke (49) zusammen; Christianshaven aber mit der Altstadt durch die Hauptbrücke (47). Denn zur Linken bey (3) ist nur eine schwimmende Brücke,

Brücke, der Baum genannt. Dieser kann, als eine Pforte des innern Hafens, geöffnet und geschlossen werden. In dem abgesonderten Theile dieses Hafens (63) liegt die Kriegesflotte. — Nun wollen wir den Weg gehen von dem Westertthore (34) bis an die Zollbude (3) bey dem Baume. Geht gerade aus, so habt ihr (32) das Waisenhaus, (33) das Rathhaus, (45) den Amackermarkt, (16) den neuen Königsmarkt. In der Mitte desselben (17) ist eine Bildsäule eines ehemaligen Königs, Christian V. An diesem Markt ist (15) Scharlottenburg, ein Schloß, und (18) das Comödienhaus. Nun kömmt man (13) an die Garnisonkirche; alsdann zwischen (10) der neuerbauten Friedrichskirche, und zwischen der Quergasse, die nach (11), oder dem Friedrichsplatze führt, auf dessen Mitte die Bildsäule Königs Friedrich V. ist. Seyd ihr da, und wollt nach der Zollbude (3); so könnt ihr entweder an dem Hafen (12), oder an dem Friedrichshospital (4) vorbey gehen. Nun wollen wir wieder zurück nach dem Westertthore, aber am Walle vorbey. Ihr laßt die Citadelle (1, 2) rechter Hand liegen, kehrt rechts an derselben um, durch die Gasse zwischen ihr, und zwischen (5), wo die neuen Buden, oder die Wohnungen der königlichen Matrosen sind. Nun geht unten am Walle vom Ostertthore an weg, so kömmt ihr nach dem Stockhause (7), einem Gefängnisse für die Mißthäter; alsdann nach (9), dem Ro-

E 2

fen.

senburger Schlosse und Garten. Dabey, nicht weit vom Walle (40), ist eine reformirte Kirche, mit einem Thurme (*). Doch wir wollen wieder am Walle bleiben. Laßt das Norderthor (39) rechts liegen; geht etwas weiter; seht in die Stadt hinein durch die Gasse zwischen (37), der Universität; und zwischen (38) der Teutschen Petrikirche, (woran die berühmten Männer, Münter und Resewitz, als Prediger stehen), nicht weit von der Frauenkirche (35), wobey die lateinische Schule (36) ist. Doch wir sehen nur hinein, bleiben aber am Walle. Dieser Gang führt uns bald wieder nach dem Westerthore (34). Von dort wollen wir wieder in die Stadt, aber etwas rechts, das Armenhaus Wartow (30) vorbehey, die Wasserkunst (29) vorbehey; an dem Canal weg, bis wir an die erste Brücke kommen. Diese führt uns auf den Schloßplatz (26), denn (27) sind die Gebäude der königlichen Residenz, Christiansburg. Aber

(*) Die reformirte Kirche in dem lutherischen Copenhagen hat zwar einen Thurm; aber geläutet darf nicht darauf werden. Denn man ist bekannter Maassen in allen Kirchen der Meynung, daß an jedem Orte *eine* Kirche herrschend, die *anderen* aber entweder verbannt, oder wenigstens gedrückt (*pressæ*), das ist, tolerirt seyn dürfen und müssen. Von dieser Drückung, oder Tolerirung, muß doch irgend ein äußerliches Zeichen seyn. Hier wählt man dieses, dort jenes Zeichen.

Aber an dem Canale wollen wir nach Christianshafen zugehn und zu unsrer Rechten die Canzelen (25), und die länglichte Börse (23) liegen lassen, alsdann über die Brücke (47) eilen, um erst die Docke (52), wo die Kriegeschiffe ausgebessert werden, zu besehen; hernach gerade aus zu der Hauptkirche (58). Nicht weit davon ist (59) ein Erziehungshaus für arme und arbeitsame Kinder. Aber das Gebäude (56) (an dem Markte (55)) ist ein Zuchthaus für lasterhafte Kinder und erwachsene Taugenichte. Zurück, über die Brücke nach (51), der neuen Teutschen Kirche in Christianshafen. Ihr Prediger ist Herr Lorch, ein Mann, der vortreffliche Anstalten für Erziehung und Unterweisung armer Kinder bewirkt hat. Nun zurück über die Brücke nach der Altstadt, bis zum Schlosse Christiansburg. Da bleibe ich mit den herzlichsten Wünschen stehen, daß Gott meinen allergnädigsten Erbkönig und Herrn, Christian VII. mit beständigem Vergnügen über die Glückseligkeit seines Volks segne, und diesem Monarchen die Beförderung des Elementarwerks und die Versorgung des Verfassers vergelten wolle, vornehmlich durch Wirkungen des öffentlichen Gebrauchs von diesem Werke in seinen Dänischen und Teutschen Staaten.

Copenhagen ist fast rund. Der Durchmesser, welcher von einem Ende durch die Mitte nach dem andern geht, beträgt beynah das



Viertel einer Deutschen Meile. Den Grundriß derselben Stadt könnte man auch viel grösser machen; aber, wenn er undeutlich seyn darf, auch viel kleiner. Sollte uns aber der Grundriß dennoch von der wahren Grösse der Stadt und von der Länge ihres Umfanges und ihrer Gassen benachrichtigen; so müßte ein Maasstab dabey stehen, welcher anzeigt, welche Linie auf dem Papier für die Länge einer Ruthe, oder einer gewissen Anzahl von Ellen gerechnet werden soll. Wenn ein Jeder unter euch sich den Grundriß der Stadt, worinnen er wohnt, vorzeigen läßt; so lernt er am leichtesten Grundrisse von andern Städten verstehen.

Tab. LXXII. Aber eine grosse Stadt, welche viele grosse Gebäude und hohe Thürme hat, zeigt sich auch in einem kenntlichen Prospective, wenn man zu Wasser oder zu Lande sich ihr nähert. Ihr seht hier einen Prospect der besonders grossen Stadt St. Petersburg, der Hauptstadt eines grossen Landes, genannt Russland, wo als Kaiserinn landesmütterlich und menschenfreundlich jeßund regiert, Catharina II. die Mächtigste unter allen Sterblichen.

Tab. XXXIX. Doch man denke wieder zurück an Grundrisse von einem Theile der Fläche des Erdbodens. Wenn der Grundriß ein groß Stück Landes vorstellet, auf welchem viele Städte, Flecken, adeliche Güter und Dörfer sind oder seyn können; so heisst er eine Landkarte. Eine Seekarte aber ist der Grundriß eines

eines Theils vom Meere, um die Lage der Sandbänke, Strudeln, Inseln und Ufer daraus zu lernen.

Die meisten Landkarten sind so gestochen, daß dem, der sie vor sich legt, vorne Norden, hinten Süden, rechts Osten und links Westen ist. Unten zur Rechten auf unserer Karte ist das Zeichen des Compasses, dessen Spitze allemal nach Norden zeigt, und den Leser, wenn die Karte nicht nach jener Regel gestochen ist, zurecht weisen kann. Unsere Karte stellt theils Meer, und theils Land vor. Der Raum innerhalb der schattirten Linie ist Land; der übrige aber Meer. Weiter unten nach Süden hängt das Land mit einem andern zusammen. Aber der Fluß an dem punktirten Striche ist die Gränzlinie. Das südlichere Land nämlich gehört nicht zu dem Dännemark, welches auf dieser Karte vorgestellt werden soll. Wäre die Karte östlich etwas breiter; so würde ein Theil von einem andern Lande, Schweden, erscheinen, welches der Sund (eine Meerenge) von Dännemark absondert.

Es besteht aber Dännemark 1) aus einer Halbinsel, dessen Südertheil das Land Schleswig, das Nordertheil Jütland heißt; 2) aus zwey grossen Inseln, Fühnen, östlich von Schleswig, und Seeland, östlich von Fühnen; 3) aus vielen mittelmässigen und kleinen Inseln, theils nördlich theils südlich von Fühnen und Seeland, theils westlich von Schleswig.

Viele Meerengen kommen auf dieser Karte vor. Die merkwürdigsten sind: der Sund, zwischen Schweden und Seeland; der grosse Belt, zwischen Seeland und Fühnen; und der kleine Belt, zwischen Fühnen und Schleswig. An Jütland westlich oben besteht ein Theil des Meers aus Untiefen mit Sandbänken vermischt; dieses zeigt die punktirte Fläche.

Wie groß ist nun jedes abgetheilte Stück von Dännemark, und von der See, worinnen es liegt? Dieses zeigt euch der bengefeste Maaßstab, welcher 10 (vermuthlich Teutsche) Meilen enthält. Z. E. der grosse Belt gerade von Westen nach Osten, wo er am weitsten ist, ist etwa 4 Meilen. Fühnen von Westen nach Osten hat etwa 9 Meilen, u. s. w. Es wird aber eine Meile auf 24000 Fuß, oder halb so viel Schritte, oder auf 2 Stunden Weges gerechnet.

Nun wollen wir an die Insel Seeland besonders denken. Sie enthält so viele Städte, Güter und Dörfer, daß die Namen nicht Raum auf der Fläche hätten. Aber es sind hier nicht mehr Derter genannt, als Copenhagen, und Köskild nördlich, und Corsör südwestlich von dem Mittelpunkte der Insel. Kleine Ströme, die das Land durchwässern, sind hier auch nicht gezeichnet. Copenhagen liegt zwar auf Seeland, aber der kleine Theil davon, Christianshaven, liegt auf der kleinen Insel Amack. Man vergleiche die Gegend mit dem Grundrisse von Copenhagen.

Tab.

Tab. XLV. Man pflegt aber gemeiniglich die Theile des Landes, die man unterscheiden will, verschieden zu illuminiren, und die Theile der angränzenden Länder, welche man nicht deutlich vorstellen will, unilluminirt zu lassen. Diese Karte stellt Teutschland vor. Es gränzt also nördlich an Schleswig und an zwey Meere; südlich an Helvetien, Italien und zwey Meerbusen; östlich an Preussen, Polen, und südöstlich an Ungarn; westlich an die Niederlande und an Frankreich. Die Illumination zeigt euch 10 Theile, oder Provinzen Teutschlands. Sollt ihr nun die Lage eines Orts suchen, und wißt ihr den Namen seiner Provinz, deren Lage euch entweder bekannt ist, oder in die Augen fällt; so könnt ihr den Ort leicht finden, z. E. Frankfurt im Oberrheinischen Kraise. Die meisten berühmten Derter liegen an Ufern und Flüssen, oder nicht weit davon. Also könnt ihr solche Derter leicht finden, wenn ihr die Ufer und Flüsse eines Landes auf der Landkarte kennt. Z. E. die Elbe fließt nördlich in die Nordsee; entspringt in (dem roth illuminirten) Böhmen, fällt durch den Obersächsischen und Niedersächsischen Kraise. Nun werdet ihr in dem Obersächsischen Kraise die Stadt Meissen, und in dem Niedersächsischen die Stadt Hamburg leicht finden, wenn ihr wißt, daß sie beyde an der Elbe liegen. So auch die Stadt Stralsund an der Ostsee nördlich, und die Stadt Triest am Meerbusen südlich. Auch die Grän-



zen des Landes, woran ein Ort liegt, helfen ihn finden: z. E. Freyburg, südlich an Frankreich. Sind die Theile eines Landes nicht illuminirt; so sind ihre Gränzen gemeiniglich durch punktirte Striche abgefondert, wie auf der Karte von Dännemark, zwischen Jütland und Schleswig. (*)

b) Etwas von der Erdkugel.

Tab. XLIV.

§. 1. Die Oberfläche des Erdbodens hat, so viel man weiß, mehr Wasser als Land, und ist fast kugelförmig. Dennoch kann man auf der ganzen Oberfläche entweder zu Lande oder zu Wasser herum reisen. Damit euch dieses nicht befremde, muß ich euch von einigen Dingen benachrichtigen.

Wenn man reiset; so kann man durch den Anblick der Sonne, des Mondes und des Gestirns, oder auch durch den Compaß wissen, ob man sich östlich oder westlich, südlich oder nördlich von dem Orte, wovon man weggereiset ist, entferne. Nun sind in neuern Zeiten Viele zu Schiffe immer westlich oder östlich gereiset, und im ersten Falle von Osten her, im zweyten von Westen her, wieder zu dem Orte ihrer Abreise gekommen. Also ist die Erde westlich und östlich

ge-

(*) Man gehe in der Geographie nicht eher weiter, bis durch diese von mir gebrauchten Mittel die Begriffe, die ich dadurch habe gründen wollen, recht gegründet sind.

gewiß geründet. Auch werdet ihr bald einsehen, daß der Mond nur helle ist, weil ihn die Sonne bescheinet, und daß er von dem Schatten der Erde verfinstert wird, wenn die Erde zwischen ihm und der Sonne steht. Dieser Schatten (wenn man mehr Fälle vergleicht) ist so, wie er nur von einer Kugel seyn kann. Also ist der Erdboden fast kugelförmig. Daher kömmt es auch, daß wir bey Entfernung von einem Berge oder Thurme die Spitze später als den Grund aus dem Gesichte verlieren, und daß nicht nur die Wolken, sondern auch Sonne, Mond und Sterne bey'm Aufgange und Untergange, wo sich unsre Gesichtslinie endigt, oder am Horizonte, auf dem Erdboden zu liegen scheinen.

§. 2. Da nun die Erde eine Kugel ist; so hat ein jeder Punkt auf ihrer Oberfläche einen Gegenpunkt. (*) Es sind aber zwey Gegenpunkte diejenigen, zwischen welchen, durch den Mittelpunkt der Erde hindurch, eine gerade Linie gedacht werden kann. Wenn zwey Menschen auf zwey Gegenpunkten stehen; so ist einer des andern Gegenfüßler oder Antipode, weil ein jeder die Füße gegen die Füße des andern setzet, so daß eine gerade Linie von der Scheitel des einen,

(*) Dies ganze zweyte Hauptstück von der *Erdkugel* ist etwas mathematisch, und gehört nicht sowohl zur Geschichte, als zur Naturkunde; ist aber für die erwachsenere Jugend als Vorerkenntniß zur Geschichte nützlich; gleichwie die Erdbeschreibung.



nen, durch seine Füße, durch die Erde, durch die Füße des andern, bis zu der Scheitel desselben, gedacht werden kann. Dieses muß euch nicht befremden. Denn der Ort der Wolken, über welchem weit entfernt der Ort der Sonne, des Mondes und der Sternen, oder kurz, der Sternen-Himmel ist, umgiebt die ganze Erdfugel. Die Linie, welche sich von dem Mittelpunkte der Erde entfernt, und sich dem Himmel nähert, geht aufwärts; niederwärts aber die Linie, welche sich von dem Himmel entfernt und sich dem Mittelpunkte der Erde nähert. Ein jeder Mensch nun, der auf den Erdboden die Füße setzt, steht so, daß seine Scheitel weiter, als seine Füße, von dem Mittelpunkte der Erde entfernt ist. Er trägt folglich den Kopf aufwärts, eben sowohl, wie sein Gegenfüßler. (*) Denn daß er stehen könne und nicht falle, macht (III 2. b.) seine Schwere, die ihn nach dem Erdboden hindrängt. Die Richtung dieser Schwere aber ist allenthalben auf dem Erdboden aus dem Himmel her, nach dem Mittelpunkte der Erde hin.

S. 3. Es giebt einen Stern, der unbeweglich allezeit nördlich von uns absteht. Er heißt der Polarstern. Der Nordpol auf der Erde ist derjenige Punkt, durch welchen aus dem
Mitte

(*) Man bestecke einen Apfel rund umher mit Stecknadeln, deren Spitzen nach der Mitte gehen. Dies ist ein Bild des Menschen auf dem Erdboden.

Mittelpunkte des Erdbodens, nach dem Polarsterne eine gerade Linie geht. Sein Gegenpunkt (§. 2.) aber heißt der Südpol, und die Linie zwischen beyden Erdpolen, die Erdaxe.

§. 4. Tab. XLIV. Ihr könnt euch die Erdkugel auf mancherley Art in zwey Hälften getheilt denken. Seht ein solches Paar Hälften der Erdoberfläche vorgestellt. Sie liegen hier neben einander, und zwar so, daß auf beyden oben Norden, folglich der Nordpol, und unten Süden, folglich der Südpol ist. Es können aber auf der Fläche einer Kugel um ihren Mittelpunkt verschiedene Kreise gedacht werden, diese nennt man ihre größten Kreise. Parallelkreise aber auf der Kugeloberfläche sind solche, deren Mittelpunkt näher bey der Oberfläche ist, als der Mittelpunkt der Kugel. Merket ferner, ein Cirkelkreis werde in 360 Theile oder Grade getheilt. Ein jeder Grad auf einem der größten Cirkelkreise des Erdbodens enthält 15 Meilen. Also sind in einem solchen Umkreise der Erde 360 mal 15, oder 5400 Meilen. Und weil der Durchmesser eines Cirkelkreises etwas weniger als das Dritthel seines Umkreises beträgt; so ist die Erdkugel etwa 1720 Meilen dick, und so ist jeder Punkt auf der Erdoberfläche von dem Mittelpunkte um die Hälfte dieser Dicke, das ist, um 860 Meilen entfernt.

§. 5. Der größte Kreis, dessen jeder Punkt sowohl vom Nordpole als vom Südpole 90 Grad entfernt ist (§. 4.) heißt der Erdäqua-
tor

tor. Derselbe, welcher bey den Schiffern bloß die Linie heißt, ist auf unsrer Karte durch Schwarz und Weiß in Linien von 5 Graden getheilt. Er ist also 90 mal 15, das ist, 1350 Meilen von jedem Erdpole entfernt.

§. 6. Nun merkt, welchen Punkt der Erdofläche ich den Sonnenort (eines bestimmten Augenblicks) nenne; nämlich denjenigen, durch welchen (in demselben Augenblicke) aus dem Mittelpunkte der Erde nach dem Mittelpunkte der Sonne hin, eine gerade Linie geht. Es wird aber der Sonnenort innerhalb 24 Stunden allezeit von Osten nach Westen in einem Cirkelkrais herum verändert. Dieser Krais, wenn er der Aequator nicht selbst ist, läuft ihm parallel. Ein solcher Parallelkrais auf der Erdofläche, in welchen allezeit der Sonnenort eines gewissen Tages fällt, heißt der Tageskrais dieses Tages.

§. 7. Stellet euch auf der Erdofläche zwey solche Parallelkraise vor. Jeder Punkt eines jeden sey von dem Aequator nördlich oder südlich $23\frac{1}{2}$ Grad entfernt. Diese beyden Parallelkraise, die auch auf der Karte gezeichnet sind, heißen Wendecirkel; der eine der nördliche, der andre der südliche. Der Tageskrais (§. 6.) jedes Tages im ganzen Jahre ist allemal zwischen diesen Wendecirkeln: nämlich am 22sten März im Aequator; am 22sten Junius im nördlichen Wendecirkel; am 22sten September wieder im Aequator, und am 22sten December im südlichen Wendecirkel. Von dem nördlichen Wendecirkel ist ein

ein anderer Parallelcirkel, nämlich der nördliche Polarcirkel, und von dem südlichen Wendecirkel der südliche Polarcirkel 43 Grad entfernt. Von dem nördlichen Polarcirkel hat der Nordpol, und von dem südlichen Polarcirkel der Südpol $23\frac{1}{2}$ Grad Entfernung.

§. 8. Bis an die Pole der Erdoberfläche wird man zwar vom Eise verhindert hinzuschiffen. Aber stellt euch mit euren Gedanken in den Südpol, reiset nördlich $23\frac{1}{2}$ Grad; so seyd ihr in dem südlichen Polarcirkel: weiter 43 Grad; so seyd ihr in dem südlichen Wendecirkel: weiter $23\frac{1}{2}$ Grad; so seyd ihr in dem Aequator: weiter $23\frac{1}{2}$ Grad; so seyd ihr in dem nördlichen Wendecirkel: weiter 43 Grad; so seyd ihr in dem nördlichen Polarcirkel: weiter $23\frac{1}{2}$ Grad; so seyd ihr in dem Nordpole, und habt 180 Grad, oder 2700 Meilen, oder den halben Erdkreis zurückgelegt. Nun könnt ihr in demselben Cirkel nur südlich weiter reisen, und alsdann kommt ihr auf der andern Halbkugel durch Nordens Polarcirkel und Wendecirkel, durch den Aequator, und durch Südens Wendecirkel und Polarcirkel, wieder zum Südpole, woher ihr ausginget; und seyd alsdann erst nördlich, hernach südlich um die Erde durch einen Mittagscirkel herumgereiset, welcher durch beyde Pole geht.

§. 9. Es ist aber der Aequator der Erde etwas länger, als ein ganzer Mittagscirkel, und folglich ist die Erdoberfläche bey den Polen etwas eingedrückt und fast pommeranzenförmig, als
welches

welches die Mathematiker oder Meßkünstler zu beweisen verstehen. In allen diesen Betrachtungen wird die Erdkugel als eine Ebene angesehen, welches geschehn kann, weil die Spitze der höchsten Berge nicht über eine Meile von der Oberfläche des nächsten Meeres erhaben ist.

§. 10. Von der Sonne wird jedesmal der Sonnenort (§. 6.) auf der Erde stärker erwärmt, als jeder andre Ort, weil auf den ersteren dichtere Strahlen fallen. Aus gleichem Grunde kann ein Ort desto weniger von der Sonne erwärmt werden, je weiter er zu derselben Zeit von dem Sonnenorte entfernt ist. Daher ist es gemeinlich Morgens und Abends kühler, als Mittags, und zwar Morgens noch mehr, weil die Nacht den Erdboden abgekühlt hat.

§. 11. Mehr als der halbe Erdboden (weil er eine Kugel ist) wird zu gleicher Zeit von der Sonne nicht beschienen. Also hat die eine Hälfte allezeit Tag, wenn die andre Nacht hat. Und weil der Sonnenort innerhalb 24 Stunden in einem Tageskrais (§. 6.) von Osten nach Westen herum kömmt; so hat in jedem Augenblicke eine anders abgetheilte Hälfte des Erdbodens Tag oder Nacht.

Der Horizont eines Punkts *a* auf der Erdfäche ist ein allenthalben 90 Grad von *a* entfernter Krais; nämlich einer von den größten Kraisen, die man auf der Erdfäche erdenken kann, und davon ein jeder die Endlinie zweyer Hälften der Erdfäche ist.

Also

Also ist die Hälfte der Erde, welche Tag hat, eingeschlossen in dem Horizonte des Sonnenorts.

§. 12. Weil nun der Sonnenort und der Tageskrais (§. 6.) im ganzen Jahre zwischen den Wendecirkeln (§. 7.) bleibt; so ist der Streifen der Erdoberfläche, welcher zwischen ihnen an beyden Seiten des Aequators liegt, oder kurz, der heisse Erdstrich, von der Sonne wärmer, als die beyden gemäßigten Erdstriche nach Norden und Süden zwischen den Wendecirkeln und Polarcirkeln, und als die beyden kalten Erdstriche nach Norden und Süden zwischen den Polarcirkeln und den Polpunkten.

§. 13. Kein Ort auf der Erde kann Tag haben, wenn ihn die Sonne nicht bescheinen kann, oder wenn er mehr, als 90 Grad, von dem Sonnenorte desselben Augenblickes entfernt ist. Hieraus folgt (§. 7.), daß, wenn der Tageskrais (§. 6.) in dem südlichen Theile des heißen Erdstriches ist, gar kein Tag bey demjenigen wird, der dem Nordpole näher wohnt, als die Entfernung des Tageskrais von dem Aequator beträgt. Also geht vom 22sten September bis am 22sten März die Sonne auf dem Nordpole des Erdbodens nicht auf oder unter, sondern es bleibt daselbst beständig Nacht; hingegen vom 22sten März bis den 22sten September beständig Tag. Auf gleiche Weise kann erkläret werden, warum wir, die wir in dem nördlichen gemäßigten Erdstriche wohnen, in der ersten Zeit kürzere Tage, als



Nächte, und in der zweyten Zeit kürzere Nächte, als Tage haben.

§. 14. Durch den Aequator wird die Oberfläche der Erdkugel in die nördliche und südliche Hälfte getheilet. Der Winter des kalten und gemäßigten Erdstriches auf der nördlichen ist Sommer der gleichbenamten Erdstriche auf der südlichen Hälfte, und der Sommer der nördlichen kalten und gemäßigten Erdstriche ist Winter der südlichen. So ist es auch mit dem Frühlinge und Herbst. Und wenn von der nördlichen und südlichen die eine Hälfte lange Tage hat, so hat die andre lange Nächte. Nach dieser Einrichtung ist die Erde durch Vertheilung des Lichts und der Sonnenwärme am bewohnbarsten.

§. 15. Die nördliche oder südliche Entfernung eines Orts von dem Aequator, heißt die Polhöhe oder Breite desselben Orts. Zwey Orter, welche einerley (beyde entweder nördliche, oder beyde südliche) Breite haben, sind in einerley Clima. Bloß ähnlich an Clima sind sie, wenn eines Ortes nördliche Breite so groß ist, als des andern südliche. — Man setze nach Belieben den Anfangspunkt, oder einen Punkt a, auf dem Aequator. Man denke ferner den Punkt des Aequators, der einem Orte o am nächsten ist, oder den Punkt b. Man zähle von a ostwärts bis b die Zahl der Grade. Diese Zahl heißt die Länge desselben Orts. Durch Breite und

und Länge zugleich wird die Lage eines jeden Orts, sowohl gegen die Pole, als gegen a, und folglich gänzlich bestimmt. So oft ich meinen Stand verändere, verändere ich die Breite meines Orts, wenn ich gerade nördlich oder gerade südlich gehe; die Länge meines Orts aber durch einen gerade östlichen oder westlichen Gang; endlich sowohl die Breite als Länge, wenn mein Gang zwischen zwey Hauptgegenden (z. E. Nordostwärts) fortschreitet. An denjenigen Orten, welche einerley Länge haben, ist Jahr aus Jahr ein in demselben Augenblicke Mittag. Die Orte, welche jenen beyden östlich sind, haben früher Mittag; folglich haben später Mittag diejenigen Orte, die ihnen westlich sind. Denn der Sonnenort schreitet von Osten nach Westen fort. Daher, wenn man eine sehr richtige Uhr hat, die auf 12 weist, wenn es an dem Orte, woher man kömmt, Mittag ist, und wenn man den mittäglichen Augenblick an dem Orte seines jetzigen Aufenthaltes weis; so ist dieser letzte Ort mehr östlich, wenn am Mittage dieselbe Uhr noch nicht 12, mehr westlich aber, wenn sie über 12 zeigt. Wer in dem mittäglichen Augenblicke auf dem Aequator steht, und stündlich nach Westen 225 Meilen laufen könnte, der würde während seines ganzen Laufes (wenn er immerfort währte) immer Mittag behalten. Ließe er aber in unsrer Sommerzeit durch den nördlichen Polarcirkel westlich; so dürste er lange so weit nicht laufen, um immer Mittag zu behalten.

§ 2

halten. Denn dieser Cirkel ist viel kleiner. Noch kleiner sind die dem Pole nähern Cirkel, folglich auch die Grade derselben. Daher differiren zwei Orter nahe am Pole um ein Grosses an Länge, wenn sie gleich nicht weit von einander entfernt sind. Von allem diesem wird euch die Vorstellung erleichtert, durch den Anblick der gezeichneten Halbkugeln, noch besser aber durch ein Modell der Erdkugel mit dem Zuhöhere.

c) Nachricht von den Ländern und Meeren der vier Welttheile.

Tab. XL — XLV.

Tab. XLIV. Wenn nun die Erdkugel durch die Pole auf gewisse Art durchschnitten wird; so erscheinen die Oberflächen der beyden Hälften so, wie unsre Tafel zeigt. Alsdann hat die eine Hälfte 3 grosse Länder, **Europa** nördlich, und von dort **Asia** östlich und südöstlich, **Afrika** aber südlich. Die andre Hälfte hat ein nördlich und südlich eingetheiltes grosses Land, welches **Amerika**, oder die neue Welt heisst, weil es in unsern Gegenden erst vor 300 Jahre bekannt geworden ist. **Europa**, worinnen wir selbst wohnen, ist durchgängig bekannt. **Asia** größtentheils, ausser gegen Norden und Nordosten an einigen Orten. **Afrika** kennt man ganz an den Küsten, aber nicht allenthalben mitten im Lande. **Amerika** hat gegen Norden viel unbekanntes Land, dessen Küsten man nur entdeckt hat. So kennt man auch nur die Küsten vieler
vieler

vieler unbekanntem Länder auf der südlichen Hälfte des Erdbodens. Es hat also die Erde vielleicht noch einmal so viel Land, als dasjenige, was die Europäer erforscht haben.

Europa, Asia, Afrika und Amerika heißen die vier Welttheile. Das Meer über dem nördlichen Polarcirkel nennen wir das Eismeer. Das Atlantische Meer sondert Europa und Afrika von Amerika. Zwischen Europa und Asia ist das stille Meer. Das Meer zwischen Europa und Afrika heisset die mittelländische See. Das südliche Afrika gränzet an das Aethiopische, das südliche Asien aber an das orientalische Meer.

Europa ist nach der Grösse weit volkreicher, und im Ganzen weit gesitteter, (II. 6. d.) als die übrigen Theile der Welt. In Asien sind wilde und gesittete Nationen. In Afrika meistens nur wilde, oder halbgesittete; so auch in Amerika, ausser wo Europäische Colonisten und ihre Nachkommen wohnen. In dem heißen Erdstriche sind die Menschen entweder schwarze Nohren, oder doch nicht von weisser Farbe.

Tab. XL. In Europa ist unten das westlichste Land Portugall. Es folgt östlich Spanien; — nordöstlich Frankreich; — fast östlich Teutschland; — ostnordöstlich Polen und Lithauen; — nordöstlich und östlich Rußland. Ausser diesen sind über den genannten Ländern nördlich übergangen worden, England, Schottland und Irland, davon die beyden ersten zusammen Großbritannien heißen; — ferner die Nie-

derlande, nördlich zwischen Frankreich und Teutschland, wo die Städte Brüssel und Amsterdam stehen; — ferner Dännemark, und Norwegen (nördlich über Dännemark an der Küste); — ferner Schweden an beyden Seiten des Meerbusens, östlich von Norwegen, westlich von Rußland; — endlich Preussen, die nördliche Küste über Polen. Ferner sind, den zuerst genannten Ländern südlich, übergangen Helvetien oder die Schweiz, südlich zwischen Teutschland und Frankreich; — ferner Italien, eine grosse Halbinsel, südlich unter Teutschland; — ferner die Ungarischen Länder, südlich unter Polen; — auch die Europäische Turkey, oder das Ottomanische Reich in Europa, südlich und östlich den Ungarischen Ländern; — endlich die Europäische Tatarey, oder die nördliche Küste und Halbinsel am schwarzen Meere. Die Gewässer um Europa sind, das Atlantische Meer, oder der Ocean gegen Westen. Dieses macht zwischen Großbritannien, den Niederlanden und Frankreich den Canal, eine Meerenge. Zwischen Großbritannien, Teutschland und Dännemark ist die Nordsee, welche durch die beyden Belte und den Sund zusammen fließt mit der Ostsee, welche ist zwischen Schweden, Polen und Teutschland. — Südlich fließt das Atlantische Meer zusammen, durch die Strasse, oder durch die Meerenge zwischen Spanien und Afrika, mit dem mittelländischen Meere, welches in seinen Theilen verschiedene Namen bekömmt, z. E. das Adriatische Meer,

östlich

östlich an Italien; das Aegäische Meer oder der Archipelagus, östlich an der Europäischen Türkei. — Hieraus kömmt man nördlich durch eine Meerenge (vor Zeiten der Hellespont genannt) in ein kleines Meer, welches selten das weisse Meer, gemeiniglich das Marmorische heißt; von dort wieder durch eine nördliche Meerenge (vor Zeiten der Thracische Bosphorus genannt) in das schwarze Meer, oder in den Pontus Eurinus, dessen Küsten zur Europäischen Türkei und Tatarey, zu Rußland, und zu Asien gehöret. Nördlich ist Europa durch das Eismeer begränzt, dessen Meerbusen bey Archangel die weisse See genannt wird.

Tab. XLI. In Asien sind, die Asiatische Türkei zwischen dem schwarzen und mittelländischen Meere, und weiter östlich; — ferner südlich darunter Arabien, welches zum Theil zur Türkei gehöret; — ferner Persien, von der Türkei und Arabien östlich; — ferner Indien, mehr östlich und auch südlich; — ferner China, von Indien nordnordöstlich; — endlich die Asiatische Tatarey, deren nördliche Gränze am Eismeer ist, und welche über den andern Asiatischen Ländern nördlich sich ausbreitet. Sie ist theils frey, das ist, unter Tatarischen Regierungen; theils (z. E. Siberien) Rußland unterworfen; theils aber dem Reiche China. Nordöstlich von China ist eine grosse und volkreiche Insel, Japan, und nördlich davon das Land Jedzo. Kamtschatka ist eine östliche Halbinsel, zu Siberien gehörig. Ei-

nige behaupten, aus dem Eismeere könne man durch Meerengen, welche Asien und Amerika trennen, zu Schiffe Kamschatka und Japan vorbehey, in das Indische Meer kommen, welches Asien südlich umgränzt. Zu Indien rechnet man auch alle südlichen Halbinseln und Inseln, die man auf der Karte von Asien sieht. Die Gewässer Asiens sind: nördlich das Eismeer; ferner das orientalische Meer, welches weiter hin nach Amerika das stille Meer heisset; das Indische Meer, worinn so viele Inseln und Halbinseln zu sehen sind: der Persische Meerbusen zwischen Persien und Arabien; das rothe Meer zwischen Arabien und Afrika; das mittelländische Meer, welches durch eine Landenge von dem rothen abgefondert ist, und wovon man den Archipelagus und das schwarze Meer als Theile ansehen kann; endlich das Caspische Meer, ein inländisches über Persien nördlich. — Man pflegt auch folgende Flüsse in Asien vorzüglich zu merken: 1) den Oby, der nördlich Europa von Asien sondert; 2) den Tigris und den Euphrat, welche vereiniger in den Persischen Meerbusen stießen; 3) den Indus, welcher südlich Persien und Indien trennt; und 4) den Ganges östlicher in Indien, wovon zwey grosse Indianische Halbinseln disseit und jenseit des Ganges den Namen haben.

Tab. XLII. In Afrika erstrecken sich folgende Länder, von den nördlichsten angerechnet, am weitesten nach Westen. Die Barbarey, deren südlicher und wüsterer Theil Biledulgerid heisset; —
das

das ziemlich wüste Land Sara; — ein eben solches Land Nigritia, durch welches der grosse Fluß Niger ins Atlantische Meer fließt, — und die Küste Guinea. Westlich findet man Egypten, durch welches der merkwürdige Nilfluß in verschiedenen Armen, deren Zwischenraum das Delta heißt, ins mittelländische Meer fällt; — ferner südlicher Nubien, — noch südlicher Abessinien. Dieses ist ein Theil des Mohrenlandes, oder Aethiopien, unter welchem Namen man zuweilen auch den ganzen übrigen südlichen Theil von Afrika versteht. Dieses Uebrige soll in der Mitte Länder haben, die man Monocemugi und Monomotapa nennt. Diese Länder haben westlich die Küste Congo, wovon Loango und Angola Theile seyn sollen; östlich aber die Küste Aber am rothen Meere, und südlicher die Küsten Ajan und Zanghebar. Die südlichste Spitze von Afrika aber nennt man die Küste der Caffern und Zottentrotten. Es wird also Afrika umflossen von dem Mittelländischen und Atlantischen; unten an beyden Seiten von dem Aethiopischen, und oben östlich von dem rothen Meere.

Tab. XLIII. Amerika, welches, weil es den Europäern später bekannt worden ist, die neue Welt, und wegen der Lage Westindien heißt, zerfällt durch die Landenge bey Panama in Nordamerika und Südamerika. Nordamerika enthält am nördlichsten Canada, mit vielen theils bekannten, theils nur halbbekannten Ländern, z. E. westlich die Halbinsel Californien. Etwas süd-



licher liegen neben einander, Neu = Mexico, Louisiana und Florida; und noch südlicher Mexico bis an die Landenge. Bey derselben fängt sich das südliche Amerika an in Terra = Firma und Guiana. Südlicher sind von Westen angerechnet Peru, das Amazonenland und Brasilien. Noch südlicher Chili, Tukumannia und Parraguay. Die südlichste Spitze heißt das Magellanische Land, auf welches südlicher noch Inseln und vielleicht auch grosse Länder folgen. Der östliche Ocean heißt das Atlantische, der westliche das stille Meer, und dessen südlicher Theil die Südsee. In Nord-Amerika sind die Flüsse St. Laurentius, der nach Nordost, und Mississippi, der nach Süden ausfließt. In Süd = Amerika findet man den Amazonenfluß und den Paraguayfluß, der auch Laplata heißt, in den gleichbenannten Ländern.

d) Fortsetzung, besonders von Inseln und halbbekanntem Ufern. (*)

Tab. XL — XLIV.

Nördlich auf dem Eismeere sind uns noch merkwürdig zwischen Europa und Amerika Grönland, an dessen Küste die Strasse Davids ist. Südlicher über

(*) Dieses Hauptstück hilft, den gegebenen Begriff von dem ganzen Erdboden feltzusetzen, und zu wiederholen. Sonst kann sein Inhalt bis zuletzt verspart werden.



über einige Inseln weg, findet man Hudsons
 Strasse und Meerbusen; an welchen das Land
 Labrador und der Esquimaux liegt; östlich von
 Grönland. Island, zu Norwegen gehörig, liegt
 auf dem Polarcirkel; und östlicher Spitzbergen;
 östlicher und etwas südlicher Novazembla.
 Diese Länder und Küsten, worauf zum Theil wilde
 Völker wohnen, werden von den Unfrigen, we-
 gen der Wallfische, der Seehunde und des Pelz-
 werkes besucht. An dem Eismeere, wo Europa
 und Asia sich trennen, wohnen die Samojeden,
 ein halbwildes Volk unter Russischer Herrschaft.
 Europens äusserste Gegenden gegen Norden heißen
 Finnmarken und Lappland, und sind Nor-
 wegisch, Schwedisch oder Russisch. Die äusserste
 nördliche Spitze heisset das Nordcap. Zwischen
 Island und Schottland findet man die zu Norwe-
 gen gehörigen Feroischen Inseln, und südlicher
 die Orcadischen, welche man zu Schottland
 rechnet.

Die Insel Wight liegt südlich an England,
 welches mit Schottland zusammen (gleichwie
 Irland) auch zu den Inseln gehört. Mohn, Salz-
 ster, Laland, Langeland, Arrde, Alfen, Fez-
 mern und, weit östlicher unter Schweden, Borns-
 holm sind bisher noch ungenannte Dänische Inseln
 auf der Ostsee, und weit kleiner, als die Insel
 Seeland und Südnen. An der westlichen Küste
 von Schleswig liegen gleichfalls einige Inseln, z. E.
 Nordstrand nahe am Lande, und Helgeland
 weiter in der See. Nun wieder in die Ostsee
 hin

hinein. Die zu Teutschland gehörige Insel Rügen liegt südlich unter Bornholm; die Insel Oeland und Gothland, zu Schweden gehörig, liegen nördlicher, gleichwie Mänd im Eingange des Bothnischen Meerbusens, welcher ein Theil der Ostsee ist. Südlich von Gothland sind die Inseln Oesel und Dagho, jetzt zu Rußland gehörig. Auf dem mittelländischen Meere aber stehen die Balearischen Inseln, Majorca und Ivica unter Spanischer, Minorca aber unter Engländischer Herrschaft. Südlicher findet man unter Italien die Insel Corsica, unter Französischer Herrschaft, auch Sardinien und Sicilien, welche zweyen Königen gehören, die auch andre Länder haben. Malta unter Sicilien gehört einer Gesellschaft von Rittern.

Nördlich im Adriatischen Meere auf Inseln liegt Venedig, eine Republik, der nebst grossen Ländern auch kleine Inseln, z. E. Corfu an der westlichen Küste der Europäischen Türkey gehören. Die grosse Menge von Inseln auf dem Archipelagus, worunter die südlichste Creta oder Candia, und nördlicher Negroponte oder Euboea die größten sind, stehen unter Türkischer Herrschaft, gleichwie die Inseln Rhodus und Cypren östlich von Creta, welche schon zu Asien gehören. Geht man an Afrika das Atlantische Meer südlich herunter; so findet man die Azorischen Inseln weit im Meere nach Amerika hin, die Canarischen und die Inseln des grünen Vorgebirges näher an Afrika, (diese Inseln gehören zum Theil nach

nach Portugall,) und die kleine merkwürdige Insel Sanct Helenen, welche unter Engländischer Herrschaft steht, mitten im Ocean. Westlich bey Afrika auf dem südlichen Wendecirkel ist die grosse Insel Madagascar, und östlich davon die kleine Insel Bourbon, welche dem Könige von Frankreich gehört.

Asien, in der Gegend des Aequators, hat erstaunlich viele Inseln, z. E. westlich anzufangen, die Maldivischen, Ceylon, worauf die Holländer, (das ist, die Republik in den Niederlanden,) Besitztümer haben. Nun weiter Sumatra, wohin Engländer und andre Europäer handeln, südlich davon Java, wo die Holländer Batavia besitzen; nördlich davon Borneo; östlich davon Celebes; noch östlicher die Moluckischen Inseln; nördlich über denselben die Philippinischen, z. E. Mannilla, die dem Spanischen Könige gehören. Von allen diesen Inseln bringt man uns Gewürze, Edelsteine, Goldsand und andre morgenländische Producte. Von eben diesen Inseln südlich und westlich sind viele nur von ferne oder an den Ufern bekannte Inseln und Länder, z. E. Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Brittannien, Carpentaria, u. s. w.

Weiter östlich auf dem stillen Meere nach Amerika hin, sind auch die Marianischen, Salomonischen und andre Inseln. Auf der östlichen Seite von Amerika sind nördlich die Canadischen Inseln mit dem Capbreton, welches den Franzosen, und Terreneuve, welches den Engländern

gehört.



gehört; südlicher die Bermudischen Inseln unter Engländischer Herrschaft. Die südlichen Inseln unter dem nördlichen Wendecirkel heißen alle-
samt die Antillischen, davon die grössern sind, Hispaniola, oder St. Domingo, Cuba und Portoriko, nach Spanien; und Jamaika, nach Britannien gehörig. Die kleinern heißen theils die Caribischen (z. E. die Holländische Curazoa, und die drey Dänischen St. Thomas, St. Cruz und St. Jean; auch die Französische Martinique,) oder die Lukäischen, z. E. Salvador und Bahama, welche von den Spaniern zuerst entdeckt sind.

3) Die andre Geographie.

a) Europens Abtheilung in Staaten,

Tab. XL.

In Europa sind drey Kaiserthümer, 1) das so genannte heilige Römische Teutsche. Darunter steht Teutschland und etwas Weniges von Italien. Aber genau zu reden besteht Teutschland aus vielen kleinen theils fürstlichen, theils republikanischen Staaten, welche nach gewissen alten Gesetzen in einem Bunde mit einander stehen, dessen Oberhaupt der Römisch Teutsche Kaiser (einer der Fürsten) ist. Er wird jedesmal gewählt von 9 Wahlfürsten oder Churfürsten. Wird sein Nachfolger vorher gewählt, so heißt derselbe, der Römische König. Die Republiken in Teutschland heißen Reichsstädte oder Ritterschafs

Schaften. Teutschlands Fürsten aber haben verschiedene Ehrentitel, z. E. Churfürsten (deren 3 zugleich Erzbischöfe oder geistlich sind, und 6 weltlich), Erzherzöge, Herzöge, Landgrafen, Markgrafen, Burggrafen und Grafen. Wenn irgend eins von Teutschlands Fürstenthümern keinen gesetzmässigen Erben hat; so belehnt der Kaiser eine andre fürstliche Familie mit demselben. Mancher Fürst Teutschlandes aber hat viele und zuweilen von einander entlegene Fürstenthümer, auch wohl auswärtige Reiche und Länder. Ueber Teutschland ist also der Kaiser nicht souverain. Aber souverain sind, 2) das Russische und 3) das Türkische Kaiserthum.

Souveraine Könige haben, 1) Portugall, 2) Spanien, 3) Frankreich, 4) Dänemark und Norwegen zusammen, 5) Ungarn (doch daselbst sind Stände), 6) die beyden Sicilien, (das ist die Insel dieses Namens und der unterste Theil Italiens, oder das Königreich Neapolis), 7) Sardinien, 8) Preussen.

Nicht souveraine Könige sind, 1) in Großbritannien nebst Irland, 2) in Schweden, 3) in Polen, 4) in Böhmen (aber Böhmen wird zu Teutschlands Churfürstenthümern gerechnet).

Es heissen auch Königreiche von Alters her, manche Länder, welche jezt als Provinzen zu andern benannten Reichen gehören.

Ausser Teutschland sind unter verschiedenen Namen noch Fürsten: 1) der Chan in der kleinen Tatarey, welcher aber dem Türkischen Kaiser

Kaiser als Vasall (oder Lehnsträger, oder ungleicher Bundesgenosse) zinsbar ist, 2) so auch der Fürst in der Wallachey, und 3) der Fürst in der Moldau, welche daher zur Europäischen Türken gerechnet werden, 4) und 5) der Großherzog von Florenz oder Toscana, und der römische Pabst, in dem mittlern Italien, dessen Gebiet der Kirchenstaat heisset, und dessen Residenz die uralte Stadt Rom ist. Auch in Ober-Italien, 6) in Savoyen, Piemont und Montferat, welche dem Sardinischen Könige gehören; ferner 7) in Mayland und Mantua, gehörig an das Haus Oesterreich, (welches ein Land dieses Namens), ferner Böhmen und andre Länder in Teutschland besitzt, und ausserdem noch die Ungarischen Länder und ein Theil der Niederlande); ferner noch in Ober-Italien, 8) in Parma, Piacenza und Guastalla zusammen; ferner noch daselbst 9) in Modena, Mirandola, Novellara und Massa zusammen. Noch daselbst 10) in besondern kleinen Fürstenthümern, z. E. Monaco, Masserano, u. a. m. Endlich 11) nördlich an Polen ist ein Fürst in dem Herzogthume Curland, welches ein Polnisches Lehn ist. In vielen Ländern heissen aber auch Herzöge, Fürsten, Markgrafen und Prinzen, einige betitelte Unterthanen, die grosse Landgüter besitzen, oder aus solchen Familien stammen. Merkwürdige Republiken sind: 1) die sieben vereinigten Niederlande; (die von dem vornehmsten den Namen Holland führen,) 2) Helvetien oder die Schweiz, welche aus vie-

len

len verbündeten Republiken, besonders 13 Cantons besteht. 3) In Italien Venedig, welches Län- der an beyden Seiten des Adriatischen Meeres be- sitzt. Noch daselbst 4) Genua, deren Gebiet ein Theil des westlichen Ufers des obern Italiens ist. In dem mittlern Italien sind: 5) und 6) die klei- nen Republiken Lucca und St. Marino.

Die Thronerben einiger Monarchen haben besondre Namen, z. E. 1) in Portu- gall, Prinz von Brasilien, weil Brasilien nach Portugall gehört; 2) In Spanien, Prinz von Asturien; 3) In Frankreich der Dauphin. 4) In Großbritannien, der Prinz von Wallis; 5) In Sardinien, der Prinz von Savoyen; 6) In beyden Sicilien, der Prinz von Calaz- brien; 7) In Rußland, der Großfürst und kaiserliche Thronfolger. Appanagirte Prinzen, Fürsten und Familien haben gleichfalls besondre Titel, die entweder ihre Abstammung oder die Län- der anzeigen, deren Einkünfte ihnen von dem Ober- haupten ihres Hauses zum anständigen Unterhalte angewiesen sind. Sie heißen auch zuweilen Prinz- zen vom Geblüte, (z. E. in Dännemark heißen sie Herzöge zu Schleswig = Holstein und Erben zu Norwegen).

Den catholischen Monarchen pflegt der Pabst Titel auszuthellen, welche dieselben gern an- nehmen, z. E. die allergeeueste Majestät in Portugall, die catholische Majestät in Spa- nien, die allerchristlichste Majestät in Frankreich, die apostolische Majestät in Ungarn, die ortho-
-Elem. 3ter Band, VII. G dore

dore Majestät in Polen. In England wird der Titel, Beschützer des Glaubens, beybehalten, welchen ehemals ein König erhielt, der wider Luther ein Buch geschrieben hat.

Die Titel mancher Monarchen und Fürsten sind sehr weitläufig, weil sie zuweilen Provinzen und Länder enthalten, die klein und kaum recht bekannt sind, oder die nur ihre Vorfahren besessen haben, z. E. König in Portugall und Algarbien. Das letzte Land ist ein schmales südliches Ufer. Der König in Frankreich nennt sich von Frankreich und Navarra, obgleich das letzte Land nur eine kleine Provinz ist. Der König von Großbritannien schreibt sich von Großbritannien, Frankreich und Irland, und besitzt oder verlangt doch Nichts von Frankreich, worauf seine Vorfahren Anspruch machten. Die Könige von Dänemark und Schweden, nennen sich auch Könige der Wenden und Gothen, weil ihre Vorfahren einen Theil der alten Völker dieses Namens beherrscht haben.

b) Vergleichung einiger Europäischen Staaten und Völker.

Nordische Mächte heißen vornehmlich Rußland, Polen, Preussen, Dänemark, Schweden, und zuweilen auch Großbritannien. Alsdann heißen die andern Staaten die südlichen Mächte.

Seemächte sind vornehmlich Großbritannien und Holland. Doch Portugall, Spanien, Frankreich, Dänemark, Schweden, Rußland, der Türkische Kaiser und Venedig halten auch Flotten.

An-

Andre Italiänische Staaten haben nur einige Kriegeschiffe. Großbritannien kann deren wohl 200 halten. Dänemark, über 30 u. s. w. Ein mittelmäßig Kriegeschiff von 60 Kanonen, welches an 500 Mann führet, (ohne Zubehör) kostet 100000 Reichsthaler zu bauen; und jährlich in See zu halten, mehr als 1000 Mann Fußvolk. Aber diese und ähnliche Rechnungen sind sehr fehlbar.

An Landmacht hält in Friedenszeiten der Türkische Kaiser 300000 Mann; Rußland 250000; das Oesterreichische Haus 200000; Frankreich 160000; der König in Preussen an 200000; Spanien 70000; Dänemark 59000; Schweden 50000; Großbritannien 30000; Holland 40000; der König beyder Sicilien 30000; Venedig 28000; Polen vor Zeiten 24000; Sardinien 15000; Portugall 14000. Ich weis nicht, ob diese von Andern abgeschriebene Rechnung richtig sey. Vielleicht ist bey einigen Landmiliz mitgerechnet. Im Frieden kosten 1000 Mann zu Fuß (auffer der Generalität) etwa 40000 Reichsthaler, und zu Pferde die doppelte Summe. Ist dieses wahr; so wenden einige, und zwar unter den schwächern Staaten, an $\frac{2}{3}$ ihrer Einkünfte auf den Kriegesstaat. Aber sowohl die Einkünfte, als die Armeen können verschiedenlich (entweder auffer oder mit diesem und jenem Abzuge) berechnet werden. Nur die verschwiegenen Finanzkammern können glaubwürdige Rechnungen dieser Art machen.

Die Landesgröße der Staaten wird nach Quadratmeilen gerechnet. Z. E. Frankreich

hat deren 10000; Portugall 1800. Aber aus solchen Zahlen folgt nicht die Macht eines Landes. Z. E. eine Quadratmeile in dem bevölkerten Hol- land giebt mehr Macht, als 100 Quadratmeilen in dem fast wüsten Lapplande.

Die Anzahl der Einwohner ist an Mil- lionen in Teutschland 24; sowohl in Rußland als Polen 20; in Frankreich 17; etwa halb so viel in Großbritannien nebst Irland; so auch in Spanien; so auch in Italien; in Dännemark und Norwegen zusammen aber 2; in Schweden 2, u. s. w. Man fragt auch nach den Staatseinkünften. Frank- reich soll an Thalern in Millionen haben 50; die Dänischen Staaten 6, u. s. w.

Was die Sprachen in Europa betrifft: so sind die Spanische (nebst der Portugiesischen), die Französische, Italiänische und Wallachische sich sehr ähnlich, weil ihre Stammsprache, die her- nach durch Mischung verändert wurde, die Latei- nische war. Eine andre Stammsprache ist die Alteutsche oder Gothische, aus welcher die Spra- chen in Teutschland, der Schweiz, und den Nieder- landen; ferner in Dännemark, Norwegen und Schwe- den abstammen. Teutsch wird auch in einem Theile Dännemarks, in Preussen und einem Theile Polens und Rußlandes geredet. Wegen Sclavoni- sches Ursprunges sind verwandt die Sprachen der Russen, einiger Ungarischen Länder, der Böhmen und Mähren, derer, die sich Wenden nennen, u. s. w. ferner der Polen, die aber von jenen sehr abweichen. Die Engländer haben eine besondre Sprache,
deren

deren Stammsprachen die Altbrittische, die Lateinische, die Teutsche oder Nordische sind. Die Türken und Tatarn in Europa reden einerley Sprache. Viele Unterthanen in der Türkey reden Neugriechisch, weil in dortigen Gegenden vormals Altgriechisch geredet wurde. Die Lingua franca ist ein Mischmasch vieler Sprachen, üblich bey Seefahrern und Küstenbewohnern des mittelländischen Meeres. Es sind noch mehr, nicht so merkwürdige, Sprachen in Europa und besondern Provinzen oder Ländern.

c) Von der Religion Europäischer Staaten. Tab. LXXIII.

Nach der Religion sind Portugall; Spanien; Frankreich; Italien; ein Theil Teutschlands, der Schweiz und der Niederlande; Ungarn und Polen catholische Länder; doch in verschiedener Bedeutung. In allen ist zwar die Regierung catholisch, aber in Portugall, Spanien und an einigen andern Orten, ist man nach den Gesetzen in Leibes- und Lebensgefahr, wenn man wider Lehrsätze der catholischen Religion redet. In Frankreich sind einige Millionen Reformirte oder Hugenotten. Aber wer diesen Glaubensverwandten predigt, oder einer Versammlung vor ihnen vorbetet, wird als ein Mißethäter nach den Landesgesetzen behandelt. In Ungarn und Polen sind Protestanten und Griechen; aber sie haben nicht alle bürgerliche Vorrechte der Catholischen. An manchen catholischen und protestantischen Orten dürfen Juden wohnhaft werden,

G 300 107 (100) 107 aber



aber keine dissidentische Christen. Teutschland ist halb catholisch, halb protestantisch, und es ist durch die Geseze (die man aber nicht allenthalben und nicht immer genau beobachtet), eine gewisse Freyheit anderer Meynungen verboten, die weder catholisch noch protestantisch sind. Doch an vielen protestantischen Orten darf, nach den besondern Statuten derselben, ein Catholik entweder nicht wohnen, oder nicht alle bürgerliche Vorrechte erwarten. Eben so eifersüchtig sind an manchen Orten Lutheraner und Reformirte gegen einander. Wer in einigen lutherischen Staaten bürgerliche Aemter haben will, muß schwören: daß er alle Glaubensartikel glauben, befördern, oder nicht bestreiten wolle, welche in bogenreichen und gelehrten Büchern stehen, die er, wie die Obrigkeit doch weis, nicht kennt, und niemals lesen wird. Sonst wird er nicht für fähig gehalten, auch nicht die niedrigsten Staatsämter zu bekleiden, z. E. ein Zöllner, ein Rechnungsführer, ein Feldmesser oder in irgend einer Wissenschaft ein Lehrer im Staate, u. s. w. zu werden; ja nicht einmal zu schneiden und zu schustern. Protestantische Länder, wo auf solche oder ähnliche Eide der bürgerlichen Beamten gedrungen wird, sind theils in Teutschland, theils in der Schweiz; auch in Holland, Großbritannien, Dännemark, Norwegen, Schweden und Preussen. Doch die Regenten binden sich nicht allemal an die Landesgeseze, die sie, besonders wo keine Stände sind, abschaffen könnten, wenn sie wollten. In Republiken sind die Ausnahmen seltner. Rußland ist Griechischer Kirche, doch hat es auch Städte und Provinzen,

wo andre Christen, auch wohl (in dem Asiatischen Gebiete) Mahomedaner und Heiden grosse Freyheit geniessen. In der Europäischen Türkey ist der Hof und die Regierung, und von den Einwohnern ein Drittel mahomedanisch. Aber die Christen haben daselbst zum ganz öffentlichen und zahlreichen Gottesdienste mehr Freyheit, als die Reformirten in der lutherischen Stadt Hamburg oder Leipzig. Kurz, es ist sehr nothwendig, wenn man nach einem Orte hin will, sich vorher zu erkundigen, welchen Glauben man haben, oder bekennen, oder verschweigen müsse, um an Gütern, Ehre, Leib und Leben sicher zu seyn, oder sein Brod auf diese oder jene ehrliche Art verdienen zu dürfen.

Tab. LXXIII. Auf dem ersten Viertel wird Jemand bey andächtigen Wünschen vieler Zuschauer lebendig verbrannt, der in Spanien Etwas wider einen Ausspruch von vielen alten Kirchenvätern, die das Nicäische Concilium ausmachten, bey Gelegenheit geredet hatte. (Es ist auch wohl bey Protestanten etwas Aehnliches geschehen). Der, welcher auf dem zweyten Viertel mit einem Spießbuben auf Lebenslang als Galeerenflave zusammen gekettet, vor dem mit der Peitsche bewaffneten Profos gehet, und die Augen gen Himmel hebt, hat in Frankreich im Walde einigen 100 Reformirten Etwas vorgebetet (welches er nach den Landesgesetzen nicht thun soll), und sie zur Tugend durch die Hoffnung zur Seligkeit aufgemuntert. Seht ihr auf dem dritten Viertel den angeschlossenen Menschen auf dem Wagen, begleitet von zwey Reutern mit gezognem Pat-

Pallasche? So ward vor noch nicht vielen Jahren in einem lutherischen Lande in ein langwieriges Gefängniß geführt, ein endlich begnadigter und noch lebendiger Missethäter, der sich unterstand, zu behaupten, es sey nicht wahr, daß die Taufe durch die Hand eines unbekehrten Predigers Vergebung der Sünden wirke, vom Tode und Teufel erlöse, und die ewige Seligkeit gebe, als welches eine lutherische Lehre ist. Auf dem vierten Vierthel sitzt eine Versammlung von protestantischen Geistlichen, welche eine theologische Facultät, ein Ministerium, oder ein geistlich Consistorium heißt, und berathschlagt, wie sie, als Zions oder der Kirche Wächter, die bewaffnete Sängamme der Kirche, oder die Obrigkeit, anrufen wolle, nach alten Landesgesetzen die Verfasser, Drucker und Verkäufer gewisser Bücher zu strafen, die zwar Nichts wider die Tugend und ihre künftige Vergeltung enthalten; aber doch in diesem oder jenem Punkte der protestantischen Religion widersprechen, auf deren sämmtliche Lehrsätze sie allesamt, gleichwie auch die Obrigkeit, die theuersten Eide gethan haben. Kurz, die Verfertigung solcher Schriften ist der Hierarchie (*) des Staates

(*) Wenn durch ein unwiederrüfliches Gesetz in Abyssinien das Recht zur Crone die Bedingung hätte, daß der Kaiser alle Einwohner des Landes anhalten sollte, Gott nach der in diesem oder jenem Concil vorgeschriebnen Form zu verehren, und wenn man doch fände, daß (ohne das Recht zur Crone dem regierenden Kaiser streitig zu machen) viele Tausend Einwohner im Lande wären, welche

Staates zuwider. Es ist aber Hierarchie allenthalben, wo nach den Landesgesetzen eine Rechtsgläubigkeit bestimmt ist, die ein Jeder bekennen muß, der Antheil an jedem der folgenden Dinge haben

G 5

welche Gott offenbar nach einer andern Form verehrten, und zu jener Form nicht angehalten würden; so müßte man zugeben, daß sowohl der Kaiser als die andern Thronerben und das Volk, mit der durch Handlungen geschehnen Wiederrufung oder Erklärung dieses Artikels zufrieden wären. — Ein Staat kann ohne Christenthum bestehen, wie ehemals der Römische; und das Christenthum ohne hierarchische Gesetze, wie in den drey ersten Jahrhunderten, und jetzund bey den Missionsgemeinen in Indien. Es entsteht also eine wichtige Frage über die Vollkommenheit und Unvollkommenheit eines solchen Staats, in welchem nur das Bekenntniß der Verbindlichkeit zur Tugend und zum Gehorsame gegen die Majestät, (und zwar um der künftigen Vergeltung willen) zur einzigen Bedingung der vollkommenen bürgerlichen Gleichheit gemacht würde; und wo die Gesetzgebung sich bloß mit der Sicherheit und der Policey, nicht aber mit denen (der Tugend nicht widersprechenden) Religionslehren und gottesdienstlichen Formen der Einwohner beschäftigte; folglich auch keine Kirchenlehrer beriefe, noch aus dem Staatschatz die Unkosten des Kirchenwesens befruchte; wobey es sich aber von selbst verstände, daß den Unterthanen zur Priyatbestreitung ihres Kirchenwesens, nach einer gewissen Berechnung, so viele Contribution müßte erlassen werden, als dem Staate das Kirchenwesen bisher jährliche Kosten verursacht hätte. Vielleicht wird diese Frage einmal für wichtig gehalten,



haben will: 1) an der Luft des Landes, 2) an der Luft gewisser Dörfer und Gassen, 3) an der Freyheit zu gewissen Handwerken und Künsten, 4) an der Hoffnung zu Staatsämtern, in deren Geschäft er geübt ist, 5) an der Freyheit laut zu singen und zu beten, 6) und zwar in Gebäuden von gewisser Höhe und Form, (z. E. mit einem Thurm, mit einer Glocke, ohne Schorstein) 7) an gewissen Namen, z. E. sein Bethaus eine Kirche, und die Versammlung darinnen eine Gemeinde zu nennen. Wo also, wie an den meisten Orten, Hierarchy ist, da sind alle solche Dinge durch Gesetze entschieden, und dem Uebertreter entweder schärfere oder gelindere Strafen bestimmt, z. E. das Verbrennen oder Köpfen; das Gefängniß oder die Landesverweisung, mit oder ohne Verlust der Güter; die Absetzung von bürgerlichen Aemtern, und die Confiscation der Bücher, u. s. w.

Es war aber Europa von Alters her heidnisch. Vom 1sten bis ins 12te Jahrhundert haben Christen von verschiedenen Kirchen, durch Beweis oder Ueberredung, durch geglaubte Wunderwerke, und zuletzt auch durch Drohung und Waffen, veranlaßt, daß Europens Völker sich Christen nennen, sich taufen lassen, und (dem Unterschiede der Kirchen gemäß) christlichen Gottesdienst halten. Doch ganz nördlich sind noch einige Heiden; und in der Türkei, welche viele Jahrhunderte schon christlich gewesen war, ist seit 300 Jahren das herrschende und bewaffnete Dritthel mahomedanisch. (Die christlichen Völker benennen (seit einiger Zeit) die Jahr-

hund

hundertete nach Christi Geburt das 1ste, das 2te . . . das 18te. Denn jetzt sind 1773 Jahr nach Christi Geburt verflossen.)

d) Besondre Nachrichten von Teutschland. Tab. XLV. (*)

Die merkwürdigsten Flüsse Teutschlands sind folgende: Aus der Schweiz, nördlich, fällt der obere Rhein und der niedere in die Niederlande. Nicht weit von der Schweiz und dem Rheine entspringt und fällt nach Osten die Donau in Ungarn hinein. Auf seinem halben Wege durch Teutschland empfängt der Rhein den Mayn, der aus Osten kömmt. Nach Nordwesten fällt die Weser in die Nordsee, gleichwie weiter nach Norden die Elbe, deren Ursprung aus zwey kleinern Flüssen in Böhmen ist. Endlich nach Norden in die Ostsee fließt die Oder, deren Ursprung in Schlesien ist.

In zehn Kraise werden Teutschlands Länder getheilt. Sie sind 1) der Oberrheinische, 2) der Niederrheinische, 3) der Schwäbische, wo die Donau entspringt, 4) der Bayerische, und 5) der Oesterreichische, wodurch die Donau weiter fließt, 6) der Fränkische, welchen der Mayn theilet, 7) und 8) der Westphälische und der Niedersächsische, an der westlichen und östlichen Seite der Weser, 9) der Obersächsische, in wel-

(*) Man muß eine grössere Karte Teutschlandes zur Hand nehmen.



welchen die Elbe aus Böhmen kömmt, und welcher sich von diesem Strome nordwärts bis an die Ostsee erstreckt. 10) Den letzten will ich den Böhmisches Kraiss nennen; denn der Burgundische Kraiss, der ehemals so hieß, besteht aus den Niederlanden, und gehört nicht zum Teutschen Kaiserthum.

Die beyden Rheinischen Kraisse laufen sehr in einander. Daher will ich sie zusammen nehmen. Die Länder, Elsass und Lothringen, gehören größtentheils jeztund zu Frankreich. Man merke darinnen die Dertter: Straßburg, Nancy, Metz, Toul und Verdün. — Maynz, Trier und Cölln sind Städte; und die Länder dieses Namens, sind drey geistliche Churfürstenthümer. — Die Pfalz aber ist ein weltliches; darinnen sind Heidelberg, Mannheim und Zweybrück. — Hieher gehöret auch das Land Hessen, mit den Städten Cassel, Marburg, Darmstadt und Gießen; ferner die kleinen Länder, Nassau, Hanau und Waldeck; endlich die Städte, Worms, Speyer und Weßlar. Dies alles muß man nicht weit vom Rheine suchen.

Der Schwäbische Kraiss hat die Länder Württemberg, (worinnen Stuttgart und Tübingen), das Land Baden, worinnen auch Durlach; noch andre Ländchen, und die Städte Costniz, Augspurg und Ulm, u. s. w.

Der Bayerische Kraiss hat ein Churfürstenthum dieses Namens, worinnen München
und

und Ingolstadt; ferner die Länder Oberpfalz, Neuburg, Sulzbach, Salzburg, Passau, Freysingen, Leuchtenberg, u. s. w. auch die höchstmerkwürdige Stadt Regensburg.

Der Oesterreichische Krajs hat die Länder, Oesterreich (worinnen Wien die Residenz des Kaisers), Steyermark, Cärnthen, Crain, Tyrol. In dem letzten merke man Inspruck, Trident, Brixen.

Der Fränkische Krajs hat die Länder und Städte, Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Meinungen, Bayreuth, Anspach, und die wichtigen Städte Nürnberg) und Frankfurt am Mayn. Auch Erlangen und die kleine Stadt Schmalkalden ist merkwürdig.

Der Böhmisches Krajs enthält das Königreich und Churfürstenthum Böhmen (worinnen Prag, Pger und Carlsbad); ferner das Land Mähren; endlich das Land Schlesien (wo Breslau, Schweidnitz, Aignitz, Dels, Sagan, auch Teschen, u. s. w).

Der Obersächsische Krajs enthält das eigentliche Obersachsen, worinnen sind 1) der Churkrais, mit der Stadt Wittenberg; 2) Das Land Meissen (mit den Städten Dresden, Leipzig, Chemnitz, Annaberg, Merseburg, Zeitz, Naumburg, Gera, Altenburg); 3) Thüringen (mit den Städten Gotha, Weimar, Eisenach, Jena, Erfurt); 4) Das Mansfeldische und Schwarzburgische; 5) Die Oberlausitz und Niederlausitz; 6) Das Land Anhalt, (mit Dessau,

Dessau, Zerbst, Bernburg und Cöthen); 7) Die Ländchen Quersfurt, Coburg, Hilpershausen, Röhmild und Quedlinburg.

Der Obersächsishe Krajs enthält ferner 1) das Land Brandenburg, ein Churfürstenthum (worinnen Berlin, Pögdam, Spandau, Frankfurt an der Oder, Küstrin, u. s. w.); 2) Das Land Vorpommern (worinnen Stralsund und Stettin) und das Land Hinterpommern (worinnen Stargard und Colberg).

Der Westphälische Krajs enthält 1) die Länder unter Brandenburgischer Herrschaft: Cleve (wo Duisburg), Ostfriesland (mit Emden), Minden und Ravensberg, und andere mehr; 2) Die nach Pfalz gehörigen Länder, Jülich (woben das freye Achen) und Bergen (mit Düsseldorf); 3) Bischofthümer, Lüttrich, Münster, Paderborn, Osnabrück und Corvey; 4) Andre Länder: Verden (nach Hannover gehörig), Schauensburg (mit Rinteln nach Hessen), Oldenburg und Delmenhorst (nach Dännemark); Jever (nach Anhalt-Zerbst), Lippe (an Grafen von Detmold und Bückeburg).

Der Niedersächsishe Krajs enthält 1) das Land Holstein (mit Glückstadt, Kiel, Altona, Plön, Eutin); 2) das Land Mecklenburg (mit Schwerin, Rostock, Büsow, Streliz); 3) zwischen beyden Lauenburg (nach Hannover gehörig); 4) Das Churfürstenthum Hannover, bestehend aus Lüneburg, Grubbenhas

benhagen und Calenberg (mit Zelle, Göttingen und Hameln); 5) Das Land Braunschweig, (mit Wolfenbüttel, Bevern und Helmstädt); 6) Hildesheim, ein Bisthum; 7) Das Land Bremen (mit Stade, nach Hannover gehörig); 8) und 9) Magdeburg und Halberstadt (nebst Halle im Sächsischen, nach Brandenburg gehörig); 10) Hansee-Städte, Hamburg, Lübeck und Bremen. Das Riesengebirg in Schlesiens, das Erzgebirg in Sachsen, und der Harz in Niedersachsen, sind merkwürdige Gebirge.

Die mächtigsten Häuser in Teutschland sind, das Kaiserliche Oesterreichische Haus, (catholisch). Dessen Länder sind Ungarn mit dem Zubehöre; Böhmen, Mähren, und Etwas von Schlesiens; der Oesterreichische Krajs und Etwas in Schwaben; das Dritthel der Niederlande; das Meiste von Manland; das Land Mantua, und Etwas von Polen. Ueber alles dieses regieret eine Kaiserinn Wittve mit dem Mitregenten, ihrem Sohne und Erben, dem Kaiser der Teutschen; dessen Bruder Großherzog von Florenz ist. Ferner das Königl. Preussische oder Brandenburgische Haus (protestantisch). Dieses Königes Länder sind: Preussen; Etwas von Polen, Schlesiens (mit souverainer Regierung); ferner (mit churfürstlicher und fürstlicher Regierung,) Brandenburg, das Meiste von Pommern, (denn bey Stralsund ist Etwas Schwedisch), Etwas von der Lausitz; Magdeburg und Halberstadt, und viele Westphälische Länder. Ferner das Großbrit-

rans

tannisch & Hannövrifche Haus. Denn der Churfürst besitzt ausser dem Churfürstenthume die Länder Lauenburg, Bremen, Verden, und andre in Westphalen; und ist zugleich König von Großbritannien. Verwandt mit diesem Hause ist das Herzoglich Braunschweigische. Einer der Herzöge von Holstein ist zugleich König in Dänemark und Norwegen; der andre Kayserlicher Thronerbe oder Großfürst von Rußland. Sachsen ist unter einige Linien vertheilt. Das Meiste besitzt der Churfürst. Nach Sachsen folgen an Macht die Churfürsten, vornehmlich Bayern und Pfalz (Die Pfalz ist unter Linien vertheilt); Maynz, Trier und Cölln; und die Reichsfürsten in Hessen (welches auch vertheilt ist), Würtemberg, Braunschweig, Sachsen-Gotha und Mecklenburg. Die andern einzelnen Reichsfürsten haben kleinere Länder.

Die Churfürsten wurden vor Zeiten als die vornehmsten Beamten des Teutschen Reichs und des Kaisers angesehen. Davon kommen die Titel: des heiligen Römischen Reichs Erzmarzschall, Erzämmerer, u. s. w.

Wenn ein Kaiser oder Reichsfürst zur Regierung kömmt; so wird mit gewisser Feyerlichkeit das lehnherrschaftliche Recht des Kaisers über die Teutschen Länder bestätigt.

In gewissen Streitsachen entscheidet über die Aussprüche der Reichsstände entweder das Kayserliche Reichshofgericht, oder das Reichskammergericht.

mergericht zu Wezlar, im Namen des Kaisers und des Reiches.

Auf einem beständigen Reichstage zu Regensburg werden durch Gesandte der Reichsstände, die Angelegenheiten des ganzen Deutschen Reiches abgehandelt, und Reichsgesetze gegeben und verändert. Aber diesen Gesetzen gehorchen die mächtigsten Churfürsten nur alsdann, wenn sie ihnen rechtsförmig genug scheinen. Entstehen Unruhen in einem Kraise Deutschlands; so ist in dem Kraise selbst eine Art von Regierung, welche mit Hülfe von Kraistruppen die Sache beylegt.

Wenn ein Reichsstand sich als ein Feind des Reichs verhält; so wird er für einen solchen, das ist, in die Acht erklärt, und, wenn das Reich ihn zwingen kann, bestraft. Eine gewisse Contribution zur Bestreitung der Reichskosten muß in sogenannten Römermonaten ein jeder Reichsfürst geben; und nach dem allgemeinen Anschlage auch sein Contingent an Kriegesvölkern zum Reichskriege, der auf dem Reichstage gegen auswärtige oder einheimische Feinde des Reichs bewilligt ist.

Vor Alters waren nur sieben Churfürsten. Bayern und Hannover sind hinzugekommen. Das Recht des Kaisers über die Reichsstände ist oft erweitert oft geschmälert. In neuern Zeiten wird es bestimmter durch die Wahlcapitulation.

Vor mehr als 100 Jahren war in Teutschland ein 30jähriger äusserlicher und innerlicher Krieg. Diesen endigte der Westphälische Friede; dessen Inhalt für ein Gesetz der Verfassung Teutschlandes gehalten, und worinnen das äusserliche Verhältniß der catholischen und beyden protestantischen Kirchen festgesetzt ist. In demselben ward vieles wiederholt, was etwa 80 Jahr früher nach ähnlicher Streitigkeit in dem Religionsfrieden festgesetzt war. Das vormalige Faustrecht, welches ein jeder kleine Stand, ja mancher Edelmann, der Raubschlöffer hielt, gegen seine Nachbarn ausübte, ist noch früher durch den Landfrieden abgeschafft. Noch früher aber ward durch ein Gesetz, die güldne Bulle genannt, vieles, unter andern auch dieses, bestimmt, daß nur 7 Churfürsten (und zwar in bestimmten Ländern) seyn sollten; da vormals bald dieser bald jener Reichsstand dieses Recht verlangte, wodurch oft Gegenkaiser entstanden, und im 14ten Jahrhunderte ein langwieriges Interregnum oder eine Anarchie, da man nicht wußte, wer Kaiser wäre.

Bis jezund und über 9½ Jahrhunderte, hat Teutschland Kaiser. In den vorhergehenden Jahrhunderten ward es von vielen Völkern bewohnt, die ihre abgefonderte Regierungen hatten, und zum Theile (besonders gegen Südwesten) eine Zeitlang (nämlich theils vor theils nach Christi Geburt) dem alten Römischen Staate auf gewisse Art gehorchten, welcher zu derselben Zeit über sehr

sehr viele Länder in Europa, Asien und Afrika regierte (*).

c) Von Portugall, Spanien und Frankreich.

Diese Länder sind, gleichwie der südliche Theil Teutschlandes, in alten Zeiten wenigstens zum Theil unter Römischer Herrschaft gewesen, welche daselbst nicht lange vor, oder nicht lange nach Christi Geburt anfang, und sich ohngefähr im 5ten Jahrhunderte daselbst endigte. Ihre frühern Schicksale sind wenig bekannt. Die von Zeit zu Zeit umher wandernden Völker, welche diese Länder der Römischen Herrschaft entriß, sollen mehrentheils Teutsches Ursprunges gewesen seyn, nämlich die Sueven und die Westgothen, welche gegen Westen des pyrenäischen Gebirges, also in Spanien und Portugall, ein Reich aufrichteten; die Franken, welche Frankreich, das vorhin Gallien hieß, eroberten und benannten; und die Burgunder, welche sich schon vorher in Frankreich, besonders an Teutschlandes Gränzen festgesetzt hatten. Die Westgothischen anfangs arianisch; christlichen Könige regierten über

§ 2

Spa

(*) Hier kann als eingeschaltet angesehen werden, dasjenige, was zur Geschichte des Teutschen Kaiserthums gehört, und welches ich aus dem folgenden vierten Hauptstücke, wo die Elemente der Universalhistorie sind, nicht herausnehmen konnte.



Spanien und Portugall bis 100 Jahr vor Stiftung des Teutschen Kaisertums. Da ward das Land von mahomedanischen Mauren aus Afrika überschwemmt, welche verschiedene Reiche darinn auftrichteten. Doch blieben unabhängige Christen in den nördlichen und gebirgichten Gegenden. Die Oberhäupter derselben wurden nach und nach mächtiger gegen die Mauren, eroberten Provinzen, und wurden erst Fürsten, dann Könige, z. E., in Portugall, Leon, Castilien, Arragonien, Navarra, u. s. w. (welches Spanische Länder sind). Diese christlichen Reiche wurden nach und nach durch Kriege und Erbschaft vereinigt, besonders vor ohngefähr 300 Jahren, da nur ein besonderer König in Portugall, und Ferdinandus Catholicus über das ganze Spanien blieb, der den Rest der Mauren und viele Juden ausjagte, und, weil viele zurückgebliebene heuchelten, die Glaubensinquisition errichtete, welche einen jeden Ketzer (das ist, un-catholischen Menschen) zum Feuer verdammet. Zu derselben Zeit ward von Spaniern Amerika entdeckt, nach und nach zum Theil erobert, und durch Schwert, Feuer und Wasser, wodurch man die alten heidnischen Einwohner umbrachte, entvölkert. Denn der Pabst, als geglaubter Statthalter Gottes, hatte diesen Welttheil den Spaniern geschenkt, und allen Einwohnern, weil sie nicht catholisch waren, Güter und Leben abgesprochen. Columbus hieß der, welcher Amerikanische Inseln entdeckte: aber ein anderer Mann, Amerikus, kam erst ans feste Land. Nach diesem Ferdinand regierte in Spanien

und

nen seine Tochter mit Philipp I, ihrem Gemahle, einem Oesterreichischen Prinzen. Hernach ihr Sohn, Carl, welcher auch Oberhaupt des Oesterreichischen Hauses und Kaiser war. Hierauf Philipp II, III, IV, und Carl II. (Sohn nach Vater). Philipp II. gewann Portugall, und verlor einen Theil der Niederlande, die seine Familie seit Kurzem geerbt hatte. Der Anlaß war die Glaubensinquisition, gegen welche 7 Provinzen sich auflehnten, und die Republik Holland stifteten. Philipp IV. verlor Portugall wieder. Nach Carl des II. Tode erbte Spanien und dessen Amerikanisches Land (nach einem Successionskriege im Anfange dieses Jahrhunderts) ein Vaterbruder des jetzigen Königs in Frankreich. Er hieß Philipp V, der die Krone eine Zeitlang seinem bald darauf sterbenden Sohne, Ludwig, abgetreten hat. Von ihm erbte sein Sohn Ferdinand VI. Von demselben sein Bruder, der jetzige König Carl III.

Portugall war durch Handel und Eroberung in Ostindien, wohin, kurz vor Entdeckung der neuen Welt, die Seefahrt um Afrika herum in den Gang gekommen war, mächtig und reich. Aber bald hernach (vor etwas mehr, als 200 Jahren nach seines Königs Sebastians Tode) ward es, wie gesagt, von 3 Spanischen Königen beherrscht. Es revoltirte vor 130 Jahren, und wählte einen König aus dem Hause Braganza, welches von alten Königen abstammte. Er hieß Johann IV. Ihm folgte Alphonsus VI, sein Sohn; hernach Petrus, der Bruder desselben;

dann Johannes V, dessen Sohn, und endlich Josephus I, dessen Sohn, der jetzige König.

Das Königreich Frankreich ist im Anfange des fünften Jahrhunderts, doch nach und nach, gestiftet. Einige 100 Jahr ward es von Merovingischen Königen (ein Familienname) beherrscht, und zuweilen an verschiedene Linien dieses Stammes vertheilt. Pipinus und sein Sohn, Carl der Grosse, welcher ohngefähr im Jahre 800 erster Teutscher Kaiser ward, waren Anfänger des Carolingischen Stammes, der über 2 Jahrhunderte regierte. Dem folgte in Hugo Capetus der Capetingische Stamm, der $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderte dauerte. Philippus VI. stiftete den Vallesischen König: Stamm, der vor ohngefähr 2 Jahrhunderten erlosch. Da folgte das Haus Bourbon, welches Navarra besaß, und dessen Nachkommen bis jetzt regieren. Aber in dieser langen Zeit sind Frankreichs Gränzen oft erweitert, oft verengert. Es waren ehemals mächtige Vasallen in Frankreich, Fürsten von verschiedenen Titeln und Provinzen, z. E. von Bretagne, von der Normandie, von Anjou, von der Dauphinee, von Provence. Eine Zeitlang haben auch die Könige von England ein groß Stück von Frankreich besessen, und über Prätensionen langwierige Kriege geführt. Damals ward ein Mägdchen von Orleans, die sich für begeistert ausgab, eine Heldinn. Nun gehört ganz Frankreich nebst einigen angränzenden kleinen Ländern unmittelbar der souverainen Krone. Denn
das

das Parlament ist nur ein höchstes Gericht und ein Registratoramt der Gesetze. Die letzten Valaisischen Könige seit dem Jahre 1500, waren, Ludewig XII, Franz I, Heinrich II, Franz II, Carl IX, Heinrich III. Nach Franz I waren Viele in Frankreich reformirter Kirche, oder Hugenotten. Die Verfolgung und das Mißtrauen erweckte bürgerliche Kriege. Im Jahr 1572. am 24sten August (ein erschrecklicher Tag!) ließ der König in Paris und ganz Frankreich, zur Zeit des Friedens (bey Gelegenheit einer Hochzeit seiner Schwester), viele 1000 Hugenotten unversehens umbringen. Dieser Blutzhochzeitmacher war Carl IX. Sein Bruder, Heinrich III, weil er den Reformirten zu günstig zu seyn schien, ward von einem Catholiken, Clemons, ermordet. Nach ihm folgten die Bourbonnischen Könige, Heinrich IV, Ludewig XIII, Ludewig XIV und sein Urenkel, der jetzige König, Ludewig XV. Aber Heinrich IV, der reformirt war, mußte für die Krone streiten, bis er sich zur catholischen Religion bekannte. Hernach gab er ein Edict zu Nantes für die Freyheit und Sicherheit der Reformirten. Er war ein sehr grosser oder ruhmwürdiger Monarch. Ihn ermordete Ravailiac, wegen eines Verdachtes, daß er heimlich reformirt wäre. Am mächtigsten und ruhmvollsten ist Frankreich unter Ludewig XIV, nicht so sehr durch Kriege, als durch Handlung, Wissenschaften und Künste geworden. Es sank etwas in seinem Alter, da er durch Wiez

derruf des Edicts von Nantes die Hugenotten verfolgte und größtentheils verjagte. Sein Enkel war Stifter des jetzigen Bourbonisch-Spanischen Hauses. Ein Sohn des Königs von Spanien besitzt beyde Sicilien; ein Vaterbrudersohn aber, ist Herzog von Parma, u. s. w. Diese alle gehören zum Hause Bourbon.

Doch noch Etwas von den Provinzen und Oertern in Portugall, Spanien und Frankreich. Aus Spanien durch Portugall fließen ins Atlantische Meer, der Durus, der Minho und der Tagus; aus Spanien südlich an Portugalls Gränzen, der Guadalquivir, und weiter östlich in die mittelländische See, der Ebro. Portugalls Hauptstadt ist Lissabon. Häven sind, Port a Port nördlicher, und St. Hübes südlicher. Um Vinzenzens Vorgebirge, schiffte man in die Strasse, die von Gibraltar (einer Engländischen Festung) den Namen hat.

In Spanien sind nur 6 Provinzen, landwärts ohne Ufer, nämlich: Neucastilien (mit Madrid und Toledo), Altcastilien, Navarra, Arragonien, Extremadura und Leon. Oben an dem Ufer ist, Gallicien (mit Compostel, Bajonna, Corunna und dem Cap Finisterra); Asturien und Biscaya (mit Bilbao). Unten an dem Ufer ist Andalusien (mit Sevilla und Cadix); Granada (mit Malaga); Murcia (mit Carthagena); Valencia (mit Alicante); Catalonien (mit Barcelona).

Nun

Nun wollen wir über die Pyrenäen ziehen. In Frankreich fließen ins obere Meer, die Seine, Loire und die Garonne; in die mittelländische See aber die Rhone. Die Provinzen, die keine Ufer haben, sind Isle de France (mit Paris und Versailles); Lion; Champagne (mit Rheims); Bourgogne (mit Dijon); Die Franche Comtee (mit Besancon) und die Dauphinee. Am westlichen und nördlichen Meere sind Guienne, davon Gascogne ein Theil ist (mit Bourdeaux und Bayonne); Orleans (mit Rochelle); Bretagne (mit Nantes, St. Malo, & Orient und Brest); die Normandie (mit Rouen und Havre de Grace); und die Piccardie (mit Calais und Bologne). Die Provinzen an der mittelländischen See sind Languedoc (mit Toulouse, Narbonne, Nimes und Montpellier); und Provence (mit Marseille und Toulon, ferner mit Avignon, das dem Pabste gehört, und mit Orange, einem vormals bekannten Fürstenthume). Frankreich hat auch noch Lothringen und Etwas vom Elsaß in Teutschland und fast ein Dritthel in den Niederlanden.

Die Herrschaft der Spanier, Portugiesen und Franzosen in den 3 übrigen Welttheilen ist beträchtlich, z. E. in Amerika sind Spanisch, die beyden Mexico (mit Campeche und Acapulco); Etwas von Florida; ferner im Südertheile Terra-Firma (mit Panama, Portobelo und Carthagena); auch Peru und Chili (mit Quito und Lima, wovon nicht weit das höchste Ge-

birg Andes ist); Etwas in Tucumanna und Paraguay (mit Buenos-Ayres) und viele beträchtliche Inseln. Die Portugiesen herrschen an Brasiliens Küsten. Die Franzosen hatten nebst Inseln, Etwas in Louisiane und Cap Breton, haben Vieles aber im letzten Kriege an die Engländer verlohren. Die Spanier haben auch noch Festungen in der Barbarey; die Franzosen und Portugiesen Plätze, Länder und Inseln, die zu dem südlichen Afrika gehören. In Asien sind Portugiesisch Goa und Diu disseits, und Macao jenseit des Ganges. Die Insel Bourbon bey Madagascar ist Französisch, auch einige Gegenden disseits des Ganges in Indien, z. E. Pondichery. Spanisch aber sind die Philippinischen Inseln, u. a. m.

f) Von Großbritannien und Irland.

England war eine Zeitlang unter den Römern. Im 5ten Jahrhunderte stifteten Angelsachsen, unter zweyen Anführern, Hengst und Horst, sieben Königreiche, die nach und nach in eins zusammen kamen. Mit dem Ende des 10ten Jahrhunderts, und im Anfange des eilften, herrschten vier Könige aus Dänischem Stamme, unter welchen Canut der Grosse war. Denen folgten Könige aus dem herzoglich Normandischen Stamme, nämlich Wilhelm der Eroberer mit seinen Nachfolgern. Durch Erbfolge der Prinzessinnen kamen hernach Herzoge von Anjou, und weit später von Lancaster zur Krone. Denen folgte das Haus Tudor, kurz vor Anfang des

des

des 16ten Jahrhunderts. Vor dieser Zeit war Irland von England zur Provinz gemacht. Schottland aber hatte noch von Alters her besondere Könige. Heinrich VIII. (der zweyte Tudor) erhielt zwar durch ein Buch wider Luther den Titel: Beschützer des Glaubens, fiel aber doch hernach vom Pabste ab, und beförderte protestantische Grundsätze. Sein Sohn, Eduard VI, starb ohne Erben nach 6 jähriger Regierung. Dessen Schwester, Maria, Gemahlinn des Spanischen Königs Philipp II. verfolgte, wie ihr Gemahl, die Protestanten nach Möglichkeit. Nach derselben regierte ihre Schwester Elisabeth, eine Protestantinn und sehr mächtige Königin, welcher Großbritannien den Anfang seiner jetzigen Macht verdankt. Ihr folgte, wegen Verwandtschaft, der König von Schottland, aus dem Hause Stuart, nämlich Jacob I, dessen Mutter Maria (eine verwittwete Königin von Frankreich, eine regierende Königin von Schottland) weil sie auf England wider die Elisabeth prätendirte, und derselben in die Hände fiel, auf deren Befehl war enthauptet worden. Nach dieses gelehrten Jacobs Zeit ist England mit Schottland vereinigt. Sein Sohn, Carl I, trachtete nach der Souverainität, und wurde auf Befehl des Parlaments enthauptet. Nach ihm regierte Cromwell, der an des Königs Tode Schuld war, unter dem Namen eines Protector's fast eigenmächtig. Aber Cromwells Sohn legte das Protectorat freywillig nieder, und Carl II, der Sohn des Enthaupteten, ward König.

Er

Er war ein Freund der Wissenschaften, der Wol-
lüste und der Irreligion. Ihm folgte sein Bruder,
Jacob II. Gegen diesen, weil er eigenmächtig
regieren, und die catholische Religion einführen
wollte, bewaffnete sich der größte Theil der Nation.
Er aber, aus Furcht vor seines Vaters Schicksal,
verließ das Land mit einem Prinzen, den die Eng-
länder für unterschoben erklärten, welcher aber in
Rom nach des Vaters Tode König von England,
von Andern aber der Prätendent, genannt wurde.
Von diesem Prätendenten leben noch zwey Söhne,
die gleichfalls Anspruch auf England machen, unter
päpstlichem Schutze.

Nach Jacobs II. Flucht regierte seine Toch-
ter, Maria, mit ihrem Gemahl (als Mitregenten)
Wilhelm III. (einem Statthalter der vereinigten
Niederlande, aus dem Hause Nassau-Oranien).
Nach beyder Tode ward Königin Anna, die
jüngere Tochter Jacobs II. Sie starb ohne Erben
im Anfang dieses Jahrhunderts. Man sagt, sie
hätte dem Prätendenten die Krone zuwenden wollen.
Sie war aber bestimmt dem Hannövrischen
Churhause, welches von der Schwester Carls I.
herstammte, und woraus bisher drey George
(Sohn nach Vater) aufeinander gefolgt sind. Ein
König von Großbritannien ist eingeschränkt durch
das Oberparlement der Lords, und durch das
Untersparlement der Deputirten aus Provinzen
und Städten.

England hat folgende Provinzen:
unten südlich liegt Suffer und Kent (mit Kan-
terbury

terbury und Dover); nördlicher Essex (mit London, der Hauptstadt an der Themse); und Ostangeln (mit Cambridge); daneben Mercia (mit Orford); ganz nördlich Northumberland (mit York); südwestlich davon Wallis; von daher südlich Westsex, worinnen Cornwalien (mit Bristol, Plymouth, Falmouth und Portsmouth). — Schottland hat Edinbourg und Glasgow. — In Irland ist Dublin, Waterford und Corke. —

In Ostindien haben die Brittanier wichtige Länder (z. E. Madras); sie besitzen auch etwas in Guinea; sehr Vieles aber an der gegen Nordost liegenden Küste von Amerika. Z. E. Vieles, was im letzten Kriege den Spaniern und Franzosen abgenommen ist; auch Carolina und Georgien; Virginien, Maryland und Pensylvanien; Neu-Jersey, Neu-York, Neu-England und Neu-Schottland; ferner die Insel Foundland nördlich; ferner südlicher die Bermudischen Inseln, und die wichtigern südlicher, Jamaica, Barbados, St. Christopher, u. s. w.

g) Von den Niederlanden und der Schweiz.

Auch die Niederlande sind unter Römischer Herrschaft gewesen. Sie kamen nach und nach bald unter Burgundische bald unter Französische Könige, und unter verschiedene kleinere Herren, die Vasallen der grössern waren. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts erbt sie von seiner

ner

ner Mutter Carl aus Oesterreich, der zugleich Teutscher Kaiser und König in Spanien war. So blieb ein Theil davon unter Spaniens Herrschaft, bis an den Tod Carls II, im Anfange dieses Jahrhunderts. Nach dem Successionskriege fiel dieser Theil dem Hause Oesterreich zu, welches ihn noch besizet, diejenigen Stücke ausgenommen, die Frankreich in verschiedenen Kriegen erbeutet hat. Der übrige Theil besteht aus den sieben veredinigten Ländern, oder kurz, aus der Republik Holland, die seit 200 Jahren nach und nach sich von Spanischer Herrschaft befreyet hat.

Nach ähnlichen Schicksalen war die Schweiz unter das Teutsche Reich und das Haus Oesterreich gekommen. Aber wegen harter Begegnung fing sie ohngefähr vor 4^{ten} Jahrhundert an, sich dieser Herrschaft zu entziehen, und ist seit dieser Zeit ein verbündeter Zusammenhang vieler Republiken und kleiner Fürsten.

In der Schweiz ist das hohe Alpengebirge. Die Hauptrepublik besteht aus 13 Cantons: 1) Bern (mit Pais de Vaud und Lausanne) und 2) Zürich sind die mächtigsten; und nebst 3) Basel und 4) Schaffhausen reformirt. Catholisch sind 5) . . 11) Lucern, Solothurn, Freyburg, Zug, Schweiz, Uri und Unterwalden. 12) und 13) Glarus und Appenzell aber sind vermischet. Mit allen diesen im spätern Bunde sind das Land der Graubündner und der Walliser; das Fürstenthum Neuburg (welches dem Könige

Könige von Preussen gehört) und die Stadt Genf. Die Cantons und ihre Bundesgenossen haben auch noch unterworfen Städte und Länder, welche aber noch vieler Freiheit genießen.

Die vereinigten Niederlande (reformer. Religion) sind den übrigen nördlich.

1) Geldern und Zutphen (mit Nimwegen.)
 2) Holland (mit Amsterdam, Rotterdam, Harlem, Delft, Leiden, dem merkwürdigen Haag, und Enkhuisen, nebst der Insel Texel an der Südersee). 3) Seeland (mit Middelburg und Bliessingen). 4) Utrecht. 5) Westfriesland (mit Harlingen und Franeker). 6) Oberyssel (mit Deventer). 7) Gröningen (mit der Landschaft Drenth). Dieser Republik sind unterworfen:

1) Die Generalitätslande, die nach der Lage zu den Oesterreichischen Niederlanden gehören, z. E. Herzogenbusch, Breda, Bergopzoom, Maastricht in Brabant; so auch Houst und Sas van Gent in Flandern. — Ferner haben die Holländer viel Land und Macht in den 3 übrigen Welttheilen, z. E. in Asien, auf Ceylon, auf Java (worinnen Batavia) und auf den Moluckischen Inseln; in Afrika, das Vorgebirge guter Hoffnung auf der südlichen Spitze, und Etwas auf Guinea; in Amerika Surinam auf Guiana, und Inseln, als Curazzoa. Die Deputirten der Provinzen heißen die Generalstaaten, und bestimmen die Angelegenheiten Aller. Große Rechte hat auch der Erbstatthalter aus dem Hause Nassau-Oranien.

Das

Das Haus Oesterreich aber hat noch in den Niederlanden: 1) einen Theil von Brabant (mit Brüssel, Antwerpen und Löwen); 2) einen Theil von Limburg; 3) einen Theil von Luxemburg; 4) einen Theil von Geldern; 5) einen Theil von Flandern (mit Gent, Dudenarde, Dendermonde, Brügge, Ostende, Nieuwpoort); 6) einen Theil von Hennegau (worinnen Mons und die Dörfer Malplaquet und Fontenoi); 7) Die Graffschaft Namur. Diese Oesterreichischen Lande werden durch einen Generalgouverneur zu Brüssel regiert, und sind catholisch.

Frankreich hat in den Niederlanden, 1) Artois (worinnen Arras, Cambray und St. Omer); 2) einen Theil von Flandern (mit Yssel und Dynkerken); 3) einen Theil von Hennegau (mit Valenciennes); 4) einen Theil von Namur (mit Charlemont); 5) Etwas von Luxemburg (mit Bouillon). Nach der ersten Theilung des Rheins in den Niederlanden, heißt der abgehende Arm die Waal, welche sich hernach mit der Maas vereinigt. Der andre Arm behält den Namen des Rheins; theilt sich aber bald rechts in die Yssel und links in den Rhein. Dieser theilt sich rechts in den Rhein der nach Leiden geht, und links in den Leck, der in einen Arm der Maas fließt, welcher die Nerve heißt.

h) Von

b) Von Dännemark, Norwegen und Schweden.

Ein jedes dieser Länder (die ehemals zusammen Scandinavien hießen) hat von Alters her Könige gehabt, und oftmals mehr als einen in verschiedenen Provinzen. Im Anfange des 11ten Jahrhunderts ward in diesen Gegenden mit Beständigkeit (denn eine Mischung von Heidenthum und Christenthum war schon vorher) durch Mönche und Waffen eine Art des Christenthums eingeföhret, nämlich zu Canut des Grossen Zeit, welcher nebst Dännemark und Norwegen auch England besaß. Einige der nachfolgenden Könige in Dännemark hießen Waldemar, welche nach glücklichen Kriegen fast alle Küsten der Ostsee (außer den Schwedischen), liesland mit eingeschlossen, eroberten und bald hernach wieder verloren. Am Ende des 14ten Jahrhunderts wurde unter der Königin Margaretha, durch Erbschaft und Waffen, Dännemark, Norwegen und Schweden nach dem Inhalte einer Union zu Kalmar vereinigt. Damals war ein Bund vieler Handelsstädte oder der Hanseatische Bund auf der Ostsee sehr mächtig, und blieb es fast noch 150 Jahr. Auf Margaretha folgten Erich aus

Klein. 3ter Band. VII. I Poms

Pommern, und Christopher aus Bayern. Nach ihm Christian I, Stifter des Oldenburgischen Stammes, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts. Ihm folgte unter allerley Unruhen sein Sohn, Johann, und sein Enkel, Christian II, oder Christiern, zu dessen Zeit Luther anfang, der päpstlichen Kirche zu widersprechen. Diese Könige waren nicht souverain. Christiern suchte mehr Recht, als er hatte, durch Grausamkeit zu erlangen, ward aber abgesetzt, und mußte in einem vielfährigen Gefängnisse sterben. Dänemark und Norwegen wählte seines Vaters Bruder, Friederich den I; Schweden aber einen andern König Gustav den I. Wasa. Von dieser Zeit an sind es zwey Reiche geblieben.

Man sehe Friedrichs I (in Dänemark) Nachkommenschaft aus folgender Tabelle, welche zugleich ein Muster ist, wie man die Genealogie oder die Familienkenntniß grosser Herren besördert.

Friedrich

Friedrich I. König in Dänemark und Norwegen, 1523.

Christian III. Kön. 1533.	Adolph (Herz. v. Holstein-Gottorp.)
Friedrich II. Kön. 1559.	Friedrich II. (Herz.) Joh. Adolph (Herzog)
Christian IV. Kön. 1588.	Friedrich III. (Herzog)
Friedrich III. Kön. 1648.	Christian Albert (Herzog)
Christian V. Kön. 1670.	∞
Friedrich IV. Kön. 1699.	Friedrich IV. (Herzog)
Christian VI. Kön. 1730.	Carl Friedrich (Herz.) Gem. Anna, Russisch. kais. Prinzess.
Friedrich V. Kön. 1746.	Anna Sophia, vermahlet nach Chursachsen, wo von Nachkommen leben.
Christian VII. Kön. 1766.	Wilb. Carol. Louise, verm. an den verm. Erbprinze von Schweden.
Friedrich, Kronprinz, geb. 1768.	Paul Petrowich, geb. 1754. (reg. Herzog zu Holstein-Gottorp), kais. Russisch. Thronfolger und Großfürst.
Christian VIII. Kön. 1806.	Frederick August, Kaiser. Russisch. Thronfolger und Großfürst.
Christian IX. Kön. 1863.	Christian IX. (Herz.) Russ. Kais. starb 1762. Wein.
Christian X. Kön. 1902.	Catharina II. jetzige Russl. reg. Kaiserin (Prinz. von Anhalt-Zerbst), gebohren 1729.
Christian XI. Kön. 1912.	Paul Petrowich, geb. 1754. (reg. Herzog zu Holstein-Gottorp), kais. Russisch. Thronfolger und Großfürst.

Johann, Stammvater appanagirter Herren, und Herzoge zu Holstein-Gandereburg, Wisen- burg, Glücksburg, Norburg, Augustenburg, Weck, Plön, in verschiedenen zum Theil noch fortbauenden Linien.

Anna Sophia, vermahlet nach Chursachsen, wo von Nachkommen leben.

Wilb. Carol. Louise, verm. an den verm. an Erbprinze von einem Pr. Hessen-Cassel. v. Hessen-Cassel.

Frederick August, Kaiser. Russisch. Thronfolger und Großfürst.

Christian IX. (Herz.) Russ. Kais. starb 1762. Wein.

Catharina II. jetzige Russl. reg. Kaiserin (Prinz. von Anhalt-Zerbst), gebohren 1729.

Paul Petrowich, geb. 1754. (reg. Herzog zu Holstein-Gottorp), kais. Russisch. Thronfolger und Großfürst.



Nun weiter zu Dännemarks Geschichte bis auf unsre Zeiten. Friedrich I fing an, die Protestanten zu begünstigen. Christian III, sein Sohn, nahm Anlaß, das römische Kirchenwesen durch Einführung des protestantischen, zum Theil mit Gewalt, besonders gegen die Bischöfe, gänzlich abzuschaffen. Sein Sohn, Friedrich II; dessen Sohn, Christian IV (der bey dem 30jährigen Kriege in Teutschland mitwirkte), und dessen Sohn, Friedrich III, führten theils glückliche theils unglückliche Kriege mit Schweden, und waren eingeschränkte Wahlkönige, ob man gleich in der Wahl lange Zeit immer bey der königlichen Familie geblieben war. Aber Friedrich III ward 1665 souverain mit dem Erbrechte. Ihm folgte Christian V, sein Sohn, und hernach dessen Sohn, Friedrich IV, die fast beständige Kriege mit Schweden führten. In dem letzten dieser Kriege verlor das Holstein-Gottorpsche Haus, welches es mit Schweden gehalten hatte, die ihm damals zugehörige Hälfte des Herzogthums Sthleswig, worauf dieses Haus, dessen Haupt der kaiserliche Großfürst in Rußland ist, noch Prätension macht. Des vierten Friedrichs Sohn, Christian VI, und dessen Sohn, Friedrich V, machten in dem langen Frieden ihre Reiche und Länder glücklich; der letzte vornehmlich nach dem Rathe zweyer vortrefflichen Männer, des neulich verstorbenen Grafen Bernstorfs, und des noch lebenden Grafen Moltks. Friedrich des Geliebten Sohn, Christian VII, regieret jetzt,

jund, glücklich zur Freude der Unterthanen, besonders nachdem die Anschläge eines gestraften Struensees (der sich von einem Arzte zur höchsten Ministerschaft schleunig empor geschwungen hatte, und der seine Gemüthsgaben größtentheils zu widerpatriotischen Absichten brauchte) dem Lande nicht mehr schaden können.

In Schweden, welches mit Dänemark und Norwegen fast zu gleicher Zeit und auf ähnliche Art protestantisch wurde, regierte nach Gustav Wasa, erstlich Erich, der abgesetzt und im Gefängniß hingerichtet wurde, und dessen Bruder, Johann (der das catholische Kirchenwesen wieder einführen wollte); hernach dessen Sohn, Sigismund, der zugleich König in Polen war. Er hegte gleiche Absichten, ward aber in Schweden abgesetzt, auf welches seine Nachkommen in Polen einige Zeit Präension machten. An seiner Statt stieg auf den Thron sein Vater-Bruder, Carl IX. Dem folgte sein Sohn, Gustav Adolph, und nachher dessen Tochter, Christina, welche zuletzt abdankte. Diese beyden halfen den Protestanten mächtig in dem 30jährigen Kriege wider die Parthey der Catholiken, und erwarben dadurch ansehnliche Länder, davon Schweden noch einige Reste hat. Nun folgten Sohn auf Vater, Carl X, Carl XI, Carl XII, aus dem, der Christina verwandten, Zwenbrückerischen Hause. Der XIte und XIIte Carl wußten sich souverain zu machen. Der letzte war tapfer bis zur äußersten Verwegenheit, zwang Dänemark zum Frie-

den, setzte einen König in Polen ab und einen andern ein, und war Rußlands Schrecken, bis an eine unglückliche Schlacht bey Pultawa an Euro-pens Gränzen. Da sank seine Macht, ob er gleich nicht nachgab. Er blieb in Norwegen vor einer Festung. Nun festen die Schweden, aber mit grosser Einschränkung, auf den Thron Eleo-nora, seine Schwester, und Friedrich den I, ihren Gemahl, aus Hessen-Cassel. Diese hatten keine Erben. Also kam, laut eines Friedens mit Rußland, auf den sehr eingeschränkten Thron Adolph Friedrich, aus dem Hause Holstein-Gottorp, welchem mehr Macht über die Stände zu geben, einige derselben einen unglücklichen Versuch wagten. Ihm folgte sein Sohn, der jetzt herrschende König, Gustav III, dessen Hel-denmuth an einem glücklichen Tage, zwar nicht eine gänzliche Souverainität, aber doch ein solches Königliches Recht über die Reichsstände erlangt hat, bey dessen Gebrauche sich die meisten Schweden für glücklicher, als vormals, halten.

Tab. XXXIX. Die Provinzen der Dänischen Staaten sind 1) in Dännemark
 a) Schleswig (worinnen Flensburg, Appen-rade, Hadersleben, Husum, Friedrichstadt).
 b) Jütland (worinnen Ribe, Wiborg, Aar-huus, und Aalborg, nebst Fridericia). c) Die Insel Fühnen (worinnen Odensee). d) Die Insel Seeland (worinnen Copenhagen die Resi-denz, Helsingör nebst Cronenburg und Soroe).
 e) Die andern Inseln, Moen, Falster, La-land,

land, Langeland, Bornholm, u. s. w. — 2) In Norwegen (worinnen Christiania, Bergen, Drontheim, das Nordcap und Wardhuus). — 3) In auswärtigen Ländern. a) Ein Theil von Holstein. b) Oldenburg und Delmenhorst. c) Eine Festung auf Guinea. d) Franquebar auf der Halbinsel disseits des Ganges. e) Die Antillischen Inseln St. Thomas, St. Crux, und St. Jean.

Die Provinzen der Schwedischen Staaten sind 1) Schonen, Halland, Blekingen und Bohus, vor Zeiten zu Dännemark gehörig, nebst Gothland (worinnen Gothenburg, Nordkiöping, Calmar und Lund). 2) Das innre Schweden, mit dem Lande der Dalecarln (mit Stockholm und Upsal). 3) Das Nordland (mit Torneå). 4) Das Schwedische Lappland. 5) Ein Theil von Finnland (mit Abo). 6) Die Inseln Gothland, Oeland, u. s. w. 7) In Teutschland Etwas von Vorpommern (worinnen Stralsund und Grypswalde) und Wismar im Mecklenburgischen.

i) Von Rußland.

Hier wollen wir anfangen mit den Provinzen und Oertern, die Rußland hat. 1) Einige vormals zu Schweden gehörige Provinzen. a) Etwas von Finnland (worinnen Wiburg). b) Ingermannland (worinnen Petersburg und Cronstadt an der Neva. c) Liefz

c) Liefland, welches in Letten und Esthland getheilt wird (worinnen Riga an der Düna und Reval), — 2) Das Europäische Rußland (mit Moskow mitten im Lande; Smolenskow, bey dem Ursprunge des Dniepers, der ins schwarze Meer fällt; Novogrod, weiter hin nach Petersburg; Archangel, an der Dwina bey dem weissen Meere; Kiow an dem Dnieper und Beaurin in der Russischen Ukraine oder Klein-Rußland, wo Cosacken wohnen, und unter einem Hetmann dem Russischen Reiche dienen). — 3) Ein östlich Stück von Polen. — 4) Das Asiatische Gebiet. a) Casan und Astrachan an der Wolga, welche ins Caspische Meer fällt. b) Sibeyrien, ein erstaunlich grosses nördliches Asiatisches Land, welches der Obh von Europa trennt (mit Tobolskow). Also gränzt Rußlands Gebiet an Schweden, Polen, die Europäische Turkey und Tatarey, an die Asiatische Turkey, an Persien, an die Asiatische Tatarey, welche mit Indien und China zusammengränzt, und an das nördliche Meer nach Amerika hin, wo Kamtschatka ist. Alle diese Gegenden nebst andern wurden von den Alten Scythien genannt. Unter Russischem Zeppter werden vielleicht 50 Religionen oder Kirchen mehr und weniger hier oder dort geduldet, z. E. allerley Art Christen, ferner Mahomedaner und Heiden mit grosser Verschiedenheit der Meynungen. Aber die Religion des Hofes und des herrschenden Volkes (denn eine mit Recht selbst herrschende Religion unter Christen ist mir ein Wi-

der-

derspruch) ist die Griechisch - Christliche, deren Vorsteher Metropolit, Erzbischöfe, Bischöfe, Protropen, und Popen heißen, und durch eine heilige Synode, worinnen die kaiserliche Majestät präsidiert, in gewöhnlicher Ordnung und Vereinigung gehalten wird, nachdem im Anfange dieses Jahrhunderts der Patriarch abgeschafft ist.

Von Rußlands Geschichte berühre ich nur Folgendes. 1) Aus alten Zeiten. Im 10ten Jahrhundert nahm Olga oder Helena, eine Russische Fürstin, die Griechische Religion an, und suchte sie auszubreiten. Aber sie faßte erst 100 Jahr später feste Wurzel. Fast 100 Jahr hernach ward Moskow erbaut. Vom Anfange des Reichs bis an das Ende des 14ten Jahrhunderts war der Russische Staat oft getheilt, oft vereinigt, zuweilen schwach, zuweilen stark gegen die Nachbarn. Damals aber ward er Tararischen Fürsten (deren Gegend jetzt zum Russischen Gebiete gehört) zinsbar. Dieses Jochs entlastigte sich der Czaar, Johann Basilowitz I, kurz vor Anfang des 16ten Jahrhunderts. Ohngefähr 70 Jahr hernach unterwarf sich einer seiner Nachfolger, Johann Basilowitz II. (an den die Engländische Elisabeth; auch mit Anerbietung des Königsnamens, wenn er Römischcatholisch werden wollte; der Pabst, Gesandte schickte), ein staatskluger, muthiger aber zu grausamer Fürst, die Länder Casan, Astrachan und andre. Das geschah etwa vor 200 Jahren. Ohngefähr 50 Jahr später ward Demetrius, der Thronerbe, von Boris Gudow,

Demow, der sich zum Czaar aufwarf, ermordet. Da ward Rußland eine Zeitlang sehr schwach durch Betrüger, die sich für den ermordeten Demetrius ausgaben, und sowohl in Rußland ihre Parthen, als Beystand bey Nachbarn fanden. Michael, aus dem Hause Romanow, brachte Rußland wieder in vorige Ordnung.

Und hier beginnen ztens die neuen Zeiten Rußlandes. Michaels Sohn und Nachfolger, Alexius, hinterließ 3 Söhne und Nachfolger, Soedor, Iwan und Petrus I. Der erste starb ohne Erben; der zweyte blieb nicht Czaar, hinterließ aber nebst mehren 2 Töchter, Catharina nach Mecklenburg, und Anna nach Curland vermählt. Petrus I regierte seit 1688 allein, als Czaar. Dieser Monarch gründete die unumschränkste Monarchie (vornehmlich durch Abdankung des Patriarchen und der Strelitzen, und durch Aufhebung eines Theils der Knesischen und Boyarischen Vorzüge einiger Häuser). Er lernte selbst auf zweckmäßigen Reisen Handwerke, Künste und Europäische Kriegsmanier, die vormals in Rußland fremd waren. Er machte seine Russen durch Beyspiele, durch Veruf der Fremden, durch Stricungen, durch Geseze und zuweilen durch (eine vielleicht damals unvermeidliche) Strenge, weltklüger, gesitteter, und (an Vollkommenheit nebst einiger Unvollkommenheit) Europäischer, als sie gewesen waren. Er baute Petersburg, wovon er vermuthlich nicht vorher wußte, daß es 100000 Menschen kosten würde. Er gründete Rußlands

jetzige

festige Macht und Würde; siegte endlich über Schweden, gab dem abgesetzten Polnischen Könige den Thron wieder, hielt Flotten auf der Ostsee, auf dem schwarzen Meere, und der Caspischen See, eroberte Provinzen des Schwedischen, Türkischen und Persischen Reichs. Kurz, er war, wie er hieß, Peter der Große, an Verstand, an Macht, an gutem Willen (worinnen noch etwas von vormaliger Czaarischer Härte geblieben war) und nach Gottes Vorsehung an Glück. Da er nun Monarch über viele grosse Länder und Königreiche war: so konnte Europa den 1722 angenommenen kaiserlichen Titel kaum für eine Neuerung halten. Dieser Kaiser hat eine Verordnung, daß ein jeder Russischer Kaiser seinen Nachfolger ernennen dürfe, gemacht, und von den Grossen des Reichs unterschreiben lassen, ohne doch, so viel man auswärtig weis, gnug fest zu setzen, welche Formalität zum Beweise des letzten Willens gelten, und wessen der Thron seyn sollte, wenn der Tod den Menschen auf dem Kaiserthron vor Kundmachung desselben überleitete. Peter der Große starb 1725, und hinterließ drey merkwürdige Nachkommen, einen Enkel von einem früher im Gefängniß verstorbenen und dem Vater misfällig gewesenem Sohne, ferner eine damals noch unbeerbte nach Gottorp vermählte Tochter, und noch eine Tochter Elisabeth. Einige Grosse des Landes glaubten, es gehörte dem durch den Sohn abstammenden Enkel der Thron, den seine Stief-Großmutter, die Kaiserinn Wittwe

Ca

Catharina (nach dem durch viele Stimmen bestärkten letzten Willen des Kaisers) bestieg. Sie regierte nicht lange, und bestimmte den Thron dem obgedachten Stief-Urenkel, Peter dem II. Dieser starb 1730, so viel man auswärts weiß, ohne Verordnungsung. Da bestimmten diejenigen, die bestimmen konnten, das Reich der Iwanschen (nach Curland vermählt gewesenen Tochter) Anna, welche die versuchte Einschränkung der kaiserlichen Gewalt abzuwenden wußte, und des grossen Peters Absichten wenigstens durch glückliche Kriege fortsetzte. Durch ihre Vermittelung war Graf Biron Herzog von Curland geworden, dessen Sohn das Land jetzt beherrscht. Nach ihrem damals geglaubten letzten Willen folgte 1740 Iwan III, ein Urenkel des Czars Iwan, nämlich ein Enkel seiner nach Meklenburg vermählten Tochter. Dem deren Tochter, mit Anton Ulrich aus dem Braunschweigischen Hause vermählt, und nachmals Anna genannt, war dieses, nur zwey Monat alten, Kaisers Mutter. Nach demselben letzten Willen der Kaiserinn Anna, wie man sagte, sollte Herzog Biron einziger Vormund und Reichsverweser seyn. Aber die Mutter des jungen Kaisers fand Ursache und Gelegenheit, ihres Sohnes Vormund unter dem Namen Großfürstin zu werden, und den Herzog in Verwahrung zu schicken. Bald hernach begannen die Grossen des Reichs zu glauben, der Petrinischen Prinzessin Elisabeth hätte gleich nach Petri II Tode der Thron gehört, und der Kaiserinn Anna Testament wäre ungültig.

Also

Also ward Elisabeth 1741 Kaiserinn. Sie bestimmete dem Sohne ihrer (nach Holstein vermähl- ten) Schwester, Peter, die Nachfolge, und ließ ihn als Großfürsten ins Reich kommen. Diese gütige und sehr verehrte Kaiserinn hatte grossen Einfluß in die Schwedischen, Polnischen und Teut- schen Angelegenheiten, und führte sehr glückliche Kriege. Unterdessen war der Großfürst mit einer Prinzessinn aus Anhalt-Zerbst vermählt, in wel- cher die Kaiserinn den Geist, das Herz und den Muth Peters des Grossen erkannte. Ihr Ge- mahl, der Großfürst, Peter III, bestieg den Thron 1761, nach der Kaiserinn Tode, mitten in einem Kriege gegen Preussen. Dieser Kaiser gab zwar nach dem Rathe weiser Männer, einige vortref- fliche Verordnungen in Rußland; aber dachte auf nichts so sehr, als auf Rache gegen einen Däni- schen König, dessen Großvater seinem Großvater ein von Rußland entferntes Ländchen abgedrungen hatte, welches die Thronfolge in dem größten Kai- serthume der Welt ihm viele 100 mal ersetzte. Und zu eben der Zeit gab er das, mit vielem Russischen Blute und Gelde ersiegte, benachbarte Preussen aus den Händen. Er war nämlich regierender Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp. Seine kleinsten Holsteiner zog er, wie man sagt, den größten Russen und Patrioten vor, und machte da- durch die Herzen der Russen fast aller Stände von ihm abwendig. Und über dieses hatte seine Gemahlinn, die ihm, auf dem Wege zu grossen Thaten, eine Führerin (unter dem Anscheine einer

Bl

Begleiterinn) gewesen wäre, von seinen Vorfahren die äufferste Gefahr. Er hatte oftmalß besondere Schwachheiten, die mit einer uneingeschränkten kaiserlichen Macht (wenn das Reich nicht untergehen soll) unvertragsam sind. Aus diesen Gründen ward das Reich äufferst misvergnügt mit seiner Regierung, und wünschte auf den Thron die Kaiserliche Gemahlinn Catharina II. (die jetzt regierende Russische Mutter), an welche Peter III. durch einen allgemeinen Aufstand wider ihn veranlaßt (mit eigenem Bekenntnisse seiner Schwäche) das Reich förmlich, kurz vor seinem Tode 1762, abtrat. Unter dessen waren Iwan III. und seine Eltern in Verwahrung gewesen, und die Großfürstinn Anna (nachdem sie noch gebohren hatte) gestorben. Ein Zollführer machte unter der Regierung der Kaiserinn Catharina II. Unruhen in Schlüsselburg, dem Verwahrungsorte Iwans, welcher nach alten Verordnungen umkam, ehe es die Kaiserinn erfahren konnte. Zum Nachfolger ist bestimmt Peters III. und der Kaiserinn Sohn, Paul Petros witz, regierender Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp, verlobt (da ich dieses schreibe) mit einer Prinzessinn von Hessen-Darmstadt. Diese Russische Kaiserinn blieb in der Fortsetzung des Krieges zwischen Oesterreich und Preussen neutral, veränderte den beschlossnen Krieg wider Dänemark in Tractaten, beförderte die Wahl des jetzigen Polnischen Königs, Stanislaus Poniatowsky, und redete mächtig (als eine durch Tractaten dazu berechtigete

rechtigte Nachbarinn) für den ehemals versprochenen und nach und nach erniedrigten Grad der politischen Gleichheit der dissidentischen Christen in Polen (*). Wegen dieser altchristlichen That überzog sie der verführte Kaiser der Türken mit Krieg. Aber sie weis seine Pforte zu erschüttern, und wenn sie will, oder wenn die Eifersucht der Mächte es erlaubt, aus den Angeln zu heben. Ihre Delow, ihr Galliczin, ihr Romanzow, ihr Weißmann (ach, er fiel heldenmüthig!) wissen das Schrecken in die Winkel des wollüstigen Serais zu bringen. Sie will in Petersburg, und befiehlt nach Archangel; so dürfen auf dem Archipelagus keine Türkische Flotten mehr seyn. Zu gleicher Zeit (weil die Verdienste des Friedens dauerhafter sind) errichtet sie bey ihren Unterthanen eine gemeinnützige kostbare Stiftung nach der andern; wird Gesetzgeberinn ihres Volks; speiset zur Zeit der Theuerung viele Tausende im Herzen Teutschlandes; befördert weit und breit (wie Ludwig XIV.), ohne Unter-

(*) Für ein natürliches, und von dem Stifter des Christenthums bestätigtes Recht der Menschheit, welches in größerer Maasse, als die Kaiserinn es für die Polen verlangte, allenthalben ungeschmälert gelten sollte, wenn es ohne unüberwindlichen Widerspruch in Madrid, Copenhagen und Amsterdam (nach dem viele Jahrhundert herrschenden Religions-Zwangs-Gesetze) könnte wieder eingeführt werden. Gott befördre dieses Menschenrecht im Frieden durch die einsichtsvollen Mächte der Erde.



Unterschied der Nationen und Kirchen, die Verdienste und Erfindungen verdienstvoller und ihnen nacheifernder Schriftsteller, Künstler, u. s. w. — u. s. w. — u. s. w. Kurz, sie ist, wenn man an des grossen Peters Thron denkt, in der gütigsten Bedeutung Petrovna. Was war Rußland vor Peter dem Grossen? Was ward es durch ihn? Was wäre es geworden, wenn unmittelbar nach ihm Catharina II. der Russen Mutter geworden wäre? Was wird es noch werden, wenn diese geliebte weise Mutter lange lebt, und Paul Petrowitsch lange von ihr lernen kann, durch Verbesserung der grössten und von der Natur sehr begabten Nation, eine allgemeine Verbesserung der Menschen auf beständig vorzubereiten!

k) Von Polen, Preussen, Liefland und Curland.

Der älteste Stamm der Regenten in Polen (deren die ersten heidnisch, die andern christlich mit dem Titel der Könige, zuweilen auch der Herzöge, und in eintigen Zeiten vom Teutschen Reiche mehr und weniger abhängig waren) hieß der Piastische. Aus diesem stammen auch die Herzöge von Schlesien, welches erst ein Polnisches, hernach ein Böhmisches Lehn war, und mit Böhmen an Oesterreich, zuletzt aber an das Preussische Haus gekommen ist. Im Anfange des 15ten Jahrhunderts ward auch Litthauen christlich, dessen Großherzog Jagello, oder Vladislaus, mit

mit demselben die Krone Polen für sich und einige Nachfolger aus seinem Stamme vereinigt. In folgenden Zeiten ward es ein sehr eingeschränktes Wahlreich. J. C. Im 16ten Jahrhunderte hatte den Thron eine Zeitlang der nachmalige Französische König, Heinrich III. Hernach Stephanus aus Ungarn. Dann folgten in diesem und dem folgenden Jahrhunderte 3 Könige aus dem Schwedischen Hause Wasa, Sigismund, Vladislaus und Johann Casimir. Hierauf 2 Polen, Michael und Johann Sobiesky, der zu Kaiser Leopolds Zeit das von den Türken belagerte Wien entsetzte. In dem jehigen Jahrhunderte waren Polnische Könige August II und August III, Sächsische Churfürsten; nach welchen die jetzt regierende Majestät, Stanislaus Poniatowsky, durch Rußlands Vermittlung erwählt, von Conföderirten verfolgt, von Meuchelmördern verwundet ist, und den Verlust vieler seiner Länder, in welche sich Rußland, Preussen und Oesterreich deductionsmaßig getheilt haben, verschmerzen muß.

Preussen blieb länger heidnisch als Polen, bis, auf Verlangen der Nachbarn, der Pabst das Land den Kreuz-Ritterorden schenkte. Der letzte Ordensmeister, Albert, trat Westpreussen an Polen ab 1525, und behielt Ostpreussen als ein Herzogthum und Polnisch lehn. Er war aus Churbrandenburgischem Stamme; daher kam das Land mit der Zeit durch Erbschaft an den Churfürsten. Friedrich Wilhelm ward 1657 souverain. Sein Sohn Friedrich I ward der erste König. Dem sind gefolgt, Sohn auf

Elem. 3ter Band, VII. R Vater,

Vater, **Friedrich Wilhelm** und **Friedrich II**, die jetzige Königliche Preussische Majestät, der größte der Kriegeshelden, der feinste Menschenkenner, ein bewundernswürdiger Schriftsteller, ein Beförderer Französischer Wissenschaften in Teutschland, der Stifter einer mächtigen Preussischen Monarchie, und mit einem Worte, der nur sich selbst gleiche König.

Curland ist in alten Zeiten, gleichwie Lief-land, bald frey, bald zum Theil Schwedisch, Polnisch, Dänisch oder Russisch gewesen. Wie die Heiden in den dortigen Gegenden den Römischen Befehlern schlechterdings nicht gehorchen wollten, eroberten diese Länder die Teutschen Ordensritter. Der Ordensmeister, **Gottfried Kettler**, 1569. unterwarf Liefland den Polen, und bedung sich und seinen Nachkommen das Herzogthum Curland, als ein Polnisches Lehn. Liefland wurde in den folgenden Zeiten Schwedisch, und zuletzt Russisch. Curland aber hat von Gottfried an Herzöge gehabt. Das Haus **Biron** ward in diesem Jahrhundert durch Rußland eingesetzt; aber in einer Revolution wurde Herzog **Biron** mit seiner Familie gefangen. Unterdessen ward **Carl**, ein Prinz aus dem Churhause Sachsen, erwählt und bestätigt. Aber Herzog **Biron** besetzte nachmals durch Russische Hülfe seinen ehemaligen herzoglichen Stuhl, den er seinem jetzt regierenden Durchlauchtigsten Sohne, **Petrus**, hinterlassen hat, von dem Europa bald erfahren wird, wie viel Er landesväterlich, und als ein Fürst-

Fürstlicher Weltbürger, zur Erleuchtung der Zeiten aufwendet.

Aus Polen fließt in die Ostsee die Dwina, zwischen Curland und Liefland, der Pregel aber und die Weichsel durch Preussen; ins schwarze Meer fließt der Niester ganz südlich; der Bog etwas nördlicher, und der Nieper noch nördlicher. Zwischen Polen und Ungarn ist das Carpathische Gebirge. Polen wird eingetheilt in Klein-Polen (mit Crakau und Lublin); in Groß-Polen (mit Warschau, der Residenz, Gnesen und Posen); in Klein-Russen (mit Lemberg und Kaminieck); und in Lirchauen (mit Willna und Grodno).

Preussen ward vor Kurzem in das königliche und in das Polnische, welches Westpreussen ist, eingetheilt. Jezund ist fast alles königlich (mit Memel, Königsberg, Thoren, Marienburg, Elbingen). Doch Danzig ist eine freye Handelsstadt. In Curland sind Mietau, Liebau und Windau.

1) Von Italien.

Von den Flüssen fließen die Etsch und der Po oben (oder in der Lombardey) ins Adriatische Meer; in der Mitte aber der Arno und die Liber ins Meer der andern Seite — Das Appenizische Gebirge geht die Länge mitten durch. Unten westlich, nicht weit vom Meere, ist der Vesuv, und in Sicilien der Hecla, zwey feuerspendende Berge.

Nach Zeiten der Römer zerfiel Italien in mancherley Staaten durch verschiedene Schicksale; besonders durch Statthalter und Lehnsträger, die nach und nach unabhängichere Fürsten wurden. Einige Staaten in dem obern Italien sind Lehne des Teutschen Reichs.

Die Länder des Königs von Sardinien sind: 1) Sardinien (mit Cagliari); 2) in Ober-Italien a) Savoyen (mit Chambers), b) Piemont (mit Turin, Carignan und Nizza), c) Montferat (mit Casal), d) Etwas von Mayland. — Könige von Sardinien sind in den neuesten Zeiten gewesen: Victor Amadeus, der früh abdankte; Carl Emanuel, sein Sohn; und Victor Amadeus, die jetzige Sardinische Majestät; drey grosse und staatskluge Monarchen.

Die Oesterreichischen Länder sind oben 1) Mayland (mit Pavia und Cremona); 2) Mantua (mit Gonzaga). — Ein Brudersohn des Königs von Spanien, Ferdinand, hat oben Parma, Piacenza, Guastalla, u. s. w. — Ein Herzog hat oben Modena (mit Mirandola, Novellara und Massa). — Noch sind Fürstenthümer oben Monaco, Mafferano, Castiglione.

Venedig besitzt oben viele Länder (mit Pavia, Verona, Vicenza, Brescia, Bergamo, nebst Friaul und Histerreich); ferner am andern Ufer des Adriatischen Meeres, Vieles in Dalmatien; Etwas in Albanien; und Inseln, z. E. Corfu, Cefalonia und Zante. — Genua besitzt oben Länder (mit Savona, Noli, Nemo, Finale).

Das

Das mittlere Italien hat 2 grosse Herren. Der Großherzog von Toscana hat das Land (mit Florenz, Pisa, Livorno, Siena, u. s. w.) — Der Pabst im Kirchenstaate hat Rom, Ostia, Civita Vecchia, Castro, Sabina, Spoleto, Ancona, Loreto, Urbino, Ravenna, Ferrara, Bologna; ferner (bis an unsre Zeiten) in Frankreich Avignon, unten in Italien Benevent. Endlich sind noch in dem mittlern Italien, die Republiken Lucca und St. Marino.

Der unterste Theil von Italien gehört, nebst Sicilien, Seiner Sicilianischen Majestät, Ferdinand, einem Sohne des Königs in Spanien. Derselbe hat also das Land und die Stadt Neapolis (mit Caserta und Capua; mit Reggio in Calabrien; ferner mit Taranto, u. s. w.) auch Sicilien (mit Palermo, Messina und Syracus).

m) Von den Ungarischen Ländern.

Viele derselben haben ehemals den Römern gehört; sind aber hernach wieder in die Hände fremder Völker gefallen, welche Könige und Fürsten hatten. Seit vielen Jahren gehören sie dem Oesterreichischen Hause. Jezund also Ihrer Kaiserlich-Königlichen Majestät, Maria Theresia. Es gehört dazu 1) Nieder-Ungarn (mit Presburg, Cremnitz, Pest, Ofen, Raab, Komorn); 2) Ober-Ungarn (mit der Grafschaft Sips, und den Orten, Tokay, Eperies, Wardayn, Temeswar); 3) Vieles in Dalmatien (mit

Porto-Re); 4) Vieles in Croacien (mit Warasdin); 5) Slavonien (mit Essek); 6) Siebenbürgen (mit Clausenburg, Hermanstadt und Kronstadt).

n) Von der Europäischen Türken.

Sie enthält folgende Länder: 1) Romaniens, vor Zeiten Thracien (mit Constantinopel, Adrianopel, Gallipoli und den Dardanellen); 2) Bulgarien (mit Sophia); 3) Servien (mit Belgrad und Passarowitz); 4) Bosnien (mit Bagnialuffa); 5) Etwas von Croacien und Dalmatien (worinnen Ragusa, eine unter Türkischem Schutze stehende Republik); 6) Die Wallachey, ein Fürstenthum unter Türkischem Schutze (mit Bucharest); 7) Die Moldau, ein Fürstenthum unter Türkischem Schutze (mit Jassy und Chotschin); 8) Die Tatarischen Länder, unter Türkischem Gebiete oder Schutze (mit Bender, Otschakow und Azow, besonders die Crim, worinnen Baltischiverei, Perekov und Caffa; auch mit Kinburn); 9) Griechenland, worinnen sind: a) Albanien, wozu auch Epirus gehört, mit Durazzo und Delfino; b) Macedonien, mit Salonichi, Philippi, und dem Gebirge Athos; c) Thessalien, mit Larissa; d) Livadien, oder das kleine Griechenland, mit Städten, die vormals Delphi, Theben und Athen hießen; e) Morea, vormals Pelopones, mit Städten, die vorhin Corinth, Argos und Sparta hießen; und mit der Gegend der Mainotten; auch mit

mit Napoli Di-Romania, Napoli Di-Matvasia, Coron, Modon, Patrasso, u. s. w. 10) Alle Inseln auf dem Archipelagus (worunter die vornehmsten sind Creta, oder Candia; Cuba, oder Negreponte; imgleichen unter Asien Cypren und Rhodus).

o) Von Asien.

Die Asiatische Türkei, die größtentheils dem Türkischen Kaiser gehört, hat 1) Natolien, oder Klein-Asien (mit Emirna, Bursa, und Scutari). Dieses vormals noch volkreichere Land enthielt sehr viele benannte Länder und Städte, z. E. Bythinien, Paphlagonien, Ephesus, Troja, u. s. w. — 2) Syrien, bey Aleppo, Alexandria, dem Berge Libanon, Tripoli, Damasco; Syriens Theil heißt Palästina, worinnen Samaria, Jerusalem, Jassa, Gaza, u. s. w. — 3) Die Provinzen Georgien mit Mingrelien, Turkomania und Diarbecke (mit Derbent, Erzerum, Mosul, bey dem alten Ninive, und Bagdad, bey dem alten Babylon). Auch hier waren vor Zeiten viel, bald so bald anders benannte, Länder und Städte.

Arabien ist theils des Türkischen Kaisers, theils kleiner Fürsten oder Emirs, theils herumziehender Horden. Es wird eingetheilt in das steinichte (mit Herat) an Syrien; in das wüste (mit Bassora) nicht weit vom Euphrate, und in das glückliche (mit Mecca und Medina, und mit den Häven Chibit, Mascate, Mocha und

Baharen) am rothen Meere. Die zahlreichste Religion ist Mahomedanisch, wie in der Türkei.

Persien hat einen Mahomedanischen König, oder Schach. Seine Residenz ist Ispahen. Die Insel Ormus liegt auf dem Persischen Meere.

Ein großer Theil Ost-Indiens hat einen Mahomedanischen Monarchen, oder Groß-Mogol, zu Agra, dem viele Könige, Fürsten und Nabobs, auf den grossen Halbinseln, als Vasallen gehorchen. Häfen sind am festen Lande Surate, Din, (welches Portugiesisch ist) und Bengala. Die disseitige Halbinsel hat die Länder Decan, Cuncani (worinnen das Portugiesische Goa ist) Cananor, Cochin (Holländisch), Coromandel, worinnen Tranquebar Dänisch, Negapathan und Gelbria aber Holländisch sind; endlich Golconda. — Die jenseitige Halbinsel hat die Länder Ava und Pegu, Siam und Malaea, Cochinchina und Tunquin. Hier sind auch heidnische Religionen verschiedner Arten, z. E. die Braminische, gleichwie in einigen Gegenden Persiens die Magische.

China hat einen heidnischen Monarchen, der in einem grossen Theile der Asiatischen Tatarey gebietet und viele Vasallen hat. Städte sind Peking, Nanquing, Canton, der Hafen für die Europäer, und Macao, der Hafen für die Portugiesen. Es gehört auch dazu die Halbinsel Corea.

Die Asiatische Tatarey ist theils Russisch, nämlich Siberien, mit der Stadt Tobolsky; theils Chinesisch, an der Chinesischen Mauer; theils von andern Fürsten beherrscht, theils von Horden zu weilen

weisen bewohnt. Der grossen Völker, die einst gesittet und mächtig werden können, sind daselbst viele. Die Religion ist hier heidnisch, dort Mahomedanisch, und in einigen Städten Christlich. Man redet von einer Mongaley, Bucharey, von Usbeck, u. s. w. und von Städten, als Samacand, Camul, u. s. w. Aber wenige Schriftsteller wissen davon etwas Zuverlässiges.

Die Asiarischen Inseln, die, ausser den Europäischen Colonien, allesammt entweder Mahomedanisch, oder heidnisch sind, enthalten sehr viele Völker und Beherrscher, z. E. Japan mit der Hauptstadt Jeddo. Es ist davon an andern Orten genug gesagt.

p) Von Afrika und Amerika.

Die Barbarey muß eingetheilet werden:
 1) In das Reich Fez und Marocco (worinnen auch der Haven Salee ist, und wo die Spanier und Portugiesen einige Festungen besitzen).
 2) Die 3 Republiken, oder Halbmonarchien, Algier, Tunis und Tripoli, stehen gewissermassen unter dem Schutze des Türkischen Kaisers, nehmen aber Tribut von Europäischen Monarchen, für das Versprechen, minder Seeraub zu treiben.
 3) Barca ist fast wüste, und hatte vor diesem die Städte Cyrene und Berenice. Daselbst fing Lybien an.

Ägypten, mit den Städten Cairo, Alexandrien und Damiate, gehorcht dem Türkischen Kaiser, der auch in einigen benachbarten Ländern

Vasallen oder Statthalter hat. In den bisher genannten Ländern ist die Religion untermischt, Mahomedanisch und heidnisch. Doch in Egypten sind auch viele coptische Christen.

Abbyssinien ist ein grosses christliches Reich, wo aber noch einige Jüdische Gebräuche gelten, und welches, wie man sagt, auch viele heidnische Vasallen haben soll.

Wir wissen, ausser was die Küsten betrifft, von Afrika sehr wenig. Auf Guinea, wo der stärkste Schavenhandel getrieben wird, haben die Engländer, Holländer und Dänen (vielleicht auch andre) Colonien und Castele. Die Portugiesen besuchen viele Küsten und Häfen, westlich und östlich an Afrika, und beherrschen einige Gegenden, wo sie Festungen haben. An der südlichsten Spitze haben die Holländer, bey dem Vorgebirg der guten Hoffnung, und an den Küsten weiter nordwärts ein ansehnliches, fruchtbares und, wie man sagt, glückliches Land, nicht weit von den Zortotten, welche die schmutzigste Nation, und Menschenfresser seyn sollen.

Von Amerika ist das Merkwürdigste an andern Orten gesagt. Um die Schätze und den Boden zu haben, entvölkerten die Europäer, vornehmlich die Spanier, auf eine sehr grausame Art, diesen Welttheil um viele Millionen Menschen. Jezund werden viele tausend Afrikanische Schaven hineingeschafft, den Europäern Schätze zu sammeln und zu erarbeiten. Doch sind mitten im Lande nördlich und südlich noch viele Nachkommen
der

der uralten Einwohner, und zum Theil sehr zahlreiche Völker, die nach und nach Europäisches Gewehr kennen lernen, und den dortigen Spaniern und Portugiesen, wenn sie an das Vergeltungs-Recht denken, höchst gefährlich werden können. Die Engländischen Colonien aber im nördlichen Amerika, sind so zahlreich und so gut eingerichtet, daß sie vor den Landeseinwohnern an den meisten Orten sicher sind. Aber desto wichtiger ist es für Großbritannien, daß diese mächtigen Colonien von ihm abhängig bleiben.

q) Von der Lehrart in der Erd- beschreibung.

Für gewisse Stände ist es nicht unwichtig, die Lage vieler Länder und Provinzen in der Vorstellung, und ihre Namen in dem Gedächtnisse zu haben. Man kann in der frühen Jugend sie dazu vorbereiten, durch Anwendung des Gedächtnisspiels (Man sehe das erste Buch). Wenn sie (2 a.) den Gebrauch der Landkarten schon wissen; so kann man sie Anfangs durch die allerspecialste Karte ihrer eignen Gegend (worinnen sie zuweilen herumgehen und herumfahren) vergnügen. Reist man mit ihnen; so zeige man ihnen auf jeder Station den zurückgelegten Weg. Unterdessen haben sie in der eigentlichen Lehrzeit (nach 2 b. c, d) die runde Erdoberfläche mit den 4 Welttheilen kennen lernen. Sie müssen in ihrer Stube einen gewissen Standort haben, und von dort aus nach einem jeden ihnen genannten Lande hinsehen, und alsdann die Zwischenländer und Zwischenmeere oft nennen. Unterdessen sind auch durch zufällige Gespräche (nach 1) ihnen die Grundbegriffe der Staatsflächen mitgetheilt. Als dann

dann kann man die zweyte Geographie (nach 3) vornehmen, und den Unterricht durch angenehme Erzählungen (die man aus des Herrn D. Büschings Erdbeschreibung ausfuchen, und wohl gar auf lehrreiche Art erdichten darf) angenehm machen. Man fange früh an, der Jugend Etwas aus den Zeitungen vorzulesen oder sie lesen zu lassen. Ein Homannischer Atlas ist alsdann schon angeschafft. Man verlaume niemals, wenigstens die Provinz der vorkommenden Oerter auf der Karte zu zeigen, wenn man im geringsten zweifelt, ob die Lage derselben aus dem Gedächtnisse komme. Den Versuch davon macht man zuweilen mit dem Auftrage, das sie die Meere, Flüsse, Provinzen und Oerter nennen mögen, welche die Gränzen der gedachten Provinz ausmachen, oder darinn enthalten sind. Mit der Zeit hat man auch angefangen, mit beständigen Blicken auf die Landkarte ihnen die Grundbegriffe der Universalhistorie nach dem folgenden 4ten Hauptstücke einzulösen. Nun wird in einem Jahre, welches ich das geographische nennen will, alle Tage etwa eine halbe vierthel Stunde ein Absatz nach dem andern aus dieser elementarischen Geographie mit scharfer und lauter Stimme vorgelesen; aber Nichts eigentlich memorirt. Denn das bloße Vorlesen ist genug, und darf auch nur innerhalb eines Jahres fortgesetzt werden, weil bey Gesprächen, Zeitungen und Geschichtbüchern Alles zur Gnüge wiederholt und ergänzt wird; und weil Nichts daran gelegen ist, wenn ein Erwachsener durch das Register des Auszuges von der Büschingischen Erdbeschreibung (zu welchem ich das Supplement von den 3 übrigen Welttheilen sehr wünschlich) und vermittelst der Landkarte dasjenige auffuchen muß, was er nicht im Gedächtnisse hat. Damit die Jugend aber alle Vortheile bey diesem Aufsuchen lerne; so ist es nützlich, das man
 irgend

Irgend einmal das Vaterland nach diesem Blüschingischen Auszuge ganz durchgehe. Von den übrigen Ländern aber, wenn man etwas Bessers zu thun weiß, ist dieses nicht nöthig.

4) Etwas aus der Universalhistorie in Zeitordnung. Tab. LXXIV... LXXVIII.

Eine solche Ordnung von wahren, oder bey uns durchgängig geglaubten Begebenheiten, zum Theil im Gedächtnisse zu haben, zum Theil aber in einem Buche nachschlagen zu wissen, hat für die gesitteten Stände mancherley Nutzen. 1) Es ist gut, einige Begriffe von mancherley Begebenheit zu haben, weil sie uns in ähnlichen Umständen klüger machen. 2) Die Untersuchung, wie viel von den, in der Welt angepriesenen, Religionen wahr oder nicht wahr sey, wird durch solche Erkenntniß erleichtert. 3) Man kann solche Geschichtsbücher, worinnen auf eine an sich nützliche Art die Begebenheiten einiger Länder und Derter, die innerhalb einer gewissen Zeit daselbst geschehen sind, oder kurz, Specialhistorien und andre nützliche Bücher nicht wohl verstehen, und mit solchem Vergnügen nicht lesen, wenn man von den Begebenheiten, die den Lesern als bekannt vorausgesetzt werden, Nichts weiß, oder darüber Nichts nachschlagen kann. Daher wird es, 4) auch einem wohlherzogenen Menschen, der mancherley Bücher zu lesen fähig seyn soll, für unanständig gehalten, in der Un-

verz



versalhistorie, (*) das ist, in der Kenntniß der Zeitfolge solcher Begebenheiten unwissend zu seyn.

Wir theilen die Zeit durch den Zeitpunkt der Geburt Christi in die zwey Zeiten vor derselben und nach derselben. Die erste Zeit vor Christi Geburt ist, was die ausgebreitete Erkenntniß von mancherley Begebenheiten betrifft, anfangs dunkler, hernach heller. Die dunkle Zeit soll fast 32 Jahrhunderte betragen. Die hellere Zeit vor Christo dauerte 8 Jahrhundert. Also rechnen wir zur ersten Zeit (nämlich vor Christo) fast 40 Jahrhunderte, oder 4000 Jahr.

Nun sind von Christi Geburt an bis jeßund fast 18 Jahrhunderte (nämlich 1773 Jahr) verfllossen. Daher beträgt die Zeit, von den ersten menschlichen Begebenheiten angerechnet, bis jeßund zusammen ohngefähr 58 Jahrhunderte, oder 5773 Jahr.

Wir wollen aber gleich anfangs die Zeit noch genauer eintheilen, vermittelst einer Tabelle, deren Ausdrücke erst durch das Folgende verständlich werden.

I. Die

(*) Die Universalhistorie in dieser Bedeutung muß fast nur Gedächtniswerk seyn. Will man diese Grundlage der Geschichtkunde alsobald so lehrreich machen, wie nur Specialhistorien seyn können: so wird daraus eine Sammlung von Specialhistorien, denen die dem Gedächtnisse nöthige Grundlage fehlt.

I. Die Zeit vor Christo.

A. Die dunkle Zeit.

- a) Bis an die Sündfluth, Jahrhunderte 17
- b) Bis an Israels Ausgang aus
Egypten; — — — 8
- c) Bis Ende der dunkeln Zeit — — — 8

B. Die hellere Zeit auch von 8 Jahrhun-

- derten.
- a) Die Vor-Persische Zeit — — — 2½
- b) Die Persische Zeit — — — 2
- c) Die Griechische Zeit — — — 3½

41

Es gehen aber von dieser Summe ohn-
gefähr 100 Jahr ab, weil, gleichwie
die erste, also auch die letzte Periode
der dunkeln Zeit um ½ Jahrhundert
kürzer muß angenommen werden. Also
ist der Rest der Jahrhunderte — 40

II. Die Zeit nach Christo.

A. Die Vor-Teutsche Zeit.

- a) Die Heidnisch-Römische — — — 3
- b) Die Christlich-Römische beynah 2
- c) Die Italiänische über — — — 3

B. Die Zeit des Teutschen Kaiserthums.

- a) Die Vorneue Zeit. Sie zerfällt in 2
Hälften vor und nach der Mitte der
Kreuzzüge. Aber die Jahrhunderte sind:
der Carolingischen Kaiser 1, der Säch-
sischen 1, der Fränkischen 1, der Schwä-
bischen 1, der Interregnischen 1.

b) Die



b) Die neuere Zeit. Sie zerfällt in 2 Hälften vor und nach der Augspurgischen Confession. Aber die Jahrhunderte sind: der Böhmisches Kaiser 1; das Amerikanische Jahrhundert 1; das Oesterreichisch - Spanische 1; das Oesterreichisch - Französische 1; das Oesterreichisch - Russisch - Preussische 1. — 9

Jahrhunderte 18

Hier fehlen noch 27 Jahr, weil wir nicht 1800, sondern 1773 schreiben.

Ich setze voraus, daß durch Hülfe des Folgenden diese Ausdrücke verstanden werden. Nun kann ich dir, theurer Leser, helfen, durch folgende Kupfertafeln die Ordnung und Dauer einer jeden von diesen Zeitperioden im Gedächtnisse behalten. Die beyden ersten, nämlich die 74ste und 75ste Tafel stellen vor, die erste Zeit, nämlich vor Christo; durch die drey letzten aber, die 76ste, 77ste, 78ste, wird die zweyte Zeit nach Christo abgebildet.

In Tab. LXXIV. wird vorgestellt, die dunkle Zeit vor Christo, und zwar in 3 Streifen, durch 3 Begebenheiten, die am Ende jedes Theils dieser dunkeln Zeit geschahn. Der erste Streifen zeigt den Anfang der Sündfluth. Ihr findet die Zahl 16½ oben in der Mitte, welche euch erinnert, daß so viel Jahrhunderte seit der Schöpfung verflossen waren. — Im zweyten Streifen sieht man die aufgeschlagene

Stifts-

Stifteshütte mit dem Zubehör, mitten in dem Israelitischen Lager, auf dem Zuge aus Egypten. Die Zahl 8 bedeutet die Jahrhunderte seit der Sündfluth. — Der dritte Streifen ist eine Vorstellung der Olympischen Spiele, durch deren Anfang die dunkle Zeit geendigt wird. Man sieht mancherley Uebungen, die zum damaligen Kriegeswesen geschickt machten; eine Menge Zuschauer; bestellte Richter, über den Vorzug zu urtheilen; einen, der von einem aufgerollten Blatte, dessen Ueberschrift ΠΟΙΗΤΙΚΑ ist, ein Gedicht vorlesen will; einen andern neben ihm mit einer eben so gestalteten Rolle. Die Zahl $7\frac{1}{2}$ bedeutet die nach dem Israelitischen Ausgange verflossenen Jahrhunderte.

Durch Tab. LXXV. wird die bekanntere Zeit vor Christo bezeichnet. Der erste Streifen hat an der einen Seite ein durch Krieg übel zugerichtetes Thor der Stadt Babel, wodurch ein Zug Juden geht, zu Fuße, auf Cameelen, Maulthieren und Wagen. Es sind Personen von allerley Alter und Geschlecht; unter ihnen einige Priester und Leviten. Viele haben Etwas zu tragen; einige etwas heiliges Geräth. Sie freuen sich allesammt, aus Babylonien zurück zu kehren, nach ihrem Vaterlande, auf Erlaubniß des Cyrus, welcher die Vor-Persische Zeit endiget. Die Zahl $2\frac{1}{2}$ zeigt die Jahrhunderte nach Anfang der Olympischen Spiele, oder der bekanntern Zeit. — Auf der einen Seite des zweyten Streifens ist Etwas von einem siegreich

Elem. 3ter Band. VII. 1 ver.

verfolgenden Heere Alexanders des Grossen. Auf der andern Seite Etwas von dem fliehenden Heere des Persischen Darius. In der Mitte hebt sich, so gut er kann, der verlassene und an Wunden sterbende König von Persien auf seinem Wagen empor, um einen Labetrunk von einem Alexandrischen Soldaten zu nehmen. Da fing die Griechische Zeit an, 2 Jahrhunderte nach dem Anfange der Persischen. — Auf dem dritten Streifen seht ihr einen Theil von einem Römischen Triumph, nämlich voran Kriegesbeute und gebundene Feinde, in der Mitte den triumphirenden Feldherrn; und hinten Etwas von dem siegenden Heere, u. s. w. Der Sieger ist Augustus, der erste Römische Kaiser, der den letzten oder Griechischen Theil der bekannten Zeit vor Christo endigt, und die Zeit nach Christo anfängt, $3\frac{1}{2}$ Jahrhunderte nach Alexanders Zeiten.

Auf Tab. LXXVI. wird die Vor-Teutsche Zeit nach Christo vorgestellt. Auf dem ersten Streifen hält Kaiser Constantin, der den Heidnisch-Römischen Theil dieser Zeit von 3 Jahrhunderten endigt, eine zahlreiche Kirchenversammlung, voll disputirender Bischöfe zu Nicea. — Auf dem zweyten Streifen bitet ein Theil eines entwaffneten Römischen Heeres vor Roms Thoren den Anführer eines Altheutschen Heeres um Gnade. Mit dieser Begebenheit zur Zeit des Augustulus endigt sich die Christlich-Römische Periode, fast 2 Jahrhunderte nach ihrem Anfange. Da beginnt die Ita-

Italiänische Zeit. — Aber auf dem dritten Streifen wird in einer Kirche vom Pabste zum Kaiser gekrönt Carl der Grosse, der 3 Jahrhunderte nach ihrem Anfange die Italiänische Zeit endigt, als den letzten Theil der Vor-Teutschen Periode. Also fing an, die Zeit des Teutschen Kaiserthums.

Die LXXVII. Tafel zeigt, die erste alte Hälfte der Teutschen Zeit. Diese zerfällt wieder in zwey Hälften von 2½ Jahrhunderten. Die erste Abtheilung endigt sich in der Mitte der Kreuzzüge. Daher sieht man auf dem ersten Streifen vorgestellet vermischte Haufen von Jünglingen und Männern, von Vornehmen und Geringen, zu Fuß und zu Pferde; aufgemuntert durch Geistliche, die unter ihnen sind, und Crucifixe empor halten. Sie kommen von verschiedenen Gegenden, nach einem Bestimmungsorte, wo sie unter Anführung eines Prinzen sollen eingeschifft werden. — Der zweyte Streifen endigt die andre Hälfte der alten Zeit des Teutschen Kaiserthums, mit dem Anfange des Jahrhunderts, worinnen Compas und Pulver erfunden ward. Hier sängt die neue Zeit an, indem auf diese Begebenheiten bald folgen, die Buchdruckerkunst, Constantinopels Eroberung von den Türken, und die Entdeckung der neuen Welt. Also wird vorgestellet, in der Nähe ein Schiff, das am Ufer geladen wird, und in der Ferne noch ein Paar andre Schiffe, die jenes begleiten sollen. Die Trachten der Perso-

nen

2

nen



nen sind Altspanisch. Columbus am Ufer com-
mandiret. Es werden auch Canonen aufs Schiff
geschafft. Einer kömmt mit einem Compasse
in der Hand. Ein Mönch steht und liest den
Titel eines Buchs in Folio: Constantinopolis Tur-
eica, u. s. w.

Die letzte Tafel LXXVIII. stellt die neue
Zeit des Teutschen Kaiserthums vor, in zwey
Hälften von $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderten. Die erste
Hälfte wird auf dem obersten Streifen geen-
digt, durch den Reichstag zu Augspurg, wo
dem Kaiser und den Ständen die Confession der
Protestanten vorgelesen wird. — Der zweyte
Streifen zeigt die bisher letzte merkwürdige
Begebenheit unster Zeit. In einem prächtigen
Saale an einem Tische ist eine Conferenz
dreyer Gesandten, des Römisch-Kaiserlichen, des
Russisch-Kaiserlichen, und des Königlich-Preuss-
sichen Hofes. Ein jeder hat mancherley Brief-
schaften und Papiere vor sich. In der Mitte
lieget in Groß-Folio: Atlas Polonicus. Drey
Legationssecretaire schreiben an einem andern
Tische. Auffer ihnen ist kein anderer Mensch
bey diesen Staats-Geheimnissen unster Zeiten.

a) Dunkle Zeit. Bis zur Sündfluth.

Die Geschichte der dunklen Zeit nehmen
wir bloß aus der Jüdischen Bibel. Nur etwas
Weniges davon ist uns auch durch andre Schrift-
steller bekannt gemacht.

Nach

Nach der Schöpfung der menschlichen Welt, fast 17 Jahrhundert, soll, wegen des Verderbens des menschlichen Geschlechts, die Vorsehung durch eine allgemeine Sündfluth, ausser einer einzigen Familie, dasselbe vertilget haben. Die ersten Menschen waren Adam, der Mann, und Eva, das Weib; anfangs nackt und in einem Garten, genant das Paradies, glücklicher als hernach, da beyde, nach Verführung des Weibes durch eine redende Schlange, von einem Apfelbaum gegessen hatten, welchen man den Baum des Erkenntniß vom Guten und Bösen nennt, und welcher ihnen durch eine göttliche Offenbarung verboten war. Ihr Sohn Cain erschlug seinen Bruder Abel aus Neid, weil Gott bey dessen Opfer ein Zeichen des Wohlgefallens gegeben hatte. Lamech, ein Cainit, nahm zuerst 2 Weiber. Henoch soll vor der Sündfluth wegen Frömmigkeit ohne Tod von Gott weggenommen seyn. Diese Erzväter wurden sehr alt; z. E. Methusalem fast 1000 Jahr. Sein Enkel war Noa, dessen Familie in der Sündfluth nebst den nöthigen Thieren, in einem, auf göttliche Offenbarung gebauten, Schiffe, genant die Arche, erhalten wurde. Das Wasser wuchs und stand ein Jahr. Der erretete Noa opferte, und Gott setzte ihm den Regenbogen zum Zeichen, daß keine Sündfluth mehr kommen sollte.

b) Dunkle Zeit. Bis Israels Ausgang.

Sem, Ham und Japhet, Noas Söhne, haben die Welt wieder bevölkert. Ham mit seinen Nachkommen aber ward prophetisch von seinem Vater verwünscht, über dessen zufällig entblößte Schaam er gespottet hatte. Bald nach der Sündfluth, in der Gegend des Euphrats, war von Nimrod, der unter dem Namen Bel oder Baal göttlich verehrt ist, Babel, und von Assur Ninive gebauet. Der Bau an einem Thurm zu Babel hat unter Noas Nachkommen Misverständniß und Trennung verursacht, woraus verschiedene Sprachen und Völker entstanden. Später soll zu Babel ein listiges, herrschsüchtiges und wollüstiges Weib, Semiramis, regiert, und ihren Sohn, Ninus, zum Nachfolger gehabt haben. Abraham, Stammvater des Israelitischen Volks, lebte ohngefähr in der Mitte dieser Periode, anfangs in Mesopotamien, nicht weit vom Euphrat; hernach in Canaan, einem Theile Syriens. Damals sind die Gegenden Sodoms wegen Gottlosigkeit durch himmlisches Feuer verwüestet. Von Abrahams ältestem Sohne, Ismael, leiten die Araber ihren Ursprung her. Isaac, sein jüngerer Sohn, zeugte Jacob und Esau, zwey Brüder, die sich eine Zeitlang zankten. Jacob, genant Israel, stiftete durch 12 Söhne 12 Stämme. Von Juda, einem derselben, haben die Juden den Namen; von Levi die Leviten, aus welchen stammten die Gebrüder Moses und Aaron. Diese Erzväter der Juden sollen häufiger Offenbarungen von Gott

Gott gewürdiget seyn. Joseph, Israels Sohn, ward von seinen Brüdern als Knecht nach Egypten verkauft, und ward daselbst ein Exempel verfolgter und hernach durch die Vorsehung belohnter Weisheit und Unschuld. Er stieg durch Traumdeutung zur Statthalterschaft des ganzen Landes. In einer Theurung ließ er Vater und Brüder, die lange Zeit von ihm nichts gewußt hatten, nach Egypten kommen, wo Ueberfluß war. Dort mehrte sich das Israelitische Volk, und ward von dem Könige Pharao und den Seinigen zur Sklaverey und harter Arbeit am Bau, vielleicht der ungeheuren Obeliskten und Pyramiden, gezwungen. Da berief Gott durch Offenbarung Mosen zum Befehlshaber und Heerführer des Jüdischen Volks, und hernach Aaron und seine Nachkommen zum Priesterthume. Durch sie that Gott viele Wunder zur Plage der Egypter, welche das Volk Israel, das Moses in die Wüste und dann weiter nach Canaan zu führen Befehl hatte, zurück halten wollten, und deren nachjagendes Heer im rothen Meer umkam, welches über sie her floß, als Israel trocken durchgegangen war. Nicht lange nach diesem Könige herrschte in Egypten Sesostris, ein Eroberer vieler Länder, die seine Nachkommen wieder verloren. Das Volk Israel sollte, nach Gottes Verheißung, Canaan erobern, ward aber auf dem Wege in der Arabischen Wüste seinem Propheten und Heerführer so oft auffällig, daß Gott beschloß, sie 40 Jahr durch Umwege und langen Aufenthalt zu führen, wo sie größtentheils durch



ein aus den Wolken fallendes Manna genährt wurden. Sie zeugten Kinder in der Wüsten. Aber alle Erwachsene, die aus Egypten gegangen waren, kamen um, auffer zweenen, worunter Josua, der Nachfolger Moses, war; welcher das Land, nach einem wunderbaren Uebergange über den Jordanfluß, eroberte; und die alten Einwohner entweder tödtete oder verjagte. Viele Phönizier aber blieben nicht weit von dem Israelitischen Volke, an den Küsten des mittelländischen Meers. — Man redet schon von Königen und Staaten dieses Zeitpunkts in Griechenland; von Königen zu Argos, oder der Archer, und zu Mycene; von Ogyges, zu dessen Zeit in Attica eine Ueberschwemmung gewesen ist; von Erbauung der Städte Sparra und Athen, und mehrer in Griechenland; von einer Ueberschwemmung in Thessalien zu Deucalions Zeit; von der Stadt Memphis in Egypten; von der Stadt Troja in Phrygien, einem Theile Natoliens oder Kleinasiens, und von einigen aus Griechenland nach Italien übergehenden Colonisten; von einem Sanchoniathon; imgleichen von einem Hermes, oder Zoroaster, u. s. w.

c) Dunkle Zeit. Letzter Theil.

Die Israeliten waren erst unter Heerführern und Richtern, unter welchen wir Simson, den Starken, bemerken; auch Eli, einen Priester, der seine Kinder verzog; und endlich Samuel, den letzten, der ein berühmter Prophet war. Auf ihm

Ihm folgten, in der Mitte dieser Zeit, Saul, David und Salomo, drey Könige über das ganze Volk. David hatte eine oft erwähnte Freundschaft mit Jonathan, Sauls Sohne. Derselbe David brach die Ehe mit dem Weibe eines Urias, die er hernach heyrathete, da er den Mann mit einem Briefe, wovon die Urias-Briefe den Namen haben, an den General geschickt hatte, worinnen demselben befohlen war, ihn an den gefährlichsten Posten zu stellen, damit er umkommen möchte. David wird überhaupt als ein Mann beschrieben, der Vieles nicht Nachahmenswürdiges gethan hat. Aber er bereuete es bald, und litt dafür harte Schicksale; besonders von seinem aufrührerischen Sohne Absolon. Der Abgötterey (die damals, auffer in Israel, fast allenthalben herrschte, und zu der die Israeliten, ohngeachtet häufiger Wunder ihrer Propheten, oft verführt wurden) war er von Herzen feind, und in den meisten seiner Handlungen übte er Gerechtigkeit und Liebe. Er war zu gewissen Zeiten selbst ein Prophet, und hat als ein solcher einige Psalmen geschrieben. Zu Ehren Jehovas sammelte er die Materialien zu dem prächtigen Tempel, welchen sein Sohn, Salomo, der wegen seiner besondern Weisheit bekannt ist, bauete und einweihete. Dieser Salomo, gleichfalls ein Schriftsteller, versündigte sich im Alter, verführt durch abgöttische Weiber. Darum verhängte Gott, daß sein junger Sohn und Nachfolger, Rehabeam, den größten Theil des Volks durch Härte von sich abwendig machte. Von die-



ser Zeit an war das Volk vertheilt in zwey Kö-
 nigreiche. Das Jüdische, das bey den Salomo-
 niten blieb, hatte die Residenz in Jerusalem bey
 dem Tempel; das Israelitische in den nachfolgen-
 den Zeiten zu Samaria. In beyden Reichen wur-
 den bald Götzen, bald Gott, (zuweilen aber unter Bil-
 dern und auf Höhen, auf eine von Mosen verbotene
 Weise) verehrt. Doch in dem Reiche Juda waren
 acht Salomonitische Könige, die wegen Gesetzmä-
 ßigkeit des Gottesdienstes gerühmt werden. Nun
 waren acht Jahrhunderte seit dem Egyptischen Aus-
 gange verfloßen. Da ließ die Vorsehung den un-
 bekehrbaren Israelitischen Staat durch einen Assyri-
 schen König zerstören. Dieser führte den Rest des
 Volks gefangen in entlegene Gegenden, und be-
 setzte das Land mit heidnischen Colonisten. Die-
 selben vermischten anfangs den Götzendienst mit
 dem Dienste des Jehova. In nachfolgenden Zei-
 ten aber beteten sie den Jehova allein an, hielten
 sich aber nicht zu der Gemeinschaft des Gottesdien-
 stes der Juden zu Jerusalem, sondern ihre Nach-
 kommen baueten mit der Zeit einen Tempel zu Sa-
 maria, davon sie Samariter genannt werden.
 Beyde Partheyen, die Juden und Samariter, ge-
 rietzen, wie es zu geschehen pflegt, von einem
 Streit in den andern, und verfolgten sich herzlich.
 Von dem 150 Jahr länger dauenden Staate zu
 Jerusalem wird in dem Folgenden geredet. —
 In dem letzten dieser Jahrhunderte singen die Grie-
 chen an, die Zeit bey Olympiaden von 4 Jahren
 zwischen jedem öffentlichen Olympischen Spiele zu
 zählen.

zählen. In diesen Spielen wurde der Sieger eines Wettseifers in Kriegesübungen und Wissenschaften mit grossen Ehren und Vortheilen belohnet. Etwas später ward Rom in Italien gebauet. Und von diesen Zeiten an sind viele folgende Begebenheiten von den Schriftstellern durch die Zahl der Olympiaden und des Alters von Rom so bezeichnet, daß man in Vergleichung die vorhergehenden Zeiten dunkel, die nachfolgenden aber bekannter nennen kann. — Aber noch in der dunkeln Zeit lesen wir von einem Phönicier, Cadmus, der Theben in Boeotien, einem Theile Griechenlandes, erbauet; von Minos, einem Gesetzgeber in Creta; von einem Lydischen Reiche in Kleinasien; von Königen in Italien (z. B. von Saturnus); von Thaten des Hercules, eines starken und tapfern Mannes, den man, wie andre berühmte Männer, göttlich verehrt hat; von Argonauten, die aus Thessalien schiffen, und aus Colchis, am schwarzen Meere, ein köstliches und wunderbares Fell holen wollen; von Orpheus, Musäus und Amphion, oft genannten Dichtern, von denen wir aber keine Zeile mehr haben; von dem durch Griechen, wegen einer geraubten Prinzessin Helena, unter Anführung Agamemnon's und Achilles, zerstörten Troja; von Aeneas, einem Trojaner, der Italiens König wird; von Codrus, letztem Könige zu Athen, der sich für den Staat aufopfert, worauf Archonten, anfangs auf lebenslang, hernach auf zehn Jahr, und endlich auf ein einziges Jahr eingeführt wurden;



den; von Griechischen Colonien an den Küsten Klein-Asiens, von Königen zu Tyrus, Sidon und Damascus in Syrien; von dem Dichter Homerus, der den Achill und Ulysses (auch vielleicht Mäuse und Frösche) besungen hat; und von dem spätern Griechischen Dichter Hesiodus; von Lycurg, Spartens oder Lacedaemons Gesetzgeber in Griechenland; von der Dido einer Phoenicischen Prinzessin, die Carthago in Afrika baut; von Sardanapal, einem schwelgerischen und weibischen Könige in Assyrien; von dem Medischen und andern Reichen, die daraus erwachsen, u. s. w.

d) Bekannte Zeit. Die Vor- Persische.

In der Vor-Persischen Zeit waren Könige in Babel und Medien, auch noch Salomonitische Könige der Juden. Unter den letzten sind die sehr frommen Könige Hiskias und Josias die merkwürdigsten. Aber Abgötterey und Laster nahmen doch Ueberhand zu Jerusalem; Gott ließ es durch Nebucadnezar zerstören, und den Rest des Volks nach Babel in die Gefangenschaft führen, woher ein Theil, 70 Jahr später, im Anfange der Persischen Zeit nach Palästina zurückgekehrt ist, und zur Zeit ihrer letzten Propheten Jerusalem und Jehovas Tempel wieder erbauet haben. — Dasmals hatte Rom Könige, z. E. Romulus, den Erbauer; Numa, den Gesetzgeber, dem man
Umgang

Umgang mit übermenschlichen Wesen zutrauete, und Tarquinius den Stolzen und den letzten, der sich durch hartes Regiment verhaßt machte. Sein Sohn schändete mit Gewalt Lucretia, eine Römische Dame, die sich hernach erstach. Dieses gab einem Brutus Anlaß, in einem Aufstande das königliche Haus zu verjagen, und ein republikanisches Regiment unter zwey jährlich erwählten Bürgermeistern einzuführen. Rom hatte damals zwey Stände, Patricier und Plebejer, zu welchen nach und nach der niedrige Adel, oder die Ritter, hinzu kamen. Unter den Königen und den ersten Bürgermeistern wurde das Römische Gebiet in Italien, besonders in dem mittlern, etwas erweitert. Porfenna, ein Bundesgenosse, konnte für das königliche Haus Nichts ausrichten, und stund von seinem Vorhaben ab, weil er an dem Exempel des Mutius Scävola erfuhr, wie viele entschlossene Römische Jünglinge ihm nach dem Leben stunden. — Zur selben Zeit ist Vielerley in Griechenland geschehen, z. E. in Lacedämon herrschten immer 2 Könige zugleich, aber sehr eingeschränkt unter der Aufsicht der Ephyoren; einige Griechische Staaten führten 2 Messenische Kriege gegen einander; Corinth, auf der Peloponesischen Landenge, schickte Colonien aus, auch nach Syracus in Sicilien; Spartaner bauten Tarent in Italien; Zaleucus war Gesetzgeber bey den Locrensen; Draco und hernach Solon in Athen, wo bald darauf Pisistratus und sein Sohn Hippias eine kurze Herrschaft stifteten;

Pha.



Phalaris ward Tyrann zu Agrigent in Sicilien, und qualte Menschen in einem glüenden ehernen Ochsen; Griechenland hatte grosse Poeten (z. E. die Sappho) und Moralisten, z. E. den Aesopus. Und in den Inseln des Archipelagus waren verschiedne Staaten, größtentheils von Griechischen Colonien, wie auch in Klein-Asien, nämlich in Jonien, Dorien und Aeolien. — Das Egyptische, Indische, Medische, Babylonische und andre Reiche dauerten fort. Cyrus, ein Perser, aber eroberte die meisten; auch Indien, das Reich des Croesus, ohngefähr zu derselbigen Zeit, als Thales bey den Griechen, und Pythagoras in den Italianischen Colonien philosophirten.

e) Bekannte Zeit. Die Persische.

Derselbe Cyrus fängt die Persische Zeit an, in welcher Persische Könige, seine Nachfolger, im Orient die Mächtigsten sind, z. E. Cambyses, sein Sohn, der sich Egypten unterwirft; ferner Darius Hystaspis; der nordwärts mit den Scythen unglückliche Kriege führt, und auch die Griechischen Staaten unterjochen will. Diese Absicht setzt sein Sohn, Xerxes, fort, gleichwie dessen Nachfolger. Gegen Artaxerxes II. empört sich sein Bruder, der jüngere Cyrus, dem die Griechen zu helfen suchen. Der letzte Persische König, Darius Codomannus, endigt diese Zeit, wird von dem Griechisch-Macedonischen Könige Alexander überwunden, und stirbt verwundet auf einem Wagen, verlassen von den Seinigen,
nach

nach einem von einem Alexandrischen Soldaten empfangenen Labetrünke. — Unterdessen bauen die Juden, unter Persischem Schutze, ihr Jerusalem und ihren Tempel, von den Samaritern angefeindet und verhindert; von Esra und Nehemia angeführt, und durch ihre letzten Propheten aufgemuntert. So lebten sie unter Persischer Oberherrschaft nach Moses Gesetzen unter Hohenpriestern und dem grossen Rathe. Nach diesen Zeiten sind sie niemals von Jehova durch Abgötterey wieder abgefallen. — Die Griechen dieses Zeitraums streiten anfangs wider die Perser mit Glück. Bald darauf aber bekriegt ein Griechischer Staat den andern, bis Philippus und sein Sohn, Alexander der Grosse, Macedonische Könige, sie allesammt im gewissen Grade unterjochen, und dadurch ihre Kräfte wieder vereinigen, dem Persischen Reiche ein Ende zu machen, wozu sich Philippus rüstet, damit es Alexander (der seinen Vater verkennet, und des Gottes Jupiter Sohn seyn will) ausführen könne. Zu dieser Zeit machen sich merkwürdig, die Griechischen Generale und Staatsmänner, Miltiades und Cimon; Perikles, der Beredte; Themistokles, der Doppelartige; Aristides, der Gerechte; ferner Alcibiades, Thrasybulus, der Wiederhersteller der Freyheit, Conon, Iphicrates, Chabrias, Timotheus, Phocion und andre bey den Atheniensern; Epaminondas und Pelopidas bey den Thebanern; Leonidas, der grosse Held; Pausanias, der Verräther; Isander, Athens Eroberer; Agis

Agis und andre bey den Spartanern: und Timoleon bey den Corinthern. Unter den Schlachten wider die Perfer sind die berühmtesten, die Marathonsche, die Thermopylische und die Seeschlachten bey Salamin und Mycale. Unter den Kriegen, welche die Griechen unter sich selbst führen, sind die bekanntesten der dritte Messenische, der Peloponesische, der neunjährige heilige Krieg zwischen den Phocensern und Böotiern, und derjenige, wodurch Philippus bey Tharonea Oberherr der Griechen ward. In diesem Zeitpunkte sind zu Syracus Könige, Gelo und sein Bruder Hiero; etwas später der ältere und jüngere Dionysius, welchen Dion stürzt. In dieser Zeit Griechenlandes fängt das goldne Alter seiner Künste und Wissenschaften an. Der muntre Anacreon und der hohe Pindar dichten Lieder; Aeschylus, Sophocles, Euripides, und Aristophanes (des weisen Sokrates Feind) arbeiten fürs Theater; Herodotus, Thucydides, Xenophon und Ctesias schreiben Geschichtsbücher; Isocrates, Isäus, Demosthenes und sein Schüler Eschines sind Atheniensische Redner; Heraclitus, der Weiner, und Democritus, der Lacher über menschliche Thorheiten; ferner Plato und Aristoteles, (des grossen, verfolgten und verehrten Sokrates Schüler) sind Philosophen, deren letzte die academische und peripatetische Secte stiften, gleichwie Antisthenes und Diogenes, der Cyniker; Hypocrates aber wird der Vater der Arzneykunst. — Doch wir müssen auch Roms nicht

nicht vergessen. Die Römische Republik aber wählt während dieser Zeit in Nothfällen Dictatoren, die auf kurze Zeit fast uneingeschränkt herrschen; sie erlaubt den Plebejern Tribunen oder Vertreter; sie bezwingt die benachbarten Völker, gegen welche sie sich anfangs nur wehren mußte; sie überläßt auf kurze Zeit Zehnmannern, welche Griechische Gesetze dem Römischen Staate anpassen sollten, die höchste Gewalt, gleichwie kurz hernach Krieges-Tribunen. Aber zuletzt zieht man doch die bürgermeisterliche Regierung wieder vor. Es werden Censores oder Sittenrichter gewählt. Die Plebejer behaupten immer mehr Rechte, so daß sie zuletzt Quästoren, Bürgermeister und Dictatoren werden konnten. Rom wird von eindringenden Galliern geplündert. Der Befreier Manlius will König werden, und wird bestraft. Die lateinischen Bundesgenossen suchen mit Gewalt wählbar zu den höchsten Aemtern zu werden, u. s. w.

f) Bekannte Zeit. Die Griechische.

Alexander fängt diese letzte Zeit vor Christi Geburt an. Sein Reich erstreckte sich vom Adriatischen Meere an über Griechenland und einige nördlichere Provinzen, und über das mittlere Asien (Arabien ausgenommen) bis an den Ganges in Indien, auch über Egypten in Afrika. Er bauete an verschiedenen Orten Städte, welche

Elem. 3ter Band. VII.

M

Alexans

Alexandria genannt wurden. Zuletzt starb er in Unmäßigkeit an Gift. Nun wollte ein jeder seiner Feldherrn ein König werden. So entstanden Griechische Reiche in Macedonien, Syrien, Asien und Egypten. Das Macedonische fiel in folgenden Zeiten, unter den Königen Philippus und Perseus, in die Hände der Römer und ward eine Provinz. Unter diesem Reiche und unter den Römern behaupteten einige der alten Griechischen Staaten (z. E. Athen und Lacedämon) einen Schein der alten Freiheit. Einige schlossen einen Achäischen Bund, der anfangs nicht ohnmächtig war, sich aber mit Corinths Zerstörung endigte. Das Asiatische Reich zerfiel bald, und ward theils von dem Syrischen verschlungen, theils nach und nach in kleine Reiche zertheilt, z. E. in das Bythinische, Pontische, Pergamenische, Galatrische, Paphlagonische, Cappadocische, welche allesamt in Klein-Asien lagen; in zwey Armenische weiter ostwärts; und in das Parthische noch weiter ostwärts, woraus nachher ein Neu-Perfisches Reich ward. Alle diese Reiche, ausser dem Parthischen oder hernach Perfischen, geriethen unter Römische Herrschaft; gleichwie das Syrische, dessen Könige gemeiniglich Seleucus oder Antiochus hießen, zur Zeit des Tigranes und seines Nachfolgers; auch das Pontische, zur Zeit des gelehrten und mächtigen Mithridates; das Pergamenische durch ein Testament des Attalus, u. s. w. Ebenso ging es zuletzt dem Egyptischen Reiche,

wo zwölf Ptolomäer und zuletzt vor Christi Geburt eine schöne und verführerische Königin Cleopatra regiert hatten. — In diesen Zeiten lebten die Juden unter Syrischer Oberherrschaft, die zuweilen von Egyptischen Königen streitig gemacht wurde. Viele von dieser Volke aber waren in Egypten, und bauten daselbst gleichfalls einen Tempel, welcher dem zu Jerusalem nicht für gleich heilig gehalten wurde. Eben daselbst ließ der zwente Ptolomäer ihre Bibel ins Griechische übersetzen. In Judea aber verfolgten sie, der Religion halber, der Syrische König, Antiochus der Edle, und seine Nachfolger aufs grausamste. Da setzten sie sich unter Anführung einer priesterlichen Familie, genant die Maccabäer (z. E. unter Judas, Jonathan und Simon) in Freyheit. Die Nachkommen derselben wurden Fürsten und Könige, und regierten bis kurz vor Christi Geburt. Unter ihnen entstanden die Sadducäer und Pharisäer. — Die Römer waren im Anfange dieser 3½ Jahrhunderte noch durch Kriege mit Nachbarn beschäftigt. Als sie aber fast in ganz Italien schon herrschten, und dem Epirotischen König Pyrrhus widerstanden hatten, wurden nach einander 3 Punische oder Carthaginensische Kriege geführt, während und nicht lange nach welcher Zeit die Römer eine Seemacht wurden; Sicilien, Sardinien, Spanien, Vieles in der Barbarey, Griechenland, zum Theil Klein-Asien, u. s. w. in ihre Gewalt bekamen. Die drey Punischen Kriege mit untermischter Friedens-

M 2

zeit



zeit währten fast 100 Jahr. Hannibal war der berühmte Punische General, der im zweyten Kriege eine Afrikanische Armee über die Alpen in Italien führte, und von Scipio, dem Römer, in Afrika überwunden ward. Der dritte Punische Krieg endigte sich mit Carthagens Untergang unter Anführung Scipions des Jüngern. Bereichert durch die Plünderung und Unterwürfigkeit so vieler Länder (denn Numidien und Mauritanien an der westlichen Seite der Barbarey fielen auch in Römische Hände) wurden Römische Bürger und Feldherrn, oder die Erben derselben an Schätzen, Länderen und Sklaven so mächtig, als Fürsten oder Könige. Der Einfall der Cymbrer und ein Krieg wider misvergnügte Bundesgenossen in Italien, wider einen wiederholten Aufstand der Sclaven, wider Sertorius in Spanien (u. s. w.) waren von keinen dauerhaften Folgen. Die Grossen in Rom wurden immer übermüthiger und herrschsüchtiger. Sie bestachen und verdarben das Volk, um zu den höchsten Würden in der Republik oder zu ansehnlichen Statthaltertschaften zu gelangen. Besonders suchten die Gracchen, durch das gemeine Volk empor zu kommen. Die Catonen und andre Patrioten konnten nicht viel ausrichten, die Römische Sittsamkeit und Liebe zur Freyheit wieder herzustellen. Die Zänkereyen der Grossen arteten in bürgerliche Kriege aus, erstlich zwischen Cinna, Marius und Sylla, zwentens (nach Cicérons Widerstand wider die mordbrennerische Absicht des Catilina) zwischen Crassus, Pompejus und Cäsar, drittens

drittens zwischen Lepidus, Antonius und Augustus. Dies waren die Zeiten des dreyfachen Triumvirats. In dem ersten siegte Sylla und ward beständiger Dictator; in dem zweyten siegte Cäsar und ward Monarch des Römischen Reichs (ob er sich gleich so nicht nannte) und eben darum auf dem Rathhause von Freunden der Freiheit, Brutus und Cassius, umgebracht; in dem dritten behielt die Oberhand Augustus. Dieser wurde unter dem Namen Cäsar (welches Kaiser bedeutet) an Macht und Namen Monarch des Römischen Reiches, und hat nach Christi Geburt eine Reihe von Kaisern, die auch den Ehrentitel Augustus annahmen, zu Nachfolgern gehabt. — In diesem Zeitraum erhielten sich die Künste und Wissenschaften bey den Griechen. Epicur und der Stoische Zeno errichteten philosophische Secten. Euclides und Archimedes vervollkommneten die Mathematick. Polybius, Diodor aus Sicilien und Dionysius von Halicarnas gaben historische Schriften. Theocritus schrieb Idyllen. Theophrastus Mancherley. Wir wollen hier die Namen einiger Griechischen Künstler vor Christi Geburt nennen: Zeuxis, Parrhasius und Appelles waren groß in der Malerey, Phidias und Praxiteles im Bildhauen. — Nach Griechenlands Eroberung blühten auch Wissenschaften und Künste in Rom. Plautus und Terentius schrieben Schauspiele; Lucretius die Epicurische Weisheit in Versen. Die beste Periode der Wissenschaften war kurz vor und

nach dem Kaiser August. Catullus, Tibullus und Propertius schrieben verliebte Gedichte und Elegien; Virgilius, Horatius und Ovidius mancherley Poetisches; Cicero war Redner und Philosoph; Cäsar, Sallustius, Livius und Cornelius Nepos, schrieben Geschichtsbücher. Man thue hinzu Cato, Varro und Vitruvius; so hat man die Römischen Schriftsteller vor Christi Geburt fast alle, die man jetzt und häufig zu rühmen pflegt.

g) Vor-Teutsche Zeit. Die Römisch-Heidnische.

August hatte schon lange regieret, als Christus geboren wurde. Er hatte Nachfolger, welche heidnisch blieben in drey Jahrhunderten. Während dieser Zeit war das Reich bald etwas mehr bald etwas weniger erweitert, und begriff 1) das bewohnteste Europa (ausgenommen, Irland und Schottland, Dänemark, Norwegen und Schweden, Rußland und Polen, einige nördliche und östliche Gegenden Teutschlandes, einen kleinen Theil der Ungarischen und Türkischen Länder). 2) Asien von den Küsten des Mitteländischen Meeres bis an den Euphrat, und zuweilen noch etwas mehr. 3) In Afrika Egypten und einen grossen Theil der Barbaren. — Die Kaiser des ersten Jahrhunderts waren August, der allererste, dem Maecenas die Wissenschaften empfahl; ferner vier Tyrannen Tiberius, Caligula,

ligula, Claudius und Nero. Der letzte war ein Schüler des weisen Seneca, ward aber der schlimmste Tyrann. Er befahl die erste grosse Verfolgung der Christen, deren 10 auf einander in 3 Jahrhunderten gefolgt seyn sollen. Nach ihm kommen Galba, Otho, Vitellius kaum zur Regierung, gewählt, wie nachher fast immer die Kaiser wurden, durch den Ausruf ihrer Kriegesheere, deren Generale sie waren. So ward auch Kaiser Vespasian, der in Judäa commandirte. Sein Sohn Titus hieß mit Recht das Vergnügen der Menschen. Dessen Bruder und Nachfolger Domitian war grausam. Kaiser Nerva hat das größte Verdienst darinnen, Trajan, den besten, der das zweyte Jahrhundert anfängt, zum Nachfolger ernannt zu haben. Adrian, tödtete viele aufrührische Juden. Zwen Antoninen (wovon der letzte Marc Aurel und der Weise heisset) regierten löblich. Nach ihnen wollen wir einige Kaiser ungenannt lassen. Im dritten Jahrhundert soll Alexander Severus schon eine christliche Mutter gehabt haben und den Christen geneigt gewesen seyn. Darauf folgten, wie auch zuvor schon gewesen waren, verwirrte Zeiten, ein Kaiser stand wider den andern auf, und fast keiner regierte lange. Diocletian am Ende des Jahrhunderts erregte wider die Christen die letzte Hauptverfolgung. — Die Juden aber waren vor Christi Geburt unter Herodes dem Grossen, einem Könige, nicht mehr aus den Macca-bäern, sondern einem von den Römern gefesteten

Vasallen. Damals war Palästina eingetheilt in das nördliche Galiläa, das mittlere Samaria, und das südliche Judäa. Zur Zeit der Kreuzigung Christi war Judäa eine Römische Provinz, Galiläa aber unter Herodes II, des ersten Sohne. Ein Vetter desselben, Herodes III, oder Agrippa, bekam zur Zeit des Caligula das ganze Land, welches bald darauf wieder eine Römische Provinz ward. Denn noch ein anderer Herodes hatte nur ein klein Ländchen und etwas Aufsicht auf den Jüdischen Gottesdienst. Damals (70 Jahr nach Christi Geburt) wurde das, den Römern auffällige Judäa von dem Titus, der hernach Kaiser ward, nebst Jerusalem zerstört, der Tempel verbrannt, das Volk getödtet, verjagt, oder zu Sklaven verkauft, oder unter harten Bedingungen im Lande geduldet. Vergebens empörten sie sich unter dem Adrian und unter Betrügern, die sich den Messias nannten, in späteren Zeiten. Ihre Nachkommen leben in der Zerstreung. — Es haben vor und nach Christi Geburt biblische Schriftsteller geschrieben, davon ich einiger nur als alter Schriftsteller erwähnen will, ohne die Kraft des Worts biblisch zu bestimmen, worüber nicht alle meine Leser einig seyn möchten. Die Gelehrten, die das untersuchen, kennen kein älter Buch, als die 5 Bücher Moses. Die Sitten der Zeiten Abrahams, Isaacs und Jacobs, die in dem ersten beschrieben werden, stimmen (der Wunder und Offenbarungen nicht zu erwähnen) sehr überein mit dem, was man auch sonst von alten Zeiten morgenländischer



ländischer Völker weis. Die übrigen 4 sind voll guter Materialien zur Wissenschaft der Gesetzgebung. Die Psalmen sollen an Hoheit der Poesie den Pindar weit übertreffen. Solcher Stellen sind auch viele im Jesaias und andern Propheten. Die Bücher Hiob, Salomons Sprichwörter und Predigerbuch, die Weisheit und Jesus Sirach, sind voll richtiger Moral und guter Auflösung gegen die Zweifel, welche man gegen die Vorsehung macht. Die Evangelisten (die Apostelgeschichte mit eingeschlossen) sind ein Muster solcher Erzählung, in welcher der Verfasser seiner selbst ganz vergißt, sich aller Gemüthsbewegung und selbst des Eifers für seine Parthey enthält, nur bey den Sachen bleibt, selten selbst darüber urtheilt, sondern nur die Leser darüber urtheilen läßt. Das, was Jesus (nach dieser Erzählung) lehren wollte, kann einem vermischten Haufen oder solchen Personen, die er jedesmal vor sich hatte, nicht eindringender und lehrreicher vorgestellt werden, als (nach eben dieser Erzählung) durch Jesu Gleichnißreden und andre Lehren (und hernach durch der Apostel Predigten) geschehen ist. Die meisten Moralen, womit die Briefe, die von Aposteln den Namen führen, angefüllt sind, oder geendigt werden, sind, gleich beym ersten Anblicke, der Vollkommenheit und der göttlichen Absicht gemäß, wenn vorausgesetzt wird, daß Jesus zur unsichtbaren göttlichen Statthaltschaft erhaben ist, und seine Religion doch nicht

durch Waffen, oder, welches einerley ist, durch Zwangsgesetze wider Juden und Heiden ausgebreitet haben will. (*) — Nach Christi Geburt hatten die Griechen noch einige Schriftsteller (ich rede aber nur von heidnischen), die wegen ihrer berühmten Namen uns Allen merkwürdig sind. Z. E. Epictet, Plutarch und Marc Aurel, Moralisten; Ptolomäus, den Mathematiker; Lucianus, den witzigen Spötter; Sertus Empiricus, den Zweifler; Galenus, den Arzt, u. a. m. — Unter den Römern waren solche Schriftsteller in dieser Zeit, Celsus, der Arzt; Phädrus, der Fabelschreiber; Seneca, der Philosoph; Nerons Hofmeister; ein Tragedienschreiber desselben Namens; Per-

(*) Der Verfasser kann, seines Versprechens halber, in dem Texte dieses Buchs nichts mehr von dieser Art festsetzen. Es ist Vielen bekannt, daß theologische Bücher von ihm da sind, z. E. 1) *Auszug der heiligen Schrift*: a) Die Religion Israels; b) die alt-christliche Religion; c) die Lehren der Apostel. 2) *Eine Dogmatik*. 3) *Ein Buch von der Rechtgläubigkeit und Toleranz*. 4) *Ein Beweis des Christenthums, als der besten Religion*. 5) *Ein Gesangbuch für Christen aller Kirchen*. 6) *Hauptprobe der Zeiten in Ansehung der Wahrheit und Toleranz* mit einem doppelten Anhang: a) Vorschlag zu einer Sacramental-Liturgie; b) Antihobbesius, oder vom Rechte des Kirchenwesens. Man muß also aus dem Elementarwerke die Gränze der Religion des Verfassers nicht bestimmen wollen.

Verfasser und Juvenalis Satyriker; Plinius, der Naturbeschreiber; der jüngere Plinius, ein Briefsteller; und Trajans Lobredner; Curtius von Alexanders Thaten; Quinctilianus ein Lehrer der Wohlredenheit; Tacitus, ein schwerer staatskundiger Geschichtschreiber; Florus, Suetonius und Justinus, auch Geschichtschreiber, die viel in den Schulen gelesen werden, u. a. m.

h) Vor-Teutsche Zeit. Die Römisch-Christliche.

Die Römisch-Christliche Zeit von fast 2 Jahrhunderten hatte (die heidnische Nebenkaiser, die anfangs nebst Constantin dem Grossen regierten, ungerechnet) lauter christliche Kaiser, die über das Reich und über Rom herrschten (auffer noch einem einzigen, der vom Christenthume abfiel). Constantin der Grosse war der erste Christliche Kaiser. Die Residenz verlegte er von Rom nach Byzanz in Romanien oder Thracien, welches er hatte prächtig als Neu-Rom umbauen, und Constantinopel nennen lassen. Als noch vielleicht die Hälfte und vielleicht mehr von seinen Unterthanen aller Stände heidnischer Religion waren, verwendete er grosse Summen, theils aus dem Golde der Säulen und Tempel der Götter, theils aus dem Staatsschatze (der auch von Heiden zusammengefodert wurde) auf prächtige christliche Kirchen, auf reichliche Versorgung vieler Geistlichen

lichen und auf das kostbare und den Staat belastigende Concil zu Nicäa, welches allesammt dem Gewissen der Heiden, die dazu ihre Contribution beytrugen, ein Greuel war. Auf dem Concil zu Nicäa (in Natolien), welches die Athanasischen Lehrsätze wider die Arianer festsetzte, ward, wenn man das Athanasische Glaubensbekenntniß als eine kurze Erklärung seiner Aussprüche annimmt, beschlossen, daß unmöglich selig werden könne, sondern ewig von Gott verdammt werde der, der nicht redlich und fest glaubt, daß, obgleich der Vater Gott, der Sohn Gott, und der heilige Geist Gott sey, dennoch nur ein Gott und nicht drey Götter seyn, u. s. w. Einige Athanasianer vermuthen von dem Kaiser, er sey vor seinem Tode etwas anderer Meynung geworden; dieselben vermuthen also auch seine ewige Verdammniß; und zwar auch seines Sohns und Nachfolgers, Constantius, der ein Arianer und den Athanasiern härter war, als sein Vater in den ersten Zeiten den Arianern. Er hielt Concilien von 400 Bischöfen, die nach seinem Wunsche für den Arianismus entschieden, wie sein Vater für den Athanasianismus. Sein Better und Nachfolger, Julian, stellte sich als Christ, bis er Kaiser ward. Da bekannte er sich zum Heidenthume, dessen Tempel und Götterdienst er mit vielem zum Theil von den Christen zusammengezogenen Gelde wieder aufrichtete, obgleich dieses dem Gewissen der zahlreichen Christen ein Gräuel war.

war. Doch zwang er Niemanden zum Heidenthume durch Gesetze. Aber Arianer und Athanasier durften sich einander nicht verfolgen, sondern nur disputiren. Er war von dem Vorzuge der heidnischen Gelehrten und Bücher so überredet, daß er den Christen den größten Schaden zu thun glaubte, durch das sonderbare Verbot, ihre Kinder nicht in heidnische Schulen weltlicher Wissenschaften zu schicken, und heidnische Bücher sie nicht lesen zu lassen. (*) Er hat in Schriften seine Verachtung gegen das Christenthum und gegen seine Vorfahren bezeiget. Jovianus, sein Nachfolger, war Athanasisch, Valens, dessen Nachfolger (der anfangs Nebenkaiser hatte), wieder Arianisch. In diesen Zeiten ward nicht bloß disputirt, sondern von beyden Seiten herzlich verfolgt. Der Nachfolger Theodosius der Grosse war wieder Athanasisch. Da wurde zu Constantinopel ein Concil gehalten, und wider die Macedonianer zur Bestätigung des Nicänischen Concils beschloffen, der heilige Geist

(*) Ueber dieses Verbot beschwerten sich viele der damaligen Christen. Jetzund sind die Zeiten anders. Denn die meisten eirittlichen Consistorien und Regierungen in den verschiedenen Kirchen glauben, daß ihre Kirchen nach und nach zu Grunde gehn würden, wenn die Jugend, auch nur weltliche Wissenschaften, aus dem Vortrage oder durch Bücher der Nichtchristen und der Dissidenten lernten. Ausgenommen die Autores, als Sappho, Anacreon, Ovidius, Petronius.

Geist sey eine sowohl dem Vater als dem Sohne an Gottheit gleiche Person. Dieser Kaiser verbot bey Lebensstrafe den heidnischen öffentlichen Götterdienst, ließ ihre Göttersäulen und Tempel umreißen, oder zu andern Gebrauche bestimmen. Doch ein Heide zu seyn, war damals noch nicht verboten; sondern es kamen noch oftmals Heiden zu den ansehnlichsten Aemtern, welche Erlaubniß also von diesem sonst eifrig christlichen Kaiser für keine Sünde gehalten ist. Nach ihm folgte zu Rom in Westen sein Sohn, Honorius; zu Constantinopel in Osten aber desser Bruder, Arcadius. In beyden Reichen waren Nachfolger. Das westliche Reich zu Rom wurde am ersten und meisten geschwächt durch eindringende (größtentheils Teutsche) Völker, welche eine Provinz nach der andern wegnahmen, bis noch vor Ausgang des fünften Jahrhunderts selbst Rom und Italien von Herulern, und hernach von Ostgothen, erobert und in ein Königreich verwandelt wurde. Das abgetheilte Reich des Arcadius in Constantinopel dauert bis auf den heutigen Tag. Doch hier muß ich nur der Kaiser in der Römisch-Christlichen Zeit erwähnen. Arcadius gab Edicte wider dissidentische (*) Unterthanen, und nahm ihnen das

(*) In der Geschichte, die über Religion nicht urtheilt, muß keine der Partheyen ketzerisch oder rechtgläubig heißen. Den meisten Bischöfen zu Zeiten der Kaiser Constantius und Valens war ganz etwas Anders rechtgläubig, als zu Zeiten des Nic. Concils.

Recht, sowohl Testamente zu machen, als in militärischen Aemtern zu stehen. Sein Bruder, Honorius, in Rom, war noch strenger wider andre Dissidenten, z. E. wider die Pelagianer und Manichäer, verbot ihnen zu handeln und zu wandeln, und hatte doch ihre Güter für sich oder die Kirchen confiscirt. (*) Des Arcadius Nachfolger, Theodosius II, trug aus Andacht beständig, anstatt des Mantels, den Oberrock eines todtten Bischofs. Er befahl, das Heidenthum völlig auszurotten, die Tempel desselben niederzureißen, und Crucifixe an die Stelle zu setzen. Er hielt wieder Nestorianer (deren Nachfolger noch jetzt im Oriente zahlreich sind) zu Ephesus in Natolien ein Concil, welches beschloß, Niemand solle, bey Strafe der Verdammung, der Jungfrau Maria den Namen einer Gottesmutter absprechen, oder diese Redensart (weil daraus zu folgen scheine, daß Gott eine Mutter habe) für unschicklich ausgeben. Wider Eutyrianer (die im Oriente noch unter verschiedenen Namen als Menotheliten, Jacobiten, Armenier und so weiter fortdauern) hielt sein Nachfolger, Marcianus, zu Chalcedon in Asien (Constantinopel gegen über) ein Concil, welches (wenn man die Erklärung derer Aussprüche durch

fol-
 (*) Auf eine (gewöhnlicher Weise) eheliche Art sollten sie also ihr Brod nicht verdienen. Das Recht oder die Verfluchung ist groß, die man solchen Unglücklichen giebt. David nahm Schaubrodre vor Hunger.

folgende Concilien zu Rathe zieht) beschloß, es sey in Christo, der einzigen Person, nicht eine (in eine einzige vereinigte) sondern zwiefach bleibende Natur, die göttliche und menschliche, ein doppelter ungleicher Verstand (davon der eine sich zu wissen entäußern könne, was der andre allwissende Verstand wisse) und ein doppelter Wille, nämlich in jeder Natur einer, welche zusammen zwey machen. Aber die nachfolgenden Kaiser im Oriente waren bald Eutychianisch, bald Chalcedonisch, und ein jeder verfolgte die ihm widrige Parthey (wegen der Wahrheit der seinigigen) zuweilen mehr, zuweilen weniger, und oft mit Blutvergießen. Das Register solcher mit Blut unterzeichneter Glaubensartikel (die man annehmen, oder Güter, Ehre, Freyheit und Leben verlieren mußte) ward in den folgenden Zeiten immer verlängert, durch Concil nach Concil, und durch ein kaiserlich Edict nach dem andern. Der langwierigste Streit war, ob man Bilder (welche Engel, Christum, Maria und Heilige vorstellten) in den Kirchen haben und verehren, oder, damit die Verehrung nicht geschehe, abbrechen müsse. Viele Kaiser waren Bilderstürmer, andre aber Bilderverehrer. Nach dem Unglücke Unzähliger, die darum Güter, Freyheit und Leben verloren haben, blieb endlich die zahlreichste Parthey und der Hof bilderverehrend. Einer von den spätern Nachfolgern Marcians war Anastasius, den der Patriarch nicht eher für einen Kai-

Kaiser erkennen wollte, bis er versicherte, Chalcedonisch gesinnt zu seyn. Ich vermüthe daher, daß irgend einer der vorhergehenden souverainen Kaiser ein Kaisergesetz gemacht habe, daß der Kaiserthron nur mit Chalcedonisch-Gesinnten besetzt seyn sollte. War ein solch Gesetz, so ist es hernach nicht gehalten; und alsdann ist eins von beyden wahr, entweder, daß ein solch Kaisergesetz veränderlich sey, oder daß die antichalcedonischen Kaiser (auch Justinian) nur Usurpateurs, das ist, unrechtmässige Besizer des Kaiserthrons gewesen sind.

i) Vor : Teutsche Zeit. Die Italiänische.

Nun sehe man eine Zeitlang zurück in ältere Zeiten und Europens westlichere Gegenden. Vor Christi Geburt wollten die Cimbrier (die aus Norden durch Teutschland gingen) und die Teutonen, auch die Helvetier, einige Römische Provinzen erobern und bewohnen. Marius und Cäsar hießen die Römischen Feldherrn, durch welche sie, von diesem Vorhaben abzustehen, gezwungen wurden. Durch den letzten litten die Teutschen unter Ariovistus, der sie anführte, eine grosse Niederlage. Glücklicher waren sie kurz nach Christi Geburt unter Maroboduus, einem Marcomannischen, und Arminius (oder Herrmann), einem Cheruskischen Anführer. Doch wurden in den nachfolgenden Zeiten einige Provinzen Teutschlandes von den

N Rö.

Elem. 3ter Band VII.

Römern unterjocht gehalten bis nach der Mitte des 5ten Jahrhunderts. Vor und nach dem Ende der Römisch-Christlichen Zeit ist nach und nach zuerst in den südwestlichen, später (nämlich im neunten Jahrhunderte) in den nördlichen, noch später in den südöstlichen und nordöstlichen Theilen Teutschlandes eine Art des Christenthumes durch Ueberredung, geglaubte Wunder und Waffen eingeführt.

Nach der Mitte des fünften Jahrhunderts ward ganz Teutschland von den Römern frey. Damals waren daselbst die berühmtesten Völker, die Franken, Sachsen und Burgundier. Später wurden, besonders in Osten, mächtig die Slaven oder Wenden, ein Volk von einer ganz andern Sprache. Die Hunnen waren kein Teutsches Volk, gingen aber noch zur Christlich-Römischen Zeit unter ihrem Artilla in Italien, aus welchem einige Flüchtlinge Venedig erbauten. Dieses Hunnische Volk hat sich zuletzt in Pannonien oder einigen Ungarischen Ländern niedergelassen, und von dort aus Teutschland oft beunruhigt.

Die Römisch-Christliche Zeit endigt sich mit dem Untergange des westlichen Kaiserthums in Italien. Der letzte Nachfolger des Honorius hieß Augustulus. Nach ihm regierten in Italien unter ihren Königen eingedrungene Völker Teutsches Ursprunges; sehr kurz die Heruler, unter Odoacer; fast ein Jahrhundert die Ostgothen, unter Theodoricus I, und Tejas dem

dem letzten, und fast $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderte die Longobarden, deren erster König Alboinus, der letzte aber Desiderius hieß. Sie erstreckten ihre Herrschaft von Norden an, bald mehr bald weniger südlich. Die südlichen Theile nämlich gehorchten eine Zeitlang einem Erarchen, das ist, einem Statthalter der östlichen Römischen Kaiser zu Constantinopel. Diese Zeitperiode, welche von dem Ende der Christlich-Römischen Zeit über 3 Jahrhunderte währt, nenne ich die Italiänische, oder Ostgothisch-Longobardische Zeit, weil damals durch Vermischung der Sprachen dieser Völker mit der lateinischen, die jezige Italiänische Sprache entstanden ist.

Während der ganzen Vor-Teutschen Zeit, besonders der Römisch-Christlichen und Italiänischen, waren die Römischen Bischöfe oder Päbste immer ansehnlicher geworden, weil durch ihre Sorgfalt das Christenthum in Italien und vielen Europäischen Gegenden ausgebreitet war. Innerhalb der Italiänischen Zeit war der größte Theil Frankreichs und ein Theil Deutschlands Fränkischen Königen aus der Merowingischen Familie unterworfen. Pipin stiftete ein neues Haus, welches von seinem Sohne, Carl dem Grossen, der im Anfange des Teutschen Kaiserthums lebte, das Carolingische heißt. Dieser Carl erweiterte seine Gränzen gegen alle 4 Weltgegenden, zwang den Sächsischen Fürsten Wittekind (von welchem einige Teutsche Fürstenhäuser abstammen sollen), ein Christ zu sein und sein Vasall zu

werden; machte sich, nach Unterjochung der Longobarden, zum Herrn über den größten Theil Italiens; soll dem Pabste die Stadt Rom und einige angränzende Länder mit fürstlicher Gewalt geschenkt haben, und ward vom Pabste als Kaiser gekrönt. Von dieser Zeit an ist der Pabst auch ein Fürst in einem Theile Italiens. Die ganze nachfolgende Zeit nenne ich die Zeit des Teutschen Kaiserthumes. Denn Carl war seiner Abstammung nach, und wegen eines Theiles von seinem Gebiete ein Teutscher. Und nach ihm ist (auffer dem östlichen Kaiser zu Constantinopel) allezeit im Westen und fast immer aus Teutschland ein Kaiser gewesen, der ehemals (denn jetzt ist es anders) über alle angränzende Potentaten (gleichwie der Pabst über alle Bischöfe) bald mehr bald weniger Vorzug behauptete, und einige bald mit weniger bald mit mehr Widerspruch derselben, als seine Vasallen, oder wenigstens als solche betrachtete, denen nur er und der Pabst Titel und Würden, (z. E. den Königsnamen) geben und nehmen dürfte.

Im Anfange der Italiänischen Zeit ließ der östliche Kaiser Justin allenthalben Edicte anschlagen, daß ein Jeder die Chalcedonischen Aussprüche wahr finden oder sich dazu bekennen solle. Der Gebrauch dieser (nach der menschlichen Natur allerdings kräftigen) Mittel, dem Ausbruche dissidentischer Meinungen vorzubauen oder zu steuern, ist in allen christli-

den Kirchen (dort mehr, hier weniger) ein Recht worden, für dessen Verewigung die Geistlichkeit (die alsdann Zions Wächter genannt wird) zu wachen pfeget; damit die Obrigkeit (welche in diesem Geschäfte eine bewaffnete Säugamme der Kirche heißt) dieses Recht, bey vorfallender Gelegenheit durch Edicte, und durch Ausübung derselben nach Consistorialurtheilen, wirklich in Kraft erhalte; nämlich durch Drohung, durch Absetzung von weltlichen Aemtern und Würden, durch Landesverweisungen; auch an gewissen Orten durch Confiscationen, Gefangensetzung, kleinere oder grössere Marter; auch wohl noch durch Lebensstrafen. Auf solche Weise kann dieses Recht nicht verjähren oder unkräftig werden. (*) Bekannt sind die wider Heiden, Juden und dissidentische Christen gerichteten Gesetze des Kaisers Justinian I, der in solchem Grade für die Athanasier war, daß er alle Arianer des Landes verwies, ihre Kirchen Preis gab, ihre Güter aber theils selbst behielt, theils an Nicht-Arianer zum guten Gebrauche verschenkte. Dieses Verfahren verliert etwas von dem ersten Anscheine des Unrechts, wenn

N 3 man

(*) Z. E. Die christlich-lutherische Obrigkeit in Hamburg 1764 (man sehe Bafedows Hauptprobe S. 141) unterlagte bey Landesverweisung Allen, welche die Jugend in Glaubenslehren unterrichten wollten, andere Methoden, als die in dem obrigkeitlich eingeführten Catechismus ist.



man bedenke, daß damals ein ansehnlicher Theil Europens, auch Africanische Länder Arianisch waren, welche ja, wenn sie wollten, denen von Justinian vertriebnen Clenden von allerley Ständen, Geld zur weitem Reise schenken, und sowohl Lebensunterhalt, als verlorne Güter und Kirchen wiedergeben konnten. Ueberdies ist es ja unter Arianischen Kaisern den Athanasiern vielleicht nicht besser gegangen. Doch merkwürdig ist es, daß Justinian in den letzten Zeiten seines Lebens selbst Eutychianisch und nicht Chalcedonisch war, daher in nachfolgenden Zeiten, worinnen sein Gesetzbuch galt, (welches er sonder Zweifel nach seiner letzten kaiserlichen Gesinnung erklärt wissen wollte) die Frage entstehen konnte, ob seine Gesetze wider Dissidenten (oder sogenannte Keger) auch wider die Chalcedonischgesinnten gerichtet gewesen wären und gelten müßten. Es kömmt dabey darauf an, ob er sie nach seiner letzten Gesinnung ausgeübt habe. Doch (was bedarf es solcher Untersuchung?) es sind ja alle solche Gesetze ihrer Natur nach nicht ewig, weil die zuvor lebende souveraine Majestät eines Staates der hernachlebenden souverainen Majestät keine ewige Gesetze geben kann. Diesen Kaiser Justinian haben die Advocaten vieler Länder es zu danken, daß sie in dem größten Gesetzbuche von der Welt (corpus juris romani genannt, worinnen Römische Gesetze aus allen Zeitaltern, die sich größtentheils einander aufheben, glücklich zusammengeordnet sind) von

An-

Anfang bis zu Ende etwas aussuchen dürfen, was ihrer Sache zu dienen scheint. Doch diese Wohlthat erstreckt sich nicht bis an die Dänischen Advocaten, als welche Strafe geben müssen, wenn sie Justinians Corpus juris, das größte Gesetzbuch von der Welt, nur in einer Sylbe anführen.

k) Zeit des Teutschen Kaiserthums.

Die Alte.

Diese Zeit fängt sich mit dem 9ten an, und enthält 3 Jahrhunderte. a) Im neunten Jahrhundert sind die Kaiser allesammt aus dem Carolingischen Hause. 3. E. Carl der Grosse; Ludwig der Fromme; bis auf Ludwig IV. In der Mitte dieses Jahrhunderts, sagen einige Fabulisten, soll eine Weibsperson Pabst gewesen seyn. — b) Das zehnte befehen größtentheils Kaiser aus dem Hause Sachsen. 3. E. Heinrich der Vogelsteller und 3 Ottonen. Aus diesen beyden Häusern heißen diejenigen, die nicht vom Pabst zu Kaisern gekrönt sind, bey einigen Schriftstellern nur Teutsche Könige. — c) Im größten Theile des eilften herrschten Kaiser aus dem Neu-Fränkischen Hause in Teutschland. 3. E. Conrad der Salische und 3 Heinriche, der dritte, vierte und fünfte (der das folgende Jahrhundert anfang) deren Macht und Schicksal sehr abhängig von den Pabsten war. Von ihnen

ihnen nämlich wurden einige dieser und folgender Kaiser in den Bann gethan, und entweder wieder losgesprochen oder abgesetzt. Der erste unter den sehr mächtigen Päbsten, die besonders von dieser Zeit an Kronen und Länder verschenkten, war Hildebrand oder Gregor VII, dem fast vor 400 Jahren in der Italiänischen Zeit dem Weg gebahnt hatte Bonifacius III, der von dem östlichen Kaiser, (fast zur selben Zeit, als Mahomed im Oriente lehrte und eroberte), den Namen eines allgemeinen Welt-Patriarchen erhielt. — d) Kaiser aus dem Hause Schwaben sind die merkwürdigsten im 12ten Jahrhunderte. Zum Exempel: Conrad aus Schwaben, und Friedrich der Rothbart, dem der Pabst viele Noth verursachte. Mit diesem Jahrhunderte beginnen die Kreuzzüge Europäischer Fürsten und Privatpersonen nach Asien, die den Zweck hatten, des Grabes Christi halber, das von Mahomedanern besetzte Palästina einzunehmen. Diese Züge, welche nach der damaligen Meynung Vergebung der Sünden und Seligkeit schaffen konnten, und welche zu unterstützen viele Ritterorden, z. E. (der Kreuzritter, der Teutschen Ritter, der Johanniter-Ritter) errichtet wurden, entvölkerten Europa; setzten den Geschmack des Religionszwanges fest; vermehrten die Päbstliche Macht; brachten einige Sitten, Künste und Früchte der Morgenländer in die Abendländer; und wirkten nichts weiter, als daß innerhalb 150 Jahren

ren christliche Könige von Jerusalem, (z. E. der erste Gottfried und verschiedene Balduinen und Fürsten in umliegenden Gegenden) waren, von welchen die Nachkommenschaft bis auf den heutigen Tag den Titel führen, obgleich alles Land (das in diesen Zeiten die wirklichen Könige niemals ruhig besaßen), etwa 150 Jahr nach dem Anfange dieser Züge, gänzlich wieder in die Hände der Mahomedaner gefallen ist. — e) Das 13te Jahrhundert fängt an mitten in der Zeit der Kreuzzüge. Damals war Kaiser wider Kaiser, die allesamt kaum zur Regierung kamen; oder kurz, es war die Zeit des Interregnums, welche Rudolph von Habsburg endigte, der Stifter des Erzhauses Oesterreich. Vom Anfange bis in die Mitte dieses Jahrhunderts waren zweyerley östliche Kaiser, nämlich in Constantinopel lateinische, oder aus abendländischen Häusern (z. E. Balduinus), die bey Gelegenheit der Kreuzzüge es erobert hatten; und in Asien von der aus Constantinopel vertriebenen Familie.

1) Zeit des Teutschen Kaiserthums.

Die Neue.

a) Im 14ten Jahrhundert regieren Kaiser aus verschiedenen Häusern, unter andern Carl IV und Wenzel, sein Sohn, aus Böhmen. Der erste hat das Gesetz, genant die goldne Bulle, in Teutschland gegeben; der zweyte ward

ward abgesetzt. Damals widersprach dem Pabste und seiner Lehre ein Haufe früher entstandener Waldenser in Italien, und Wiclef in England, aber ohne sonderliche Wirkung. Am Ende dieses, und im Anfange des folgenden Jahrhunderts, waren fast 40 Jahr hindurch 2 Gegenpabste, einer in Rom, der andre in Avignon, gewählt von verschiedenen Parthenen. Auch die Erfindung des Compasses und des Pulvers fällt in dieses Jahrhundert. Diese und einige folgende Umstände erhoben Europa nach und nach über die übrigen Welttheile.

b) Während des fünfzehnten Jahrhunderts war die Buchdruckerkunst erfunden; der Seeweg nach Ostindien um Africa herum von den Portugiesen zu ihren künftigen Eroberungen; Amerika aber von den Spaniern entdeckt, und hernach zum Theil besetzt; endlich das östliche Kaiserthum mit Constantinopel gänzlich in die Hände derer Mahomedaner, die man Türken und Oschmanner nennt, gefallen. Die letzte Begebenheit gab den Flüchtlingen Gelegenheit, die Liebe Griechischer und alter Wissenschaften, die längst in vielen finstern Jahrhunderten verloschen war, im Westen Europens wieder zu erneuren. Teutsche Kaiser aber herrschten aus verschiedenen Häusern, s. E. **Siegismund.** Unter diesem ward auf dem Concil zu Costniz, worauf die Gegenpabste ein Ende nahmen, Johann Hus und sein College, Hieronymus von Prag, wegen Widerspruch
gegen

gegen Lehren der Römischen Kirche verbrannt. Sehr lange regierte **Friedrich III** von Oesterreich, nach welchem man bis jetzt und fast immer die Kaiser aus demselben Hause erwähnt hat. Dem Haß folgten in der Lehre viele Hussiten, über welche hernach Hussitenkriege entstanden, und von welchen sich die jetzige Gemeine der Böhmisches und Mährischen Brüder ableitet.

c) Das sechszehnte kann das Oesterreich: Spanische Jahrhundert heißen, weil diese beyden verwandten Häuser damals die angesehenlichsten in der Welt waren. Denn Kaiser **Maximilian I** erwarb seinem Sohne durch die Mutter die Niederlande. Dieser Sohn bekam durch die Spanische Erbinn das Recht zu Spanien, Neapolis und Sicilien, Sardinien und Amerika. Alles dieses, nebst den Oesterreichischen Landen, besaß dessen Sohn, Kaiser **Carl V**, der endlich vom Throne kurz vor seinem Tode in ein Spanisches Kloster ging, und dem Sohne alles Uebrige, nebst Mayland; dem Bruder und Kaiserlichen Nachfolger aber, **Ferdinand I**, der die Reiche Böhmen und Ungarn sich und seinem Hause erheyrathete, Oesterreich und die Kaiserliche Würde hinterließ. Ihm folgte sein Sohn, **Maximilian II**, und hernach dessen Sohn, **Rudolph II**. Unter **Maximilian I**, und seinem Enkel, **Carl V**, lehrten wider den Pabst und die Römische Kirche (anfangs aber nur wider den Ablass, den

den besonders Tetzel predigte) Luther in Sachsen, und Zwingel (wie sein später Nachfolger Calvin) in der Schweiz. Da entstanden die protestantischen Kirchen in Deutschland, und breiteten sich aus, auch über die Niederlande, Dänemark, Norwegen und Schweden, und auch an andern Orten, wo sie wieder unterdrückt wurden, oder (gleichwie an protestantischen Orten die Catholiken) noch in der Unterdrückung fortdauern. Aehnlich der reformirten Kirche ward die von ihren Gegnern sogenannte hugonottische Kirche in Frankreich, und mancherley Art der Engländischen Kirchen in Brittannien. Luther und die von ihm überredeten Fürsten wurden vom Pabste in den Bann gethan und von dem Kaiser in die Acht erklärt. Sie aber protestirten 1529, und übergaben 1530 die Augspurgische Confession. Die protestantischen Fürsten (besonders Sachsen, Hessen und Anhalt) machten zu Smalkalden einen Bund. Es kam zum Religionskriege. Der Kaiser siegte, und es ward den Protestanten ein Buch, Interim, bis ein geistlich Concllium die Sache entscheiden könnte, vorgeschrieben. Da schien der Protestantisme in Deutschland dem Untergange nahe, als Mauritius, ein Ahnherr des jetzigen Chursächsischen Hauses (der die Chur statt des jetzigen Sächsisch-Gothaischen Hauses bekommen hatte) mit Frankreichs Hülfe den Kaiser und die Catholischen Fürsten zum Religionsfrieden 1555 nöthigte. In diesem Jahrhunderte
ist

ist auf dem letzten Concil zu Trident, welches auf das Costnizische und Baselsche folgte, und 1563 sich endigte, die Römisch-Catholische Lehre und das damit verknüpfte Kirchenwesen von neuem festgesetzt, und ein Jeder, der ihnen wider spricht, verdammet worden.

d) Das folgende siebzehnte Jahrhundert, welches aus ähnlicher Ursache das Oesterrreichisch-Französische heißen kann (weil Heinrich IV und Ludwig XIV dem Französischen Reiche das höchste Ansehn gaben) hatte die Kaiser, Matthias, Rudolphs Bruder, Ferdinand II, einen Vetter des vorigen, Ferdinand III, dessen Sohn, Ferdinand IV, dessen Sohn, und Leopold, Bruder des vorigen. Unter Kaiser Ferdinand II, und seinem Nachfolger dem III, war in Teutschland der 30jährige Krieg des Kaisers und der catholischen Stände gegen die protestantischen, und zwischen theilnehmenden Mächten. Ihn endigte der Westphälische Friede 1648, vermöge welches von Religions-sachen in Teutschland Einer dem Andern nur auf dreyerley Art (nämlich catholisch, lutherisch und reformirt) öffentlich genug, ohne die Reichsgesetze wider sich zu haben, soll widersprechen, und eine Gemeine gestiftet werden dürfen. Doch sind hin und wieder Juden, Menoniten, und seit einiger Zeit in Ostfriesland auch Socinianer, denen man Gottesdienst verstatet. Einen kürzern Krieg wider Frankreich

das

das die Niederlande angriff, endigte Leopold durch den Nimwegischen, und einen andern, nach welchem Frankreich Elsaß erhielt, durch den Ryswickischen Frieden.

c) Das jezige Jahrhundert wird die Nachwelt vielleicht nennen das Oesterreich-Russisch-Preussische. Kaiser hat es bisher gehabt (außer Leopold) der es anfang, dessen Sohn Joseph I; dessen Bruder, Carl VI; hernach einen Churfürsten von Bayern, Carl VII; alsdann einen gebornen Herzog von Lothringen und durch Tausch Großherzog von Florenz Franz I, Gemahl der Maria Theresia, welche in alle Länder Carls VI als Tochter folgte; und endlich die jezige Kaiserliche Majestät, Joseph II, den Sohn des vorigen, Erben und Mitregenten der noch lebenden Maria Theresia. Leopold bestimmte seinem Sohne, Carl VI, die Spanische Erbschaft, an welche sein Haus, aber auch Frankreich, Recht zu haben glaubte. Darüber entstand ein Successionskrieg, den Kaiser Josephus II und Carl VI fortsetzten, bis nach Friedensverträgen zu Utrecht und Baden ein Französischer Prinz Spanien und America behauptete; Carl VI aber die Niederlande, Manland und die beyden Sicilien bekam. (Denn Sardinien ist zuletzt dem Hause Savoyen abgetreten). — Der zweyte Krieg entstand über die Polnische Königswahl. Frankreich und seine Bundesgenossen, unterstützten den ehemals von Schweden eingefesteten und

und hernach abgesetzten Stanislaus, einen Schwiegervater des Französischen Königes und (welches weit wichtiger ist) einen der größten unter allen weisen und menschenfreundlichen Fürsten. Aber der Kaiser mit den Seinigen war für August II, Sächsischen Churfürsten, den eine andre Polnische Parthey gewählt hatte. Nach diesem Kriege blieb August König; Stanislaus behielt den Titel, und bekam Lothringen, welches nach dessen Tode an Frankreich gefallen ist. — Für Lothringen erhielt der vorige Besitzer, Herzog Franz, Schwiegersohn des Kaisers, und hernach selbst Kaiser, das Recht zu dem Großherzogthum Florenz, wo das regierende Haus bald darauf ausstarb. Dieses Land beherrscht jezt ein Sohn Franzens und Theresiens, des jetzigen Kaisers Bruder. Die beyden Sicilien überließ der Kaiser Carl an Carl, einen Spanischen Prinzen, der nun König in Spanien ist, und eben diese Reiche an Ferdinand, einen seiner jüngern Söhne abgetreten hat. Durch folgende Tractaten bekam Petrus, des Sicilischen und hernach Spanischen Königes Bruder, Parma und Piacenza, deren Herzogliche Linie ausgestorben, und welche eine Zeitlang Oesterreichisch gewesen waren. Dieses Petrus Sohn ist jezt Herzog. — Doch ehe Verschiedenes von diesen Dingen in die jetzige Verfassung kam, entstand nach Carls VI Tode ein Oesterreichischer Successionskrieg. Spanien, Sardinien, Bayern, Sachsen und Preussen verlangten nach mancherley Erklärungen ihres

Rechts

Rechts, Antheil an den Oesterreichischen Länden. Aber nur Preussen hat sich in dreyen Schlesiſchen Kriegen, davon die beyden ersten mit dem Successionskriege zusammenhiengen, den größten Theil Schlesiens erworben. Während dieses Successionskrieges ward Carl VII Kaiser, eine kurze Zeit König in Böhmen, seiner Erbländer aber bald mehr bald weniger beraubt. Nach dessen Tode blieb sein Sohn Churfürst in Bayern. Aber Kaiser ward, noch zur Zeit des Krieges (welchen endlich der Achner Friede endigte), Franz I. — Der letzte unter den Kriegen in Teutschland ward nach und nach ein fast allgemeiner. Oesterreich, Sachsen, Rußland, Schweden, Frankreich, und das Teutsche Reich vereinigt, konnten den grossen Preussischen Friedrich, obgleich sein Glück oft wankend gewesen war, nicht kleiner machen. Sondern er behielt 1763 im Frieden zu Hubertsburg (in welchem, was Schlesien betraf, die vorigen zu Breslau und Dresden zum Grunde gelegt wurden) alle seine Länder. Nur Großbritannien (welches aber einen Seekrieg gegen Frankreich und Spanien in allen Welttheilen führen mußte) nebst Hannover, Braunschweig und Hessen, welche darüber Viel von den Franzosen litten, waren auf Friedrichs Seite gewesen. Großbritannien erhielt im Frieden zu Paris 1763 viele Länder in Canada und Florida, welche vormals Französisch und Spanisch gewesen waren. Nach Franzens Tode 1765 bestieg sein Sohn, Joseph II, den kaiserlichen Thron, und ver-
spricht,

spricht, vermöge seines grossen Geistes und der patriotischen Liebe zu seinen Teutschen, dem Vaterlande die glorreichste Periode, welche dasselbe nach der jetzigen Lage der Sachen durch Sicherheit bey einem fortwährenden Frieden am zuverlässigsten erreichen wird.

m) Besonders von dem östlichen Kaiserthume.

Doch wir müssen wieder in das östliche Kaiserthum zu Constantinopel (während der Zeit der Teutschen Kaiser) zurückschauen. Dieses Kaiserthum ist nach und nach durch mancherley einfallende Völker, besonders aber durch Mahomedanische geschwächt worden. Es war nämlich 80 Jahr nach dem Anfange der Italiänischen Zeit (im Jahr 582) in Arabien zu Mecca Mahomed geboren; welchen ein grosser (vielleicht der dritte) Theil der Menschen, als den grössten und letzten Gesandten Gottes, verehrt. Zu Kaiser Carls des Grossen Zeiten in Teutschland, während des blutreichen und langwierigen Streits um die Bilder in Constantinopel, regierte daselbst die Kaiserinn Irene, die sich mit dem ersten Teutschen Kaiser gern hatte vermählen wollen. Ihre Nachfolger besaßen noch Reste des Erarchats in Italien, verloren aber (auch im Oriente) eine Provinz nach der andern, vornehmlich an Mahomedanische Califen, Sultane und Fürsten von andern Titeln. Die Constantinopelsche oder Griechische

chische und die Römische oder Lateinische Kirche waren von Alters her uneinig, unter andern auch wegen der Frage, an welchem Tage des Jahres man Ostern feyren müsse, und ob der Pabst zu Rom ein allgemeiner Weltpabst, das ist, ein Oberhaupt über alle rechtmässige Christliche Geistlichkeit sey. Nachmals entstanden auch Missheiligkeiten über Kirchengebräuche und Kirchenscheren. In jedem Jahrhunderte wurden diese Hauptkirchen unverföhnlicher, obgleich die Verföhnung von den östlichen Kaisern, auch aus politischen Ursachen, oft versucht wurde. Schon oben ist erwähnt, daß bey Gelegenheit der heiligen Kriege oder Kreuzzüge, welche das östliche Kaiserthum nicht ernsthaft unterstützen wollte, dieses Reich eine Zeitlang in zwey Theile gespalten wurde. Aber auch nach der Wiedervereinigung wurde es immer schwächer, durch mächtige Nachbarn, durch innerliche Unruhen und durch die Untüchtigkeit seiner Kaiser, welche bald höchst einfältig, bald sehr lasterhaft waren, oder (theils nach eigenen, theils nach fremden Willen) priesterlichen Grundsätzen der Regierung folgten. Im Anfange des 1sten Jahrhunderts waren die Mahomedanischen Türken, selbst in Europa, schon sehr mächtig, so daß sie auch Polen und Ungarn bekriegen konnten. Ein Epirotischer Fürst und Held, Scanderbeg, widerstand ihnen zwar einige Zeit zum Vortheile der Christen. Aber 1452 eroberte Sultan Mahomed II, als der letzte Christliche Kaiser Constantin XI regierte, Constantinopel

IV. 1452 und

und den Rest des Reichs. Von dieser Zeit an bis jeßund folgen daselbst Türkische Kaiser. — Mahomed II zerstörte auch bald ein Christliches Asiatisches Fürstenthum am schwarzen Meere, das Trapezuntische Kaiserthum genannt. Seine Nachfolger haben an und auf dem mittelländischen Meere Vieles erobert, was sonst den Venetianern gehörte, und durch verschiedene Kriege in der Gegend der Ungarischen, Russischen und Persischen Länder bald ein Gebiet gewonnen, bald wieder verloren. Zu Kaisers Carl V Zeit belagerte Soliman II die Stadt Wien, obgleich vergeblich. Nochmal ward Wien von den Türken unter Mahomed IV vergeblich belagert, zur Zeit des Kaisers Leopold. Das Schicksal des jetzigen Türkischen Großherrn, Sultans oder Kaisers, Mustapha III, der vor den Waffen der Russischen Catharina zittert, ist noch nicht entschieden.

5) Zusätze zum Grundrisse der Universalhistorie.

a) Noch Etwas vom Jüdischen Volke.
Tab. LXXIX und LXXX.

Wenn man die Vorfahren des Jüdischen Volks von Adam an, bis an Jerusalem's letzte Zerstörung durch Titus, bedenkt; so beträgt ihre Zeit etwas über 4000 Jahr. Ohngefähr in der Hälfte derselben lebte Abraham, von dem in der Bibel erzählt wird, daß er viele göttliche Offen-

barungen gehabt habe, und daß ihm also die Kennzeichen derselben bekannt gewesen seyn. Unter andern soll ihm Gott durch eine Offenbarung befohlen haben, den Sohn Isaac, statt eines Brandopfers, zu opfern. Diese Offenbarung erklärte er in dem eigentlichen Wortverstande, und trug aus Gehorsam kein Bedenken, zu diesem Menschenopfer alle Anstalt zu machen. Aber wie er den tödtenden Stahl ansehen wollte, ward er durch eine neue Offenbarung gewarnt, die That zu vollführen; und sein bereitwilliger Gehorsam gepriesen. Diese von den Malern oft vorgestellte Geschichte findet ihr auf dem ersten Viertel, Tab. LXXIX. — Auf dem zweyten seht ihr, die Bauart und die Pracht des Tempels, welchen ohngefähr 1000 Jahr nach Abraham König Salomo dem Jehova bauen ließ. Wenn ihr euch die Theile desselben von einem in diesen Geschichten erfahrenen Manne erklären laßt; so könnt ihr viele Stellen der Jüdischen und Christlichen Bibel besser verstehen. — Dieser Tempel wurde von Babyloniern zerstört, und auf Erlaubniß Persischer Könige wieder erbauet. Ohngefähr 1000 Jahr nach Salomons Zeit waren vergangen, als Jesus lebte, den die Christen Christus, oder den Messias, nennen. Er ward bekannter Maassen von den Vorstehern des Jüdischen Volks verworfen, und auf ihr Anstiften gekreuzigt. Ihr seht ihn auf dem dritten Viertel, sein Kreuz zur Richtstätte tragend; eine Bedeckung von Römischen Kriegesleuten; eine Menge von Zuschauern, davon einige neben ihm mitleidig weinen.

weinen. Mit diesen redet er, nach der Erzählung in der Christlichen Bibel, und bedeutet denselben, nicht über ihn, sondern über das bevorstehende Unglück Jerusalems und des Jüdischen Landes zu trauern. — Ohngefähr 40 Jahr nach seinem Tode (und, wie seine Jünger predigten, nach seiner Auferstehung) nahm der Jüdische Staat durch des Tempels und Jerusalems Zerstörung ein Ende, unter Anführung des nachmaligen Kaisers Titus. Ihr seht auf dem vierten Viertel Jerusalems Brandsstätte, worauf gefangene Juden von den Römern gemishandelt, und als Esclaven zusammengeköpelt werden.

Tab. LXXX. Ohngeachtet dieser Zerstörung blieb das Jüdische Volk ziemlich zahlreich, sowohl in dem Jüdischen, als in andern Ländern, wohin sie sich vorher zerstreuet hatten. Es kam ein falscher Messias nach dem andern, welcher sie zu Aufrühren gegen die Römer und zu wahnsinnigen Unternehmungen verführte. In diesem Zustande waren sie den Christen fast an allen Orten mehr zuwider, als den Heiden. Dadurch erwuchs gar bald ein gegenseitiger Nationalhaß, welcher zum Leidwesen der Menschenfreunde bis diese Stunde dauert. Einer der Merkwürdigen, die sich für ihren Messias ausgaben, war im Anfange des andern Jahrhunderts zu Abrians Zeiten Barchochab. In diesem Aufrühre kam um eine Menge von mehr als 500000 Juden. Ohngefähr in der Mitte des fünften Jahrhunderts wollte ein Moses in Creta die Juden weit über 100 Meilen durchs Meer

nach dem gelobten Lande führen. Da steht er in dem ersten Viertel auf einem hohen und steilen Vorgebirge, als Messias verehrt von einer grossen Menge, davon ein Theil sich schon herabgestürzt hat, und in den Fluthen umkömmt, ausser sehr Wenigen, die von Fischern aufgefangen werden. — Doch von Zeit zu Zeit sind unter dieser Nation auch vernünftige, rechtschaffene und sehr gelehrte Männer bekannt worden. Unten andern im 12ten Jahrhundert Moses Maimonides, in dessen Schriften man von Gottes Vorsehung und der Vollkommenheit der Welt bis zur Verwunderung dieselben Wahrheiten findet, welche erst in unserm Jahrhunderte durch die grossen Männer, Leibniz und Wolf, unter den Christen ausgebreitet sind. Ein eben so verehrungswürdiger Mann ist zu unsern Zeiten Moses Mendelssohn, dessen philosophische und critische Schriften von Juden und Christen aller Sekten mit gleich grossen Beyfalle gelesen werden. Ihr seht diesen grossen Mann auf dem zweyten Viertel im Brustbilde vorgestellt. — Aber der alte Nationalhass zwischen Christen und Juden ist bisher noch wenig vermindert. In einigen Christlichen Ländern werden Juden gar nicht geduldet, und wenn sie sich heimlich darinn aufhalten lebendig verbrannt, wie in Spanien und Portugall. Anderswo läßt man sie bald diese, bald jene sehr unangenehme Bedingungen unterschreiben, ehe man sie aufnimmt. Fast Nirgends dürfen sie Grundstücke und Ländereyen besitzen, oder solche Künste und Handwerke treiben,

wozu

wozu sie etwa Lust und Geschicklichkeit haben, sondern an den meisten Orten bleibt ihnen nur das Mittel übrig, sich durch eine eingeschränkte Art des Handels, und durch Ausleihen auf Pfänder und Zinse zu nähren, wobey es ihnen sogar durch die Landesgesetze erlaubt ist, eine so hohe Zinse zu nehmen, welche unter Christen gegen Christen durch eben diese Landesgesetze verboten ist. Dies geschieht nämlich, weil man den Juden die Mittel, auf eine redliche Art ihr Brod zu verdienen, abgeschnitten hat. Bey solchen Umständen kann der gegenseitige Nationalhaß um desto weniger aufgehören, da eine den übrigen für ungleich erklärte oder unterdrückte Gemeine, vermöge der menschlichen Natur, von Zeit zu Zeit Versuche wagt, die vorgeschriebenen Gränzen der Ungleichheit zu überschreiten. In einer Teutschen Reichsstadt, in dem gegenwärtigen Menschenalter, wollten die Juden ihre Synagoge (wie denn die Christen dieses gleichfalls zu Ehren Gottes und der Religion zu thun pflegen) so aufbauen, daß sie sich von Wohnhäusern unterschiede. Dadurch entstand, wie ihr auf dem dritten Viertel seht, gegen die Synagoge und die Juden ein Aufruhr des Pöbels, der bekannter Maassen fast allemal verursacht wird durch harte öffentliche Reden solcher Männer, die alsdann auch eines pöbelmäßigen Verhaltens schuldig sind. Hier und dort seht ihr Juden gemishandelt und bedroht. Größere Unordnung zu verhüten, mußte die Bürgerschaft ins Gewehr, und besonders die Gegend der Synagoge stark besetzen. — Ich

werde allemal nachdenkend, wenn ich an Oerter komme, wo ein durchreisender Kaufmann aus Hamburg oder Amsterdam, wegen eines an den Pässen gefoderten Judenzolles, sich so nicht nennen darf, wenn ihm etwas Vorhaut fehlet, und er die Zukunft eines Messias hofft. Seht auf dem vierten Viertel einige Juden in Begleitung einer Schildwache über den Wall von einem Thore zum andern führen. Dieses geschieht an denen Orten, wo man ihnen Gottes Erdboden zum Wege zwar nicht versagt, aber wo es ihnen nicht erlaubt ist, die Nachtlust einzuathmen. Es würde dem Moses Mendelssohn an vielen Orten nicht besser gehen; denn er ist ein Jude. Solche Dinge muß ich dir erzählen, liebe Jugend, damit du vor einer solchen Bewunderung bewahret bleibest, die ein Zeichen der Unwissenheit und der übeln Erziehung ist.

b) Noch Etwas vom Kirchenwesen der Christen. Tab. LXXXI LXXXIV.

Ihr kennt aus dem Vorigen (IV. 22. c.) schon Vieles davon. Der prächtigste Gottesdienst ist in der Römischen und Griechischen Kirche. Sehet Tab. LXXXI. das Inwendige der St. Peterskirche in Rom, eines erstaunenswürdigten Gebäudes, wo an verschiedenen Orten Gottesdienste gehalten werden, die einander nicht hindern, und wozu das Geld vor 2½ Jahrhunderte durch Ablass aus ganz Europa zusammen floß. Davon nahmen Luther und Zwingel den ersten Anlaß, der Römi-

Römischen Kirche zu widersprechen. Dasselbe Gebäude seht ihr von aussen Tab. LXXXII, zu der Zeit, da der Pabst, dessen Titel seine Heiligkeit ist, die auf dem Vorplaze versammlete erstaunliche Menge der Catholiken segnet, und hingegen alle Dissidenten oder Keger verflucht. Dennoch finden sich gar oft vornehme Protestanten ein, welche, mitten in der Versammlung der Cardinale um den Pabst, diese ihre Verdammung aus Neubegierde anhören. Du kannst es sicher glauben, liebe Jugend, wenn dir so Etwas künftig umständlich erzählt wird. Die Grösse des Gebäudes und des Obeliskens kannst du schliessen, aus ihrer Proportion gegen die Höhe der Menschen.

Es haben aber solche Verdammungen zuweilen Folgen, welche von den Verdammenden selbst nicht lange gebilliget werden. So ging es auch zu den Zeiten Socrates in Athen. Dieser gute Mann redete von der Gottheit nicht auf dieselbe Weise, als es in Athen rechtgläubig oder landüblich war. Er ward also als ein Gottesläugner zum Tode verurtheilt. Da seht ihr ihn Tab. LXXXIII auf dem ersten Viertel ganz ruhig und menschenfreundlich im Gefängnisse, aus welchem er bey gegebener Gelegenheit, vermöge des Gehorsams gegen die Landesgesetze, nicht hatte entweichen wollen. Seine Freunde, mit denen er sich von der Unsterblichkeit der Seele und der Belohnung der Frommen unterredet hatte, stehen traurig um ihn herum. Der Gerichtsdiener reicht ihm den Becher mit Gift. Socrates nimmt ihn,

so ruhig als einen Labetrunk. Kurz nach seinem Tode aber bereueten die Athenienser das Urtheil, und setzten ihrem Weisen eine Ehrensäule. — So geht es auch unter Christen zuweilen mit den Verdammungen der Personen und Bücher. Ihr seht auf dem zweyten Vierttel eine Versammlung vornehmer Römischer Geistlichen, welche das Copernicanische System im Jahr 1616 für verdammungswürdig erkläret, und kurz nachher den berühmten Mathematiker Galiläus im Gefängnisse zwingt, auf sein lebenslang es zu verschwören und zu verfluchen. Es liegt vor ihnen ein grosses Blatt auf dem Tische, welches den Titel hat: Systema Cosmicum Copernicanum. Dieser grosse Mann hat in seinen Worten und Schriften seinen Eid gehalten, sonst wäre er in Lebensgefahr gewesen. Aber jezund ist keine der Christlichen Kirchen, deren grosse Mathematiker dies System nicht öffentlich als wahr erkennen dürfen. Solche Verdammungen, die auch von den Protestanten gegen ihre Dissidenten geschehen, hätten in Frankreich zur Zeit der Hugenotten besondere Wirkungen. Ich habe oben der Parisischen Bluthochzeit unter dem Könige Carl IX. erwähnt. Auf der zweyten Hälfte seht ihr sie vorgestellt. Ihr seht einen Theil des Louvres. Aus dem Fenster geschehen Schüsse nach Hugenotten, die sich durch Schwimmen, und auf andre Art, über die Seine retten wollen. Da ist ein Hugenott aus dem Fenster seines eigenen Hauses aufgehängt. Anderswo wirft man Todte und Lebendige aus dem obersten



sten Stockwerke. Dort suchen bewaffnete Catholiken einzudringen. Das weibliche Geschlecht wird auf barbarische Art gemishandelt. Die Parisischen Gassen sind mit Leichen besäet. Das war der 24ste August 1572, wo in Paris 10000, und kurz darauf im Reiche 70000 unbewaffnete, aber wegen ihres Glaubens von der catholischen Geistlichkeit verdammt, Menschen umkamen. Aber nun lebt fast kein Catholik von einigem Nachdenken, der diese That nicht misbilligen sollte, wenn er gleich gelindere, z. E. protestantische Verfolgungen billigt, welche allesammt in der Meinung, daß man durch Gesetze und ungleiche Freyheit die Ausbreitung der Religions-Zirrhümer hindern dürfe, ihren Grund haben, und doch, wie die Erfahrung zeigt, so kräftig nicht sind, als die Spanische Inquisition. Doch wir wollen dieses Bild bald verlassen.

Es ist Tab. LXXXIV. auf dem ersten Viertel vorgestellt ein Theil einer Lutherischen Kirche in Dresden. Da sitzt ein Prediger in seinem Beichtstuhle, dessen Fenster der Maler mit Fleiß offen gelassen hat, damit man hineinschauen könne. Er vergiebt dem Beicht-Sohne in Gottes Namen die Sünde, und legt die Hand aufs Haupt. Dieser aber hält die eine Hand halb und halb geschlossen; denn er hat das Beichtgeld darin, welches er unmittelbar nach der Absolution beym Handgeben dem Beichtvater zuwenden will, und welches ihm während der Andacht, wenn er es auf andre Art in der Hand hielte, leicht herausfallen und



und einen unanständigen Klang geben könnte. Nicht weit davon in derselben Kirche wird ein Kind getauft. Die Paten beantworten alle Fragen von dem, was das Kind nach der Lehre der Lutheraner schon glaubt, mit einem Ja, auch daß es getauft seyn wolle, weil das Kind selbst kein Ja aussprechen kann. Diese vorgestellte Taufe geschah vor 1590, da unter dem Schutze des Canzler Crells (eines Cryptocalvinisten, der aber auch hernach geköpft wurde) bey vielen Sächsischen Geistlichen, der Exorcismus abgeschafft war. Es besteht aber der Exorcismus bey der Taufe eines Kindes, nach Catholischem und Lutherischem Gebrauche, in folgenden an irgend einen unreinen Geist gerichteten Worten des Täufers: Ich beschwöre dich, du unreiner Geist, daß du ausfahrest aus diesem Diener Christi! Es waren aber nicht alle Sächsischen Geistlichen der Meinung, daß dieser Gebrauch nicht gut wäre. Derselben Meinung war auch ein Fleischer, der Vater dieses Kindes. Er wurde aus Besorgniß dessen, was seinem Kinde durch Weglassung des Exorcismus fehlen würde, vermuthlich seiner Vernunft beraubt. Denn er eilet, wie das Bild zeigt, herbey, und hat ein Beil unter dem Rocke, womit er zum großen Schrecken Aller, die in der Kirche sind, dem Prediger, wenn er den Exorcismus weglassen wollte, den Kopf einzuhauen droht. Alle solche für dich merkwürdige Geschichte, liebe Jugend, schreibe ich aus Büchern und Nachrichten, die keinem Zweifel unterworfen sind. — • Auf dem

Dem zweyten Vierthel könnt ihr sehen, wie bey einigen Lutheranern, z. E. in Leipzig, die Gottesdienstliche Mahlzeit gehalten wird, welche man das heilige Abendmahl nennt. Da zur Linken sind die Communicanten, welche nach der Lehre der Lutheraner in den Oblaten den Leib Christi, und hernach auf der andern Seite in dem Weine das Blut Christi nehmen. Da seht ihr die Knaben, welche ein Tuch unter halten. Dort winkt oder sagt der Küster, um alle Unordnung zu verhüten, nach dem Range, wie ein Jeder vortreten dürfe. Für diese Bemühung und Untersuchung des Ranges bekommt er beym Weggehen von Jedem, ausser den Armen, die keinen Rang haben, ein Geschenk, welches sie bey der Handlung entweder in der Hand halten, oder doch so in der Tasche verwahren müssen, daß sich das Bestimmte leicht finden läßt. — Auf der letzten Hälfte ist eine Procession der Römischcatholischen Christen. Dort unter dem Baldachin geht der Bischof mit dem Venerabile oder der Hostie, welche vor der Einsegnung Brod war, aber nach der Lehre dieser Kirche Jesus geworden ist, und also angebetet werden muß. Unter dem grossen Haufen von Zuschauern seht ihr einen Menschen, der sich vergebens wehrt, da man ihm mit Gewalt den Hut abnehmen will. Das ist ein Protestant von dieser besondern Art, daß er glaubt, es sey ihm vergönnt, sich in diese Versammlung zu wagen; aber es sey eine Abgötterey, wenn er mit entblößtem Haupte, oder bey dem



dem Kriegen der Andern feind, ein Zuschauer dieses Gottesdienstes seyn würde.

c) Noch Etwas von den verschiedenen Völkern.

Die ersten Beförderer der Sternkenntniß und anderer Wissenschaften waren die Chaldäer (oder Babylonier) und Ägyptier. — Die größte Handlung haben in sehr alten Zeiten getrieben (wie jetzt die Britten und Holländer) die Phönicië und Carthaginenser, die hin und wieder Comtoirs und Colonien hatten. — Die Araber sind fast alle Abrahams Nachkommen. Aus ihnen war Mahomed, dessen Nachfolger im Priesterthume und Regimente Caliphen hießen. Sie sind aber aus verschiedenen Familien auf einander gefolgt: 1) Mahomeds Haus; 2) Ammajaden; 3) Abasiden. Die Residenz der letzten war Bagdad. Aber ihre Generale wurden Fürsten oder Sultane, und sie blieben fast nichts, als Oberpriester. Zuletzt wurden sie auch aus dieser Stadt vertrieben, und flüchteten nach Egypten, wo auch Mahomedaner herrschten, und wo man ihre Nachkommen fast 300 Jahr als Caliphen verehrte. — Diejenigen, durch welche die Caliphen aus ihren Besitzthümern verdrungen wurden, waren Türkischer Nation, welche später als die Arabische, Mahomedanisch geworden war. Diese Nation hat grosse Reiche gestiftet, z. E. 1) das Reich in Gasna, u. s. w. 2) das Seldschukische

schulische Reich, welches abermal in verschiedene Sultanschaften vertheilt wurde, z. E. in Aleppo, Damascus. Einer von solchen Sultanen war Osmann, dessen Nachkommen von Zeit zu Zeit mächtiger wurden, und nun auf dem Kaiserlichen Throne zu Constantinopel sind. — Noch sind unter den orientalischen Völkern sehr merkwürdig die Mogoln oder die Calmucken. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts wurden sie unter Dschingis Chan und seinen Nachfolgern so mächtig, daß sie mit 1½ Million Menschen gegen alle Völker von China bis Schlesien in Bewegung waren. Dies grosse Reich wurde bald wieder zertheilt. Aber Timur Beck ward von neuem sehr mächtig am Ende des 14ten Jahrhunderts, und bekam den Osmannischen Sultan Bajazed gefangen. Seine Nachkommen verloren wieder das Meiste; doch der Indianische Grosse Mogol ist noch aus diesem Hause. — Die Chineser rühmen sich eines ausserordentlich langen Alters, (gleichwie ehemals auch die Chaldäer und Egyptier). Die Meisten unter ihnen verehren den Himmel, oder Gott, nach den Lehren eines Confucius, der 450 Jahr vor Christo gelebt hat. Jezund ist das Kaiserliche Haus Zatarisches Ursprunges aus dem Hause Mandschu. Der zwenyte Kaiser vor dem jezigen gab den catholischen Christen Religionsfreiheit. Sein Nachfolger aber widerrief die Freiheit, und verfolgte die Christen. Der jezige Kaiser, sagt man, ist wieder geneigt, ihnen Freiheit zu geben. Für sich selbst können die Chineser keine

Verz

geltung erwarten; denn sie pflegen nicht außer Landes zu reisen. Man sieht aber daraus, daß in China keine Kaiser-Gefesse sind, die den Kaiser verbinden, alle Einwohner des Landes zu einer einzigen theurbeschwornen Religion anzuhalten. Gemug von den Chinesern. — Eins von denen Völkern, deren Sprache und Nachkommenschaft sich am weitesten ausgebreitet hat, ist das Volk der Slaven. Von ihm stammen 1) die Slovaken in Ungarn; 2) die Winden in Steyermark, Carnthen, Crain und dem Friaul; 3) die Wenden, welche vormals von der Elbe bis an die Weichsel wohnten, und in Obocriten und Pommern, Ufern, Sorben und Lusifer eingetheilt wurden; 4) die Böhmen und Mähren, die Schlesier, Polen und Russen; 5) die Illyrischen Slaven, dazu gehören diejenigen, die sich in Dalmatien, Sclavonien, Croatien, Servien und Bosnien niedergelassen haben. Auch Viele in Bulgarien sollen dieser Abkunft seyn, aber ihre Sprache ist sehr verschieden. — Normannen hießen vor Zeiten alle diejenigen, welche Dännemark, Norwegen und Schweden bewohnten. Zu ihnen gehörten die Waringer, welche auf der Ostsee herum schwärmten, und von denen in alten Zeiten ein Staat in Rußland, ein anderer in Lithauen, und noch ein anderer in Kiew errichtet wurde. Rollo, ein Normann, stiftete das Herzogthum Normandie in Frankreich. Andre Normänner setzten sich in dem untern Italien fest, und stifteten das Königreich Neapel. — Die alten

alten Griechen und Römer, ehe ihnen die Einwohner der nördlichen Länder recht bekannt wurden, nannten sie allesamt Scythen, und wenn sie weiter westlich wohnten, Celten, so daß Germanier, oder Teutsche, und Gallier (die in Frankreich wohnten) vor Zeiten auch Celten genannt wurden. Der Celten Lehrer, Priester und Dichter, waren die Druiden und Barden, gleichwie bey den Persern die Magier, und bey den Indianern die Braminen. (*)

(*) Von den hier erwähnten Umständen der Araber, Türken und Mogoln, ist mir Nichts bekannt, als die angeführten Namen. Weil aber ein in der Geschichte sehr kundiger und verdienstvoller Mann, Herr Schlözer, in der *Vorstellung seiner Universalhistorie* die Geschichte dieser Völker in Ansehung der gemeinnützigen Erkenntniß eben so hoch schätzt, als der alten Völker, deren Revolutionen in unsern abendländischen Handbüchern der Universalhistorie Platz fanden; so vermuthe ich, daß man jetzund erweislich zuverlässige Nachrichten von den Thaten und Schicksalen dieser Völker habe, und daß lehrreiche Geschichtsbücher davon zum Besten unsrer Zeiten und Gegenden geschrieben werden können. Und eben darum habe ich diese vorgängige Namenerkenntniß nicht weglassen wollen. Sollen aber solche bisher verborgne Geschichte lehrreich seyn; so müssen sie uns mehr politische, moralische oder kunstbefördernde Einsicht geben, als wir aus den Geschichten der bey uns bekannteren Völker erlangen können. Denn sonst muß ich zum Besten unserer mit historischer Erkenntniß überladnen Zeit wünschen, daß solche Geschichte unbekannt bleiben, damit das Gedächtniß unsrer studirenden Jugend nicht irgend einmal belastigt werde, mit



einer Reihe Chovaresmischer, Seldschuckischer und Gasnischer Potentaten, und daß wir keinen *Kulturtaï*, so wie den Reichstag zu Regensburg, und keinen *Ilidschurai*, wie den Mecenas, in unsern Schulen bekannt zu machen verpflichtet werden. Was hilft, einerley Art von Völkerbegebenheiten mit Griechischen, Römischen, Brittischen, Französischen, Teutschen, Arabischen, Türkischen, Mogolschen und Chinesischen Namen, den Lesern vorzutragen, die nicht bloß die Namenkenntniß erweitern wollen? Ich habe neulich ein ziemlich starkes Handbuch der Chinesischen Geschichte durchgeblättert, aber (wenn ich die fremden und uns schweren Namen der Völker, Familien, Personen, Oerter, Zeitperioden und andrer Sachen abrechne) keine, oder sehr wenig solche Realität gefunden, die man nicht auch aus der bisher bey uns bekannten alten Historie, und aus den Begebenheiten der Franzosen, Britten und Teutschen lernen könnte. Wenigstens kann man die dortigen Realitäten von neuer Art auf einige Blätter bringen. Ein solcher Zuwachs der Studien ist schädlicher, als die Erweiterer derselben denken. Denn da man von den Geschichten Gewisheit verlangt; so wird nun ein neues critisches Studium von der Zuverlässigkeit der Quellen anwachsen. Alsdann wird ein Critikus von dem andern mehr Kenntniß der Mythologie, der Alterthümer und der Sprachen dieser Völker verlangen. Alsdann find wir in Gefahr, auf hohen Schulen Professore der Turkumannischen, Mogolschen und Chinesischen Litteratur für nöthig zu halten, u. f. w. Wüßte ich die Magellanische Sprache; fände ich einen Livius oder Hume der Magellanischen Geschichte; wüßte ich aber, daß nur zehn Blätter voll solcher Realitäten darinn wären, mit welchen wir nicht schon zum Ueberflusse versorgt sind; so würde ich den

Lr

Inhalt der zehn Blätter so vortragen, daß man ihn ohne gründliche Kenntniß der Magellanischen Geschichte und Sprache verstehen könnte; aber durch Uebersetzung und Anpreisung dieses Buchs die Magellanische Geschichte nicht universalhistorisch machen; wenn auch dieß Volk in vielen alten Jahrhunderten über das ganze südliche Amerika geherrscht hätte, und darinnen den Römern zu vergleichen wäre. Dieses ist meine Denkart, weil ich glaube, daß, wenn unsre Zeit durch Wissenschaften verbessert werden soll, *nicht viele* Dinge, die nur unwichtige Unterschiede haben, sondern *wenige Dinge*, durch deren Verbindung die gemeinnützige Erkenntniß wirklich vergrößert wird, *oft* gelesen, *oft* überdacht und *oft* zu unsrer Verbesserung angewendet werden müssen. Sonst verstudiren wir alle Kraft und Zeit zur Verbesserung unsers Verstandes und Herzens.

6) Etwas aus der Mythologie oder Fabellehre.

a) Von mythologischen Gottheiten und Geschichten.

An Kinderfreunde.

Ich beschwöre euch bey der Wichtigkeit der gesunden Vernunft und der Religion eurer Kinder, daß ihr, ehe der wahre Glaube an Gott in dem Verstande und Herzen recht eingewurzelt ist, den Namen *Götter* vermeidet, und nichts Gott nennet, was nicht Gott ist; folglich der mythologischen Erkenntniß mit keiner Sylbe erwähnt; sondern daß ihr, wenn zufälliger Weise etwas von dem Kriegesgotte Mars, oder von dem Meergotte Neptun (u. s. w.)

vorkömmt, alles als dummes Geschwätz (welches von unwissenden Menschen seinen Ursprung hat, und wovon ihr künftig erst das Nöthige sagen wollet) in die Vergessenheit zurück werfet. Ein Menschenfreund muß sogar wünschen, daß keine Mythologie sey, und daß ihre Erkenntniß aufhöre, wegen der alten in gewisser Betrachtung guten Bücher und Künste, den Wohlerzogenen nothwendig zu bleiben. In Gänzen verliert das jetzt lebende Menschengeschlecht und die Nachwelt durch das Daseyn der Mythologie unter der Zahl der den gesitteten Ständen für nöthig gehaltenen Wissenschaften, oder dadurch, daß sie durch den Eigensinn der jetzigen Bücherreiber, und der für das Publicum arbeitenden Künstler nöthig ist. O, wenn nur Dichter und Künstler Mythologie lernten, um nach Mustern, welche sie ohne Mythologie nicht beschauen können, für die Nachwelt solche Arbeiten zu machen, die auch ohne Hülfe mythologischer Erkenntniß belehrten, unschuldiger Weise ergötzten, und die Kunst unterhielten und verbesserten! Das wäre unschädlich. Nun aber muß ein philosophischer Menschenfreund die an sich verachtungswürdige Mythologie selbst lernen, als eine Schulwissenschaft dulden, und (als ein minderes Uebel) sogar anpreisen, ob er gleich weiß, wie (außer in Absicht auf das Verständniß guter Bücher und Kunstwerke) unnütz, zeitverderbend, und (wenn nicht Vorsichtigkeit gebraucht wird) wie schädlich und verführend diese Schulwissenschaft sey. Bey solchen Gedanken von der Mythologie habe ich mir nicht große Mühe gegeben, die ächtern oder unächtern mythologischen Vorstellungen (z. E. ob man dies oder das so oder anders abgebildet habe, ob diese oder jene Namen einerley bedeuten) zu unterscheiden. Mancher Primaner mag dieses oder jenes in der Mythologie besser wissen als ich. Beym Behandeln dieser folgenden my-

tho.

thologischen Absätze wird eine Sammlung mythologischer Kupfertafeln grosse Dienste thun. Denn das Auge hat ein scharfer Gedächtniß, als das Ohr. Aber damit nicht zu früh und zu oft gefragt würde; habe ich solche Bilder dem Elementarwerke nicht beysügen wollen.

Die alten Egypter, Griechen und Römer glaubten, die Natur würde in Ordnung gehalten durch eine grosse Anzahl übermenschlicher Wesen, welche sie Obergötter, Untergötter und Halbgötter von beyden Geschlechtern nannten. Wir wollen so davon reden, als wenn die Erdichtungen wahr wären. Der Wohnsitz dieser Götzen ist der überirdische Himmel, das Meer, die Erde, und die unterirdische Gegend. Aber da sind sie nicht immer; sondern können mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit bald hier bald dort seyn, in mancherley und zwar in solchen Gestalten, daß sie auch mit Menschen Kinder zeugen, und von menschlichen Waffen verwundet werden können. Mehr als an andern Orten, halten sie sich auf, oder wirken in ihren Tempeln, bey ihren Bildsäulen, oder da, wo man sie durch Gebet und Opfer verehret. Wenige unter ihnen sind bössartig, müssen aber, auch wohl durch Menschenopfer, besänftigt werden, damit sie nicht schaden. Der Himmel, die Sonne, der Mond, jedes Gestirn, jeder Wind; das Meer und jeder Fluß; die Berge und jeder Berg; die Wälder, jeder Wald und jeder Baum; die ganze Erde, und jedes Land, und jede Stadt, und jede Familie, und jedes Haus, und jede Person;

son; jeder Umstand des Menschen, die Zeugung, die Schwangerschaft, die Geburt, die Jugend, die Ehe, das Schicksal, das Leben und der Tod; jeder Stand und jedes Gewerbe haben ihre besondere Schutz- Gottheiten, entweder allein oder in Gesellschaft mit andern Gottheiten. In die Zahl dieser Gottheiten werden aufgenommen nach ihrem Tode die verdienstvollen Menschen, besonders von göttlichem Geblüte. Auch kann ein Mensch schon bey seinem Leben ohne sein eigen Wissen ein Gott seyn, indem nämlich die Kraft, die ihm hernach ertheilt werden soll, jetzt und in seinem Namen schon wirkt. Diese Götter, welche allesamt Ambrosia essen und Nectar trinken, verhalten sich unter einander wie Herren und Diener, sie sind mehr oder weniger freundschaftlich, oft im Streite, voll menschlicher Leidenschaften, der Furcht und Hoffnung, der Freude und Traurigkeit, der Liebe und des Hasses. Sie besitzen die Kraft der Verwandlung der Menschen in Thiere und in leblose Wesen, der Bildsäulen in lebendige Menschen, u. s. w. Diesen Göttern sind gewisse Thiere und Bäume heilig, für welche sie entweder besondere Sorge tragen, oder deren sie sich zu ihren Verrichtungen zu bedienen pflegen. Man muß aber nicht denken, daß die ganze Mythologie, so wie ich sie beschreiben werde, und zwar nach dem Wortverstande von irgend einem heidnischen Volke geglaubt sey, oder zu seiner Religion gehört habe. Ein Theil davon hatten Dichter, ohne die Absicht geglaubt zu werden, mit Fleiß

Fleiß erdichtet (wie Milton und Klopstock ihre Teufel). Etwas davon war anfangs eine bildliche Lehre dessen, was man, als zur Religion gehörig, lehren wollte. Die erste Bedeutung aber ward nach und nach verändert oder verkannt; aber die Worte und Gebräuche blieben, als überlieferte Religionsfachen und Geheimnisse, die man, ohne ihre Bedeutung zu wissen, für wahr erkennen und mitmachen mußte, weil eine solche Unterwerfung der Vernunft unter den landüblichen Glauben den Göttern gefiele. Da viele Götter, mit Wissen des Volks, anfangs Menschen gewesen waren; so konnte man gar wohl glauben, daß ihre Verehrung zum Theil in solchen Handlungen bestünde, die das Andenken ihrer menschlichen Thaten und Schicksale verewigen könnten. Wenn die Prinzessinnen und Fürsten zu Falle kamen; so war es ja nichts Unmögliches (bey dem Glauben an solche Götter), daß Götter Schuld daran waren. Man breitete also solche Gerüchte aus. Und hernach hatten die Poeten an denselben Gegenstände, die sie ausbilden und verschönern konnten. Zuweilen wurden also die Glaubensartikel durch absichtvolle Veranstaltung der Regenten, mit Hülfe der Priester, und hernach sogar durch Dichter vermehrt, wie auch wohl unter Christen (wobey ein Jeder sich nur die keiserlichen Christen denken darf) geschehen ist. Daher ist es unerforschlich, wie viel von der Mythologie, und in welcher Bedeutung, zur öffentlichen Religion in Egypten, Griechenland und Rom gehörte. Dieses ist aber wohl



gewiß, daß diejenigen, die unter dem Namen Jupiter einen unerschaffnen, ungebohrnen, ewigen, allwissenden und gütigen Vater der Götter und Menschen, einen König und Herrn des Himmels und der Erden verstanden, alle Erdichtungen von Jupiter, die dawider stritten, entweder figürlich, oder von andern Göttern auslegten, die nur denselben Namen führten, aber nicht jener grosse Jupiter wären. Hier will ich noch hinzusetzen, daß die Wahrsagerkunst ein grosser Theil des heidnischen Gottesdienstes gewesen ist. Es ward nämlich geglaubt, daß die Götter an gewissen Orten, oder durch den Flug und das Geschrey gewisser Vögel, oder durch die Beschaffenheit der Eingeweide in den Opferthieren, oder auf andre Art, künftige Dinge durch solche Zeichen anzeigten, welche nur die Priester und Wahrsager erklären könnten.

Nun zur Beschreibung der einzelnen Gottheiten! Einer von den Jupitern (denn es waren ihrer viel) ist der allmächtige König und Vater der Götter und Menschen, der unmittelbar den Himmel regiert und donnert. Donnernd oder mit einem Adler wird er vorgestellt. Juno, seine eifersüchtige Gemahlinn, erscheint majestätisch als eine Matrone mit einem Zepher oder Spiesse, und fast allemal mit ihren Pfauen; von 12 Nymphen, oder wenigstens von ihrer getreuesten Iris, bedient. Sie ist die vornehmste Göttinn der Damen in allen Angelegenheiten. Dieser (oder ein anderer Jupiter) war Vater des Hercules durch Alcmena, die er in der Gestalt ihres Gemahls betrog; des Perseus durch Danae,
die

die er in Gestalt eines goldnen Regens befruchtete. Solche Verwandlungen Jupiters geschahen viele. Er ward ein Stier, die geliebte Europa über den Hellespont zu bringen; ein Adler, um den geliebten Ganymed, der sein Mundschent werden sollte, zu entführen; vermuthlich wieder ein Stier, um der Io zu genießen, die er in eine Kuh verwandelt hatte, und die hernach auf der Juno Befehl von dem hundertäugichten Argus bewacht ward, bis Merkurs Flöte sie einschläferte; er ward ein Schwan, damit die Leda Eyer legen möchte, woraus Castor und Pollux wurden; er ward die Gestalt der Diana, um Callisto zu betrügen, welche von Juno in eine Bärinn verwandelt, und von ihrem Sohne Arcas erschossen ward.

Nach dem Jupiter und der Juno will ich einige der andern Götter nennen. Saturn, der Gott der Zeit, Jupiters Vater, (vorgestellt als ein alter Mann mit einer Sense) wußte, daß seine Kinder ihn vom Throne stürzen würden. Daher wollte er sie alle bey der Geburt auffressen. Aber seine Gemahlin Rhea oder Cybele (vorgestellt mit einer thurmvollen Krone auf einem von Löwen gezogenen Wagen) gab ihm Steine zu verschlingen, die er von Kindern nicht unterschied. Also wurden seine Söhne, Jupiter, Neptunus und Pluto, gerettet. Verjagt vom Jupiter, entfloh er nach Italien, und herrschte daselbst in der goldnen Zeit, wo noch keine Laster und keine Uebel waren.

Jupiter ließ seinem Bruder Neptun die Herrschaft des Meers, und die Sorge für das Erd-

beben. Er, Neptun, wird vorgestellt nackt, bärtig, einen Dreyack in der Hand. Er fährt durch die Fluthen auf einem mit Meerpferden bespannten Wagen, begleitet von unterworfenen Seegottheiten, z. E. Nereus, Glaucus, und seinem Trompeter Triton. Seine Gemahlinn Amphitrite hat zu weissen oben die Gestalt eines Weibes, und unten eines Fisches. Dieser gute Neptun ließ die Insel Delos entstehen, damit Latona, die vom Jupiter mit Apollo und Diana schwanger ging, und von Juno allenthalben verfolgt wurde, irgendwo in Sicherheit gebähren könnte.

Doch wir wollen zuvor Erwas von den Nymphen, oder den Halbgöttinnen, sagen, welche in schöner jugendlicher Gestalt vorgestellt werden. Es giebt Himmelnymphen, z. E. die Iris; Meernymphen, Nereiden; Flußnymphen, Potamiden; Teichnymphen, Linnaden; und Quellenymphen, Najaden: ferner Bergnymphen, Oreaden; Thalnymphen, Napeen; und Waldnymphen, Dryaden; endlich auch Baumnymphen, Hamadryaden, deren Schicksal von des Baumes Schicksal abhängt.

Nymphenartig sind auch die 9 Musen, oder Pierinnen, die für die schönen Künste und Wissenschaften sorgen. 1) Uranie, für die Himmelskunde; 2) Calliope, für das Heldengedicht; 3) Melpomene, für die Tragödie; 4) Thalie, für die Comödie; 5) Polyhymnie, für die Ode; 6) Erato, für die Liebesdichter; 7) Clio, für die Geschichte; 8) Euterpe, für die Musik; 9) Terpsichore



Terpsichore, für den Tanz. Ihr Vorsteher und Lehrer war Apollo, auf dem Berge Parnassus, oder Helicon. Daraus kam die Quelle Hippocrene, welche Pegasus, ein geflügelt Pferd, geöffnet hat.

An diesem Berge war auch der Castalische begehrteste Brunnen und Apolls Delphisches Orakel. Den Ausspruch that die Priesterinn Pythia auf folgende Art: Erst heiligte sie sich; dann ward sie über einer Höhle, auf einem Dreysusse, durch einen aufsteigenden Dampf begeistert, oder wie rasend, und brachte zuweilen einige Worte hervor, welche die Priester zusammensetzten, erklärten und in Verse brachten. Aber mit Jupiters Orakel zu Dodone ging es auf andre Art zu. Es waren Kessel von verschiedenem Klange, in freyer Luft nahe bey einer Bildsäule aufgehängt, welche einen vom Winde beweglichen Stock in der Hand hielt, so daß derselbe oft an die schwanckenden Kessel schlug. Dieser Schall ward von den Priestern erklärt; und dann war es Jupiters Ausspruch.

Aber noch Etwas von dem Apollo. Er war nicht nur über die Wissenschaften, sondern regierte auch die Sonne. Er hieß auch oft Titan und Phoebus. Vorge stellt wird er als ein schöner Jüngling mit einer Leyer; auch wohl mit Bogen und Pfeilen, oder mit einem strahlenden Haupte. Eine Zeitlang war er Admetens Hirt, als ein aus dem Himmel Verbannter, und zwar aus folgender Ursache. Er hatte einen Sohn, Aesculap,

den

den Gott der Aerzte, den man mit einem Sta-
 be, um den sich eine Schlange windet, vorzu-
 stellen pflegt. Dieser heilte so viele Menschen,
 daß Pluto, der Gott der Verstorbenen, sich bey
 seinem Bruder Jupiter darüber beschwerte. Also
 wurde Aesculap vom Jupiter durch Donnerkeile
 getödtet, welche unter Anführung Vulcans,
 des Gottes der Schmelze, die ungeheuren Cyc-
 elopen, zu deren Zahl auch Polyphem ge-
 hörte, unter dem Berge Aetna zu schmieden
 pflegte. Diese Cycelopen tödtete Apoll, um seines
 Sohnes Tod an ihnen zu rächen. Dies war Ur-
 sache seiner Verbannung. — Wegen des
 Vorzuges in seiner Kunst verstund Apoll eben
 so wenig Schertz, als die menschlichen Dichter
 und Tonkünstler. Einst hatte er einen Wett-
 streit gegen Marsyas auf der Leier, mit Be-
 dingung, der Ueberwundene sollte alles leiden,
 was dem Sieger beliebte. Apollo siegte, und
 schund den Marsyas lebendig. Aus ähnlicher
 Güte bekam Midas Eselsohren, weil er Pans
 Musik der Musik Apolls vorgezogen hatte. Der-
 selbe Midas erhielt einmal von Bacchus auf sein
 Gebet die Gnade, daß alles, was er anrührte,
 Gold würde. Er mußte aber dieser Gnade
 durch ein neues Gebet bald wieder loszuwerden
 suchen. — Apolls Schwester, Diana,
 Göttinn der Jagd und des Mondes, wird als
 eine schöne Jägerinn gemalt; folglich selten
 ohne Hund. Eine keusche Jungfrau blieb sie
 immer. Aber den schönen Endymion mochte
 sie

sie doch gern schlafen sehen, u. s. w. — Aurora, die Morgenröthe, sitzt auf einem Wagen mit einem langen, aber zurückfliegenden Schleyer.

Hier wollen wir eine Geschichte Vulcans, des Schmiedegottes, mitnehmen. Juno hatte ein Ungewitter erregt, um den Hercules, den Bastard ihres Gemahls, zu tödten. Solches Zeug war sie gewohnt zu machen. Dem Jupiter riß die Geduld. Er hing seine Juno bey den Beinen auf, zwischen Himmel und Erde. Vulcan wollte seiner Mutter zu Hülfe kommen. Aber Jupiter nahm ihn bey den Beinen und schmiß ihn aus dem Himmel, daß er einen ganzen Tag durch die Lüfte und endlich auf die Insel Lemnos fiel. Von diesem Falle hinkt Vulcan. Doch kam er wieder in Gnaden, und vermählte sich mit Venus. Diese aber buhlte mit dem Mars, dem Kriegsgotte. Der Herr Gemahl ertappte sie, und umschnürte beyde mit einem sehr künstlichen diamantnen Netze, um von seiner Zahnreyschaft alle Götter überzeugen zu können.

Diese Venus, oder Göttinn der Liebe, war auf sonderbare Art aus fruchtbarem Meer-schaume entstanden. Sie wird allezeit als die größte Schönheit, zuweilen aus einer Muschel-schale ans Land steigend, vorgestellt; zuweilen sitzend auf einem Delfhin, oder auf einem mit Lauben, Sperlingert oder Schwanen bespannten Wagen. Oft sieht man bey ihr 3 Grazien, oder Göttinnen des Reizes, die sich schwesternlich



lich an einander halten, oder auch den kleinen Amor oder Cupido, ihren Sohn, einen schönen und schalkhaften Knaben mit Bogen und Köcher. Er ist zuweilen mit einer Binde geblendet. Aber Hymen, der Gott der Ehe, wird vorgestellt, als ein junger Knabe, mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, in der Rechten eine Fackel, in der Linken einen Schleier. Einer von den Lieblingen der Venus war Adonis, dessen Tod (durch ein wild Schwein) sie herzlich bedauerte. Daher verwandelte sie ihn in eine Anemone. Der Gürtel der Venus hat alle mögliche Annehmlichkeiten, die man sich nur erdenken kann; das Scherzen, das Lachen, das Gefasel, u. s. w.

Mars war der Gott des Krieges. Man kann also leicht denken, daß er bewaffnet, be-
 helmet, bepanzert, mit Spieß und Schild vor-
 gestellt wird. Seine Schwester Bellone läuft
 zuweilen furienmächtig, mit fliegenden Haaren,
 eine Peitsche und Fackel in den Händen, vor sei-
 nem Wagen. In der Belagerung von Troja,
 wollte er sich persönlich wagen, ward aber von
 Diomedes, einem Griechen, verwundet, und
 schrie so entfesslich, wie viele 1000 Mann zusam-
 men. Minerva oder Pallas ist zugleich Gött-
 inn der Weisheit und des Krieges. Sie kam
 ganz bewaffnet aus dem Gehirne des Jupiters.
 Denn der hatte ihre schwangere Mutter ver-
 schluckt und schlimme Kopfschmerzen bekom-
 men. Vulcan half dem obersten Gotte durch
 einen



einen Hieb in die Stirne. Da kam Minerva heraus. Sie wird vorgestellt bewaffnet, einen Schild mit dem Medusenhaupte habend, auf dem Helme ein Käuglein, u. s. w.

Die Ceres, Göttinn des Ackerbaues, stellt man vor als eine wohlbeleibte Frau, gekrönt mit Aehren, einen Zweig mit Mohnsaamen in der Hand; oder man giebt ihr 2 Kinder auf den Schooß, die Hörner des Ueberflusses haben; oder man setzt sie auf einen mit Drachen bespannten Wagen, in der Hand eine Fackel, ihre Tochter Proserpina zu suchen, die der häßliche Gott der Verstorbenen, Pluto, welchen keine Göttinn haben wollte, entführt hatte.

In Plutons Reich, welches unterirdisch ist, kommen die Seelen oder Schatten, wenn die letzte der 3 Parcen den Lebensfaden, welchen die erste anfieng und die zweyte fortspann, abgeschnitten hat. Aber 3 unterirdische Richter, Minos, Aeacus und Rhadamanthus, müssen erst das Urtheil fällen, daß der alte Charon sie über den Fluß Acheron hinüber fahren darf. Sonst müssen sie (ich weis nicht, wie lange?) herumirren und Larven oder Gespenster seyn. Da ist auch der Fluß Lethe oder der Vergessenheit, und der Styx, bey dem selbst Jupiter nicht falsch schwören darf. Am Ufer desselben bewahrt der dreyköpfigte Höllenhund Cerberus, dessen Haare Schlangen sind, den Eingang zu Plutons Residenz. Aber Hercules wußte ihn anzuketten, Orpheus konnte ihn durch seine Leyer,

Leber, und Theseus durch einen Ruchen einschläfern. Orpheus bekam sogar Erlaubniß, seine geliebte verstorbnne Eurydice wieder ans Tageslicht zu bringen, wenn er sich vor dem Ausgange nicht nach ihr umsehen würde. Aber er sah sich um; und sie mußte auf ewig da bleiben. An den schlimmern Orten des unterirdischen Reiches giebt es viele schreckliche Dinge, z. E. 1) Furien, die häßlichsten Weibsbilder, die mit Schlangen peitschen. 2) Chimären, mit einem feuerspeyenden Löwenkopfe, Drachenschwanz und Ziegenbauche. 3) Harpyen, mit Weibergesichtern, aber mit Leibern und Klauen eines Geiers. 4) Scheußliche Gorgonen oder Medusen, Weiber mit Schlangen für Haare. Das Fell eines Medusenhauptes, über den Schild gespannt, versteinert jeden Zuschauer. Die allerschlimmste Gegend ist der Tartarus, umgeben mit dem schlammichten Flusse Cocytus, und dem Feuerströme Phlegethon. Da muß Sisyphus, weil er den Tod einmal angeketet hielt (bis ihn Mars auf Plutons Bitte befreyte) ohne Aufhören Steine bergan wälzen, die allezeit wieder herunter rollen. Da muß eine Anzahl Danaiden, weil sie allesammt ihre Männer in der Brautnacht umbrachten, durchlöcherete Fässer, die niemals voll werden, mit Wasser füllen. Da muß Tantalus, welcher bey einem Götterbesuche, Glieder seines Sohnes aufgetischt hatte, bis an den Mund im klarsten Wasser sitzen, und unaufhörlich Durst

Durst leiden. Da ist Ixion, der die keusche Juno nothzüchtigen wollte, an ein beständig umgedrehtes und mit Schlangen umwundnes Rad gefestet. Die Götter aber dictirten auch zuweilen sehr furchtbare irdische Strafen. Z. E. Prometheus hatte die Menschen gebildet, und entwandte zu ihrem Besten das Feuer aus dem Himmel. Er ward an das Gebirge Caucasus auf Jupiters Befehl angefestet, wo ein Geyer ihm immer die Leber ausfraß, die alsdann von neuem anwuchs. Aber Jupiters Sohn, Herkules, erschlug den Geyer, und befreyte den Sünder. Sein Bruder Epimetheus öffnete die von den Göttern angefüllte und ihm geschickte Büchse der Pandora. Daraus flogen alle Uebel unter die Menschen; und nichts blieb darinnen, als die Hoffnung. Andromeda, ein schönes Weib, wollte schöner seyn, als Juno. Da verwüstete ein Ungeheuer das Land. Die Sünderinn mußte, nach einem Orakel, an einem Fels gefestet und ihm Preis gegeben werden. Zu rechter Zeit kam noch der Held Perseus auf dem Pegasus angefliegen, erlegte das Ungeheuer und heirathete die Sünderinn. — Aber so schrecklich der Tartarus ist; so lieblich sind die elyseischen Wohnungen für die besten der Verstorbenen. Da bleibt göldne Zeit unter dem Saturn, ohne Laster, ohne Uebel, ohne Beschwerlichkeit, voll Vergnügungen von allerley Art.

Bacchus, der Weingott, lehrte die Menschen bis in Indien hinein den Weinbau. Man stellt ihn vor, wie einen unbärtigen Jüngling, bekränzt mit Epheu; einen Thyrsusstab in der einen, und entweder Weintrauben oder ein Horn zum Trinken in der andern Hand. Er fährt mit Löwen. Sein Gefolge besteht aus Feldgöttern oder Satyren, mit Füßen, Ohren und Hörnern eines Ziegenbocks. Die vornehmsten Satyren heißen Silenen, und reiten oft auf Eseln. Man nennt sie auch wohl Silvanen, oder Faunen. Ihr Oberhaupt heißt der Pan, eine Gottheit, die man sehr verehrte, und gemeinlich mit einer Syrinx (das ist, mit einer vielrohrichten Flöte) malte.

Mercur, der Götterbote, und der Gott der Beredsamkeit, der Reisenden, der Kaufleute und (kaum glaube ich es) der Diebe, wird vorgestellt mit einem Friedensstabe, oder Botenstabe, welcher zuweilen beflügelt ist, wie seine Schultern, seine Füße, und auch wohl sein Hut; Pales war Göttinn der Schäfer; Flora, Göttinn der Blumen; Pomona, Göttinn der Baumfrüchte; Fortuna, Göttinn des Glücks. Sie wird vorgestellt blind, oder mit einem Fusse auf einer Kugel stehend. Zuweilen legt sie eine Hand auf ein Rad, oder hat ein Horn des Ueberflusses, u. s. w. Ate und Nemesis, zwey Göttinnen, die der Wohlfahrt der Menschen zuwider sind. Morpheus, der Gott der Träume. Comus, der Gott der frohen

frohen Feste, vorgestellt, jung, etwas betrunken und mit Rosen bekränzt. *Nonus*, der Spottvogel unter den Göttern, eine Maske in der einen, einen Narrenstock in der andern Hand. *Vesta*, oder Göttinn des Feuers, vorgestellt als eine Matrone, eine Fackel oder Lampe in der Rechten. Die Vestalischen Nonnen mußten ein beständiges Feuer unterhalten. *Genius*, ein Schutzgott, vorgestellt als ein beflügelter Knabe. *Proteus*, der alle Gestalten annahm, bis man ihn band, alsdann behielt er die seinige, und sagte wahre Orakel. *Vertumnus*, welcher, die *Pomona* zu hintergehn, auch mancherley Gestalten annahm. *Suada*, die Göttinn der Ueberredung. Die *Zephirs* sind Westwindchens, die sich gern bey dem Busen der Mägdchen aufhalten. (Die *Seen*, *Gnomon* und *Sylphen* sind ein Nachwerk der neueren Dichter. Die ersten sind reputirliche Heren; die zweyten sind Bergmenschen, und was die *Sylphen* seyn sollen, daß weiß ich selbst nicht). *Themis* ist die Göttinn der Rechtsgelehrsamkeit. *Thetis*, Gemahlinn und Schwester des *Oceanus*, und Mutter aller *Oceaniden*. Noch jetzt und schafft ein Schriftsteller so viel Götter, als er nöthig hat, um Dinge zu schreiben, die wichtiger scheinen sollen, als sie sind, oder von den Freunden der dichterischen Schreibart lieber gelesen werden, z. E. *Polyhistoria*, *Pedanz*



teria, Hierachia, das können lauter Göttinnen seyn, wenn man ihrer bedarf.

b) Fortsetzung des Vorigen.

Noch haben wir der Egyptischen Gottheiten nicht erwähnt. Isis und ihr Gemahl Osiris wurden als die höchsten Gottheiten verehrt, die auf Erden den Ackerbau gestiftet hatten, und hernach als Regenten der Sonne und des Mondes versetzt waren. Man kennt die Abbildung der Isis an dem Sistrum in ihrer Hand, welches ein metallnes Klanginstrument war, fast wie ein Joch gestaltet, oder an dem Krüge in der andern Hand, oder an dem Mondszeichen und an Geyersfedern auf dem Haupte. Das Bild des Osiris (welcher auch Serapis geheissen haben soll) hat einen Korb auf dem Haupte, einen Stock in der Hand, und faßt mit der andern den Kopf einer Schlange, welche ein Ungeheuer (gestaltet, wie Cerberus) umwindet, das 3 Köpfe, eines Löwen, Wolfes und Hundes, hatte. Es soll auch zuweilen vorgestellt seyn, einen krummen Stock in der Linken, und eine Peitsche mit 3 Riemen in der Rechten. — Das Bild des Anubis, eines andern Gottes, hat einen Hundskopf, ist gepanzert, und hat in der Rechten ein Sistrum, in der Linken einen Friedensstab. — Typhon, Bruder und Mörder des Osiris, wird als ein böser Gott vorgestellt, als ein Ungeheuer, mit 100 feuersehen

enden Köpfen, mit Schlangen an Händen und Füßen. — Harpocrates, vorgestellt als ein Mensch mit dem Finger auf dem Munde, war der Gott des Stillschweigens. Seine Bildsäule stand vor den Tempeln aller Götter. — Orus, Sohn der Isis und Busiris, rächte den Tod seines Vaters, und wird vorgestellt als ein eingewickeltes Kind, einen Stock in der Hand, dessen Ende in einen Vogelkopf oder eine Peitsche ausartet. — Apis war ein göttlich verehrter lebendiger Ochs von gewisser Gestalt, in welchem der Geist des Osiris sich vorzüglich oder oft aufhalten sollte, u. s. w. — Cneph war den Egyptern das erste Wesen. Sie stellten es vor, entweder unter dem Bilde einer Schlange, die den Schwanz in ihren Kachen gesteckt hatte, oder als einen Mann, einen Federbusch auf dem Haupte, einen Szepter in der Hand, und ein Ey im Munde.

Noch mehr Kleinigkeiten dieser Art in alphabetischer Ordnung. Allrunen waren kleine Figuren der Hausgötter bey den Deutschen. Amazonen, kriegerische Weiber, mit denen die Halbgötter Viel zu schaffen gehabt haben. Amphion baute Theben, da die Steine nach seiner Leyer in gehöriger Ordnung zusammen tanzten. Ancile war ein heiliger vom Himmel gefallner Schild in Rom, dessen Daseyn die Stadt unüberwindlich machte. Antheus, ein Riese, ward vom Hercules in die Höhe gehalten, bis er des Todes war, weil er

durch Berührung der Erde immer wieder neue Kräfte bekam. Arminius (wovon Hermann kömmt) General der Teutschen. Seine Bildsäule, Irmensäul, ward göttlich verehrt. Astarte, die Venus der Syrer. Astrea, Göttinn der Gerechtigkeit, verließ die Erde nach Verlauf der goldnen Zeit. Atlas war ein Riese, und ward ein Berg in Afrika durch den Anblick eines Medusenhauptes. Atreus, weil seine Gemahlinn von seinem Bruder Kinder hatte, gab ihm die Glieder derselben in einem vergifteten Gerichte. Auspicia sind Wahrsagerereyen aus dem Fluge und Geschrey der Vögel. Baal, ein Gott der Assyrer. Bacchantinnen, Priesterinnen des Bacchus, liefen am Bacchusfeste wie rasend mit Thyrsen oder Feuerbränden in der Hand, und riefen bey dem Lärmen der Trommeln: Eue Bacche! Baucis und Philemon, arme, alte, redliche Eheleute, bewirtheten nach Vermögen Fremdlinge, die ohne ihr Wissen Götter waren, und in der ganzen gottlosen Gegend keine Bewirthung gefunden hatten. Beym Abschiede auf einer Höhe, sahen sie plötzlich die ganze Gegend unter Wasser, und ihre Hütte in einen Tempel verwandelt. Die sich offenbarenden Götter erlaubten ihnen, zu wünschen. Priester dieses Tempels wollten sie sehn, und an einem Tage zugleich sterben. Sterbend ward sie eine Linde, er eine Eiche vor der Pforte des Tempels. — Beelzebub, ein verhaßter Gott der Fliegen. Belshazzarophon

Ierophon bekam von der Minerva den Pegasus, die Chimäre zu tödten. Biron und Cleobis (Brüder) spannten sich selbst anstatt der Rinder vor den Wagen, als ihre Mutter, Priesterinn der Juno, über 2 Meilen nach dem Tempel mußte. Für diese vortreffliche Söhne erbat die Mutter das Beste. Da entschliefen sie sanftes Todes nach dem Opfer. Boreas, und jeder Wind, ist auch eine Gottheit, deren Abbildung mit Pausbacken oder Windfäcken man sich leicht vorstellt. Bucentaur (dergleichen auch Minotaur), ein Ungeheuer, hinten ein Stier, vorn ein Mensch. Castor und Pollux werden als zwey bewaffnete Reuter mit langen Spiessen zusammen gemallet. So hießen auch bey den Alten die beyden Lusterscheinungen, welche zuweilen an den Mastbäumen gesehen werden, und den Schiffern Zeichen einer glücklichen Reise sind. — Cephalus und Procris waren zwey Eheleute. Sie liebten sich herzlich. Vergeblich suchte Aurora den Mann zu verführen; also rächte sie sich durch Einblasung der Eifersucht. Der Mann war auf der Jagd. Die Frau belaurte ihn im Busche. Er hielt die Ursache des Geräusches für ein Wild, schoß, und konnte kaum seine Geliebte umarmen, ehe sie starb. — Chiron, ein berühmter und weiser Centaur, vorn ein Mensch, hinten ein Pferd, erzog als Hofmeister die berühmten Halbgötter, Hercules, Jason und Achilles. — Claudia, eine

Vestalinn in Rom, war gewiß Jungfrau; denn man hatte aus Asien eine Bildsäule der Cybele gebracht, das Schiff aber wollte auf keine Art die Tiber hinan. Die Sybillischen Bücher sagten, eine ganz reine Jungfrau müßte es hinan ziehen. Claudia kam, und zog es an einem Stricke, wie eine Nusschaale. — Cyparissus beweinte den Tod eines geliebten zahmen Hirsches so sehr, daß ihn Apollo in einen Cypressenbaum verwandelte, den die Dichter so gut zu brauchen wissen. — Die Nymphe, Daphne, ward vom Apoll geliebt, und ehe er sie erhaschen konnte, von ihrem Vater, auch einem Gotte, in einen Lorbeerbaum verwandelt. — Dedalus, mit seinem Sohne Icarus, wurde in dem Cretischen Labyrinth, das er selbst gebauet hatte, gefangen gehalten; aber er wußte sich und seinem Sohne Flügel zu machen, um übers Meer zu kommen. Icarus aber floh zu hoch, die Flügel schmolzen, und er fiel ins Wasser. In diesem Labyrinth war ein Minotaurus, dem mußten die Athenienser, vermöge eines Vertrages, jährlich einige ihrer Jünglinge und Jungfrauen zu fressen geben. Unter diesen war ein Theseus. Der erlegte das Ungeheuer, und entkam, nach dem Rathe der Prinzessin Ariadne, durch Hilfe eines Fadens aus dem Labyrinth. — Die Demonen bey den Alten waren theils gute, theils böse übermenschliche Wesen. — Nach der Wasserfluth waren Deucalion und Pyrrha allein in ihrer Gegend. Aber, laut eines Orakels, warf er Steine hinter sich, die wurden Männer; und

und

und sie auch, die wurden Weiber. Egeria hieß die Nympfe, mit welcher König Numa in Rom Umgang vorgab. — Fanatiker bey den Heiden waren Leute, die sich in den Tempeln für begeistert hielten; alsdann wunderbare Gebehrden machten, auch sich wohl peitschten und zerfetzten. — In Phrygien war ein Gordischer Knoten. Diesen zerhieb Alexander (der Große) mit einem Schwerdte, da er ihn anders nicht auflösen konnte, weil, laut eines Orakels, der Held, welcher ihn auflöste die Welt bezwingen würde. Hebe, die Göttinn der Jugend, ward vorgestellt in bunten Kleidern, unter einem Blumenkranze. — Hecatomben sind Opfer von 100 Stück Ochsen oder anderm Vieh. Helle gab dem Helleponte seinen Namen. Sie wollte ihrer Stiefmutter, auf einem Widder reitend, über dies Wasser entfliehn, und fiel hinein. Hercules war ein erstaunlich starker Halbgott. Schon in der Wiege erdrückte er zwey grosse Schlangen. Der Löwe zu Nemea, und die Schlange zu Ierna waren ihm eine Kleinigkeit. Die entsetzlich geschwinde Hindinn mit den ehernen Füßen konnte er einholen. Von den Harpyen befreiete er Arcadien. Den Diomedes, der seine Pferde mit Menschen fütterte, warf er denselben vor. Den Theseus rettete er aus dem Orte der Verstorbenen, u. s. w. Er wird vorgestellt stark, nervicht, mit einer Keule und mit einer Löwenhaut. Hermes ist ein Name des Mercuri, deren Bildsäule, Termes genannt, ohne Hände und Füße (so wie der abscheuliche Priapus) ein Zierrath der Gärten



ten sind. — Hero und Leander waren zwey Verliebte, sie wohnte disseit, er jenseit des Hellespontos. Oeffentlich lieben durften sie sich nicht, also schwamm er manche Nacht hinüber. Einst erforschte er, sie sah ihn antreiben und folgte ihm ins Meer. — Hesione hatte mit der Andromeda ein ähnliches Schicksal, aber ward gerettet vom Hercules. Janus, vorgestellt mit zweyen Gesichtern nach beyden Seiten, war ein Gott der Weisheit und des Friedens bey den Römern. — Laocoon, ein Trojaner, hatte eine (ich weis nicht, welche) Missethat begangen. Dafür strafte ihn zwey grosse Schlangen, die sich um ihn herum schlungen. So wird er abgemalt. — Leucothoe wurde von Apollon, der in Gestalt ihrer Mutter erschien, verunehrt, von dem Vater lebendig begraben, allein von dem Liebhaber mit Nectar begossen. Also ward sie ein Baum, der Weihrauch trägt. — Lycaon, ein Arcadischer König, brachte alle Gäste um. Einst war Jupiter sein Gast, aber der verwandelte ihn in einen Wolf. — Einem Könige, Mausolus, bauete die Gemahlinn Artemisia ein so prächtiges Grabmaal, davon der Name Mausoleen kömmt. Memnons Bildsäule in Egypten soll, wenn die Sonne sie beschien, einen angenehmen, und wenn sie unterging, einen traurigen Klang gegeben haben. Mitra war eine gute, und Arimanius eine böse Gottheit bey den Persern. Moloch, eine Gottheit im Orient, vorgestellt unter einem Kalbe mit einem Menschengesichte. Die Füße waren hohle und feurige Oefen, worinnen man Kinder verbrannte.

Nars

Marcissus, ein schöner Jüngling, sollte nur leben, bis er sich spiegelte. Er sah sich in einem klaren Bache, liebte sich selbst zu Tode, und ward eine Marcisse. Olympus, ein hoher Berg in Thessalien, hat dem Himmel der Poeten den Namen gegeben. Palladium war eine Bildsäule der Pallas zu Troja, vor deren Fortbringung die Stadt nicht konnte erobert werden. Pantheon war ein Tempel aller Götter zu Rom, und ist jetzt die runde Marienkirche. Phaeton, Apollens Sohn, fand den Weg zu seinem Vater, dem Hüher der Sonne. Der freuete sich, und versprach ihm durch einen Eid bey dem Styx, was er bitten würde. Der Jüngling bestund darauf, den Sonnenwagen zu fahren. Aber wie gings? Die Pferde wurden muthwillig, und Himmel und Erde hätte vergehen müssen, wenn Jupiters Donner den Fuhrmann nicht bald zerschmettert hätte. Plutus, der Gott des Reichthums, wurde geblendet, damit er keinen Unterschied unter Tugendhaften und Lasterhaften machen möchte. Pygmalion verliebte sich in eine schöne Bildsäule, die er gemacht hatte. Auf sein Gebeth an die Venus ward dieselbe belebt und seine Gemahlinn. Pyramus und Thisbe, zwey Verliebte, bestimmten zur Zusammenkunft einen Ort im Walde. Sie war die erste; und verlor ihren Schleyer auf der Flucht vor einem Löwen, der mit blutigem Maule den Schleyer zerriß. Nun kam der Verliebte, sah die Reste des blutigen Schleyers, und brachte sich um. Sie kam zurück, sah was geschehen war, und wollte gleichfalls ihr Unglück



Unglück nicht überleben. Quirinus hieß Romulus, als Gott bey den Römern. Salmoneus, ein Fürst, wollte vermittelst einer ehernen Brücke, und eines darauf rollenden Wagens, auch donnern, wie Jupiter. Aber dieser verstand es besser, und zerschmetterte den Sterblichen. Semele, Mutter des Bacchus, und Jupiters Maitresse, ließ sich von der Juno, welche die Gestalt ihrer Amme nahm, verführen, sich beim Styr die Erfüllung einer Bitte von ihrem Jupiter versprechen zu lassen. Die Bitte war: daß er ein einzig mal völlig so, wie mit der Juno, mit ihr umgehen sollte. Jupiter mußte wohl. Aber Semele verbrannte im Augenblick zu Asche. Doch den Bacchus, womit sie damals schwanger ging, packte der Vater in seine eigne Lende hinein, bis er reif wurde. Sphinx, ein geflügelt Ungeheur, vorn wie eine Jungfrau, an Leib und Klauen wie eine Löwin, fraß alle Menschen, die folgendes Räthsel nicht rathen konnten: Welches Thier geht anfangs auf vier, hernach auf zweyen, endlich auf dreyen? Oedipus war der Erste, der es rieth. Da zerschmetterte sich das Ungeheur den Kopf an einem Felsen. Thetis, Achillens Mutter, rettete einmal den Jupiter gegen Juno, Minerva und Neptun, die ihn binden wollten. Sie entdeckte die Verschwörung, und berief den Riesen Briareus, mit hundert Köpfen und hundert Händen, in den Himmel. Der setzte sich neben dem Jupiter, so fürchebar, daß die Götter das Rebelliren vergaßen. Zur andern Zeit wollten die Titans, oder Riesen, den

den Himmel stürmen, sie warfen ganze Berge hinan, die, wenn sie zurück ins Meer fielen, Inseln wurden. Die Götter hielten Conseil. Aber alle, ausser Jupiter, flohen nach Egypten, wo sie sich in Gestalt der Thiere verbargen. Er aber rief seinen Sohn Hercules zu Hülfe, überwand die Riesen, und schmiss sie in den Tartarus.

c) Von Argonauten und Troja.

Nun ein Paar Worte von der Schifffahrt der Argonauten. Auf dem Schiffe Argo, unter Anführung Jasons, wollten viele Griechische Helden und Halbgötter aus Colchis ein güldenes Vlies holen, welches von gefährlichen Ungeheuern bewahrt wurde. Die Prinzessin des Landes, Medea, die viele Zauberkünste wußte, verliebte sich in Jason, und half ihm zum Vliesse. Sie entlief mit ihrem Geliebten, aber der König, ihr Vater, setzte nach. Ihn aufzuhalten, streuete sie die Gebeine ihres ermordeten Bruders auf den Weg. In Jasons Heymath machte sie seinen Vater wieder jung. Doch blieb Jason ihr nicht treu. Da vergiftete sie ihn durch ein Kleid, so wie auch Dejanira an dem starken Hercules that. Dieser Hercules war einmal in die Königin Omphale so verliebt geworden, daß der Held und Halbgott sich bis zum Mitspinnen erniedrigte. O du lehrrreiche Mythologie, du bisherige Schulwissenschaft!

Noch Etwas von gleicher Art von Eroberung der Stadt Troja! Priam war König daselbst.

daselbst. Paris, sein merkwürdiger Prinz; Hector, dessen Bruder, ein grosser Held, dessen Abschied von der Gemahlinn Andromacha (die das Söhnchen Astianax auf dem Arm hält) oft gemalt wird. Trojens Untergang war Prinz Paris. Denn 1) hatte er die Juno erzürnt bey folgender Gelegenheit: Einst war ein Götterfest, da warf die Zwietracht einen vortreflichen Apfel hin, mit der Aufschrift: Der schönsten Göttin. Juno, Pallas und Venus machten Anspruch daran. Paris sollte urtheilen, besah Alles genau, und gab den Apfel der Venus. 2) Er hatte die schöne Helena aus Griechenland entführt, deren Besitz ihrem Gemahl, Menelaus von Sparta, alle Griechische Helden versichert hatten. Also mußten diese Helden Asien verwüsten und Troja bestürmen. Agamemnon von Micene ward Heerführer. Andre merkwürdige Griechen waren, Calchas und Tiresias, zwey Wahrsager; Stenator, der Schreyhals; Thersites, der Ungestalteste unter allen; Ajax, der Trohige und Gottesleugner; Nestor, der alte, weise, beredte Greis; Ulysses von Ithaca, der sein Hauswesen, seine treue Penelope, und seinen Sohn Telemach, dem Mentor als Hofmeister anvertrauete. Aber das Orakel sagte, ohne den jungen Achilles wäre Nichts auszurichten. Diesen hatte seine Mutter, bey der Ferse fassend, in seiner Kindheit in den Styx getaucht. Dies machte ihn unverwundbar, ausser an der Stelle, wo er angefaßt gewesen war. Doch ward er wider seinen Willen, wie es ans
 Mar-

Marschiren gehen sollte, unter Mägden versteckt. Ulysses spürte den Ort auf, machte allen Mägden Geschenke, und erkannte den Achilles daran, daß er am liebsten nahm, was die Form der Waffen hatte. Agamemmons Tochter, Iphigenia, mußte, einen (ich weis nicht welchen) Zorn der Götter zu stillen, geopfert werden. Nun geht der Krieg in Asien an. Eine schöne Gefangene, Briseis, die Achilles auch haben will, wird dem Agamemmon zugesprochen. Achilles geräch also in denjenigen Zorn gegen ganz Griechenland, welchen Homer in der Iliade besungen hat. Er bleibt (ich weis nicht wie lange) in seinem Zelte, und will nicht sechten. Also können die Griechen Nichts ausrichten, besonders da Götter von beyden Partheyen sich ins Spiel mischen, und zum Theil verwundet werden. Unterdessen wird Patroclus, des Achilles Erzfreund, von dem Trojanischen Hector gerödtet. Nun muß sich ja Achilles rächen. Er weis Hector wieder zu tödten, und schleift die Leiche hinter seinem Siegeswagen, die er endlich dem armen König Priamus, der seinen Sohn begraben will, für vieles Geld verkauft. Zuletzt verliebt sich der Held in eine Trojanische Prinzessin, und macht ihrentwegen einen Vertrag, für Troja zu streiten, wird aber auf der Hochzeit von Paris auf die Fersen geschossen, daß er stirbt. Die Belagerung währt 10 Jahr. Die Griechen bauen ein abscheulich grosses hölzernes Pferd, unter dem Vorgeben, es sey ein Heiligthum der Pallas. Dieses stecken sie voll Soldaten, und lassen es zurück, da
 sie

sie sich stellen, als wenn sie die Belagerung aufheben wollen. Die frommen Trojaner reißen einen Theil der Mauern nieder, um dies Heiligthum einzuführen. Aber in der Nacht kommen die Griechen von Aussen wieder; die Versteckten steigen aus dem hölzernen Pferde; die Stadt wird erobert und verbrannt. Aeneas, ein Trojanischer Prinz, kommt nach vielen Schicksalen, welche Virgil in der Aeneide besingt, nachdem er die herzlich liebende Königin Dido in Carthago verlassen hat, in Italien an; wird daselbst ein König und ein Vorfahr des Romulus. Ulysses aber kann in langer Zeit nicht wieder nach Ithaca finden. Seine Reise beschreibt Homer in der Odyssee. Er läßt sich nicht aufhalten von der schönen Göttinn Calypso, die ihn heyrathen will. Er entkömmt der Circe, einer Zauberinn, und zwingt sie sogar, seinen Gefährten, die sie in Schweine und andre Thiere verwandelt hatte, ihre menschliche Gestalt wieder zu geben. Auch ließ er sich und die Seinen von den Syrenen nicht bezaubern, welche alle Menschen umbrachten, die sich an ihren Gesang kehrten. Er war so klug (als er die Gegend bereisen mußte) seinen Leuten die Ohren mit Wachs zuzukleben, und sich selbst an den Mastbaum binden zu lassen. Dennoch kam er in langer Zeit, wie gesagt, von Troja nicht nach Hause. Unterdessen hatte sein Sohn Telemach auf Reisen, die Xenelon besingt, unter Anführung der Minerva, die Mentors Gestalt angenommen hatte, ihn in einem grossen Theile der Welt vergebens gesucht. Endlich kam er, fand seine

seine Penelope getreu, und erschlug mit Hülfe seines Sohnes eine grosse Zahl seiner Nebenbuhler. Ueber solche Sächelchen, lieben Kinder, sind von den größten Meistern Bücher geschrieben worden, welche, wegen ihrer überaus schönen und lehrreichen Stellen, von der studirenden Jugend gelesen werden müssen, bis eine solche Schuleinrichtung gemacht wird, daß man denselben Nutzen auch aus andern Büchern schöpfen kann.

d) Bildliche Vorstellung vieler Dinge bey den Alten.

Sobald die bildenden Künste erfunden waren, sah man ein, wie wichtig es wäre, die Menschen eben so wohl durch die Augen als durch die Ohren zu lehren, und der Lehren zu erinnern. Daher suchte man fast alle Tugenden, Laster und Hauptumstände der Menschen in solchen Bildern vorzustellen, deren Original man entweder leicht errathen, oder, nach einer ein einzig mal geschehenen Anzeige, leicht behalten konnte; und welche, durch diese Vorstellungsart, lehrreich wären. Z. E. der Ueberfluß ward vorgestellt als eine wohlgenährte Frau, mit Blumen bekränzt; in der Rechten ein Horn des Ueberflusses mit mancherley Art Früchten, die auf die Erde heraus fallen; in der Linken ein Bündel Aehren von allerley Art, u. s. w. Die Ehrliche, beflügelt und mit blossen Füßen eilend; (diese Vorstellung scheint mir nicht bestimmend genug). Die Freundschaft hat gleichfalls (so viel ich weis) noch kein gewöhnliches und lehrreiches Sinnbild. Das Sinnbild des Glücks ist oben unter dem Na-

men der Fortuna beschrieben. Ein Land, oder ein Staat, wird vorgestellt durch einen Genius, der desselben Wappen in Händen hat. Eine weinende Frau mit einem Cypressen-Zweige, soll die Traurigkeit über den Tod des Geliebten vorstellen. Ein blasses, mageres, abgehärmtes Weib, welches nach der aufgehenden Sonne schaut, ist vielleicht geschickt zur Vorstellung des Weides. Die Gerechtigkeit bildet man ab, zuweilen als eine geblendete, ernsthafte Frau, ein Schwerdt in der Rechten und eine Waagschaale in der Linken. Die Hoffnung hält in der Linken einen Zweig mit Nohnsaamen oder Aehren; sie lehnt sich mit der Rechten auf eine feste Säule, oder einen Anker; sie hat auch wohl einen Bienenkorb vor sich, oder sieht nach einem Baum in seiner Blüthe. Eine Frau mit einem Phönix, oder mit einem Globus in der Hand, soll die Ewigkeit vorstellen. Das Sinnbild der Glückseligkeit sind zuweilen zwey sich kreuzende Hörner des Ueberflusses, und eine Aehre, die zwischen beyden in die Höhe steigt; zuweilen hat sie auch ein Horn des Ueberflusses in der einen, und einen Friedensstab in der andern Hand. Ein Fluß wird vorgestellt als eine männliche oder weibliche Gottheit, welche aus einem Krüge Wasser gießt, das ein Bach wird. Ich habe oft die Namen des Flusses auf dem Krüge gesehn. Die Freude ist eine Göttinn, die ein Horn des Ueberflusses hält, und zwischen zwey Kindern steht, davon das eine, gegen welches sie die Hand ausstreckt, einen Palm-Zweig reichet. Die Jugend wird gemalt, wie Hebe, ihre Göttinn. Die Uneinigkeit



Zeit kann gemalet werden mit fliegenden, als Schlangen gestalteten, Haaren, mit feindseligen Augen und knirschenden Zähnen. Die Arzeney Kunst malet man entweder als Aesculap, oder als eine mit Lorbeern befränzte Göttinn, einen Zepter in der Rechten und einen Becher in der Linken, woraus ein zusammen gewundener Drache zu trinken sucht. Die Ehe kann als ihr Gott Hymen gemalet werden. Warum das Zeichen der Unverschämtheit ein Rebhuhn seyn soll, ist mir unbekannt. Die Gnade kann vorgestellet werden als eine Königin, welche die Rechte menschenfreundlich ausstreckt, und nur in der Linken einen Zepter hält. Ich weis nicht, ob die Klugheit gut vorgestellet würde durch ein nach allen vier Gegenden zusammen gefesttes vielfaches Gesicht. Die Freygebigkeit pflegt ein Horn des Ueberflusses auszusütten. Die Freyheit hält in der Rechten einen Hut, und in der Linken einen kleinen Speiß. Der Krieg erscheint unter dem Bilde des Mars. Die Weisheit als Minerva. Die Beredsamkeit als Mercurius. Die vier Jahreszeiten werden bekannter Maassen vorgestellet durch die Gaben der Natur; der Winter aber durch eine bepelzte Person. Der sich spiegelnde Narcissus kann das Bild des Stolzes auf Schönheit seyn. Die Nothwendigkeit kann mit ehernen Händen und einem Keile vorgestellet werden. Die Nacht als schläfrig, in einem mit Sternen besetzten Kleide. Wenn Charon in der Nähe ist, so sind die nackten Figuren Seelen der Verstorbenen. Der Friede ist zuweilen der fliegende Merkur mit einem Friedens-

denstabe, zuweilen eine Göttinn mit einem Palmzweige; doch die letzte Figur bedeutet auch den Sieg. Wem die Fabel bekannt ist, dem ist Phaeton, oder Icarus, ein gutes Bild der jugendlichen Vermesstheit. Die Elternliebe hat zu ihren Füßen einen Schwan. Ich möchte sie aber lieber vorstellen, als eine freundliche, schwangere Mutter, die ein Kind auf dem Arme hat, und ein andres an der Hand führet. Auf dem Tische müssen liegen Bücher und mathematische Instrumente. Die Ruthe sey hier nicht bey der Hand, sondern es rage Etwas davon hervor aus einem Schranken in der Höhe, zu welchem man nur durch eine kleine Leiter, welche der Länge nach sich auf dem Boden an die Wand lehnt, kommen kann. Die göttliche Vorsehung wird vorgestellt als eine Göttinn, die mit der linken ein Horn des Ueberflusses ausschüttet, und mit dem Stabe in der Rechten auf eine Weltkugel weist. Das Gerücht, oder die Sama, kann vorgestellt werden als ein Ungeheur mit vielen Augen, Ohren, Mäulern und Zungen. Ein Mensch, der gegen den Bliß drohet, könnte ein Bild der Gottlosigkeit seyn. Die Zeit kann man zwar vorstellen unter dem Bilde Saturns; aber auch eines Beflügelten, der in eine Gegend voller Wolken hinein eilt. Die Wahrheit kann vorgestellt werden als eine schöne und verehrungswürdige Jungfrau, ganz weiß gekleidet, welche mit der einen Hand aufs Herz, mit der andern auf die Stirn weist, auf welche nur Wenige Achtung geben, und der eine grosse Menge den Rücken zukehret. Der Sieg wird gemeiniglich fliegend vorgestellt, in der einen

einen Hand einen Lorbeerkrantz, in der andern einen Palmenzweig, u. s. w. (*)

7) Etwas von der Wappenkunde.

Tab. LXXXV.

Ein zierliches Zeichen, welches anstatt des Namens von einem Staate, von einer Provinz, von einer Stadt, von einer Gesellschaft, von einem Regenten, von einer Familie, von einer Person, u. s. w. dienen soll, heißt ein Wappen. Sie wurden vor Alters vornehmlich auf Waffen und Schilden gebraucht

Das Wesentliche eines Wappens ist die Figur des Feldes oder Schildes; die Tinctur, welche entweder goldfarbig, silberfarbig, roth, blau, grün, schwarz und purpur, u. s. w. ist; endlich das Bild oder die Figur, welche in dem so oder anders fingirten Schilde steht. Der Helm und die Zierrathen desselben sind nur gewöhnlich, aber nicht wesentlich. Zuweilen haben die Schilde menschliche oder thierische Schildhalter; oder

R 3

sind

(*) Genug Griechische und Lateinische Mythologie zum alltaglichen Bedürfnisse der Bücherleser. In besondern Nothfällen muß man ein Buch zum Nachschlagen bey der Hand haben, z. E. *Banniers* von *Schlegel* übersezte *Götterlehre*, oder (wenn man zugleich für die alte Geschichte versorgt seyn will) *Hedrichs Schullexicon*. *Klopstock* und einige große Schriftsteller machen, wenn wir alles recht verstehen wollen, auch die *nordische Mythologie* fast nothwendig. Zum Auszuge derselben bin ich nicht vorbereitet genug. Also verschiebe ich ihn in das künftige *Handbuch* zur Ergänzung des *Elementarwerkes*.

sind unter einem Zelte oder Mantel; das ist selten und zufällig.

Wenn man, Wappen zu zeichnen, nicht verschiedene Farben anwenden will; so wird die Tinctur durch Schraffirung bestimmt. Z. E. Ein weißer Raum ist silbern; ein punctirter ist golden. Linien gerade herunter bedeuten Roth; Linien gerade von der Rechten nach der Linken bedeuten Blau. Sinkende Linien von der Rechten her bedeuten Grün. Sinkende Linien von der Linken her bedeuten Purpur. Linien gerade von oben herunter und gerade von der Rechten nach der Linken, die sich schneiden, bedeuten Schwarz.

Durch eine einzige Linie gerade herunter wird ein Schild in zwey gleiche Theile getheilt. Durch eine einzige Linie gerade von der Rechten nach der Linken wird er in zwey gleiche Theile gespalten. Daher sind einige Schilde zugleich gespalten und getheilet. Rechts oder Links durchschnitten aber ist ein Schild, wenn die Theilungslinie von der Rechten oder von der Linken her Etwas herunter sinkt. Man hat aber auch Abtheilungen der Schilder durch krumme Linien.

Die Theilungslinien machen in dem Schilde verschiedene Plätze. Diese, wenn sie mit Bildern belegt sind, heißt man Felder.

Die Bilder und Figuren theilt man ein in heroldische und gemeine. Heroldsfiguren sind: 1) der Pfahl oder Stab, das ist ein Streifen gerade von oben herunter; 2) der Balken oder die Binde, das ist ein Streifen gerade von der Rechten nach der Linken. Sind die Streifen aber

aber von der Rechten oder Linken her; so entsteht ein Querbalken oder Faden. Zwey zusammen-gesezte Querbalken heissen Sparren oder Stützen. Wenn Balken oder Pfahl sich schneiden, so entsteht das Kreuz; und, wenn es Querbalken sind, das Andreaskreuz. Was ein Bitter, eine Raute, ein Cirkel und eine Kugel im Schilde sey, versteht sich von selbst. Wenn ein schmaler Streife um den ganzen Schild herumgeht, so heißt er eine Leiste. Das waren die Heroldsfiguren. Gemeine Figuren sind Bilder von Dingen, die auch ausser der Wappenkunst vorkommen, z. E. von Menschen, Thieren, Waffen, Werkzeugen und andern Körpern.

Die Helme sind entweder offen oder geschlossen. Jene kommen dem Bürgerstande nicht zu, sind aber entweder ganz offen oder mit Bügeln verwahrt. Die Tinctur der Helme ist gemeiniglich Gold.

An dem Helme sind zuweilen noch Helmszeichen und Helmedecken. Die Helmszeichen sind entweder eine Wiederholung des Bildes im Schilde, oder etwas Anders, z. E. Fahnen, Hüte, Mützen, Federn, Hörner, Flügel, Schweife oder menschliche Figuren. Diese Zeichen sind zuweilen nur auf die Helme gesteckt; zuweilen stehen sie aber auch auf Rüssen oder auf Kronen.

Das Wesentliche einer Krone ist ein mit Edelgesteinen oder auf andre Art gezielter Keifen. Aber die übrige Figur derselben ist nach dem Stande unterschieden, z. E. die Päpstliche, die Kaiserliche, die Königliche, die Churfürstliche,

die Erzherzogliche, die Herzogliche, die Gräfliche, die Freyherrliche Krone. Dieser Standes-Unterschied wird in den Kronen genau beobachtet, wenn sie unmittelbar über dem Schilde sind; nicht aber allemal, wenn sie einen Helm zieren.

Die Helindecken finden sich nicht allemal, sind von verschiedener Art, und haben gemeiniglich die Tinctur des Schildes.

Die Schildhalter, wenn welche da sind, sind entweder Thiere und Menschen, oder erdichtete lebendige Wesen.

Weil ein Fürst von väterlicher oder mütterlicher Seite aus verschiedenen Häusern stammt; auch gemeiniglich viele Länder und Provinzen besitzt; oder bey gewissen Fällen zu erben berechtigt ist: so werden oft viele Wappen in ein einzig zusammengesetztes Wappen vereinigt. Man setzt entweder die Schilde neben einander; oder man setzt den kleinern in den größern; oder man schneidet von vielen zusammenstossenden Schildern ein Stück ab, so daß alle Stücke dem eingefesteten Schilde Raum geben. Man theilet aber einen Schild, worein ein andrer eingefestet werden soll, in 5 Stellen; die Hauptstelle, die Ehrenstelle, die Herzstelle, die Nabelstelle und die Fußstelle. Davon hat denn das eingefestete Schildlein den Namen, z. E. Haupt-schildlein, Ehrenschildlein, Herzschildlein, u. s. w.

Das hier Gesagte kann die Jugend sich anschauend vorstellen durch den Anblick, der auf unsrer Tafel gezeichneten 4 Wappen, des Römisch-Kaiserlichen, des Russisch-Kaiserlichen, des Königlich-Dänischen, und des Hochfürstlich-Anhaltischen.

Auch

Auch die Flaggen und Wimpel auf den Schiffen sind eine Art der Wappen. Daher man von Ferne sehen kann, aus welchem Staate ein Schiff sey. Die Kenntniß davon ist nur Seefahrenden nöthig. Eine umständlichere Wappenkunde, als hier gegeben ist, dienet gleichfalls nur wenigen Ständen; daher muß man sie in keinem Elementarwerke suchen.

8) Begriff und Zusammenhang der historischen Wissenschaften.

§. 1. Durch eine Beschreibung zeigt man die Ordnung solcher Dinge, die zu gleicher Zeit da sind, z. E. man beschreibt ein Land, eine Stadt, eine Familie. Durch Erzählung aber zeigt man die Ordnung solcher Dinge, die auf einander gefolgt sind. Doch den Unterschied dieser Worte beobachtet man nicht genau. Denn sonst müßte man Reise: Erzählungen, und nicht Reise: Beschreibungen sagen, und eine Beschreibung der Arten von Thieren, Pflanzen und Mineralien nicht zur Naturgeschichte rechnen. Aus vielen Erzählungen, die zusammengehören, wird eine Geschichte.

Staats- Begebenheiten werden erzählt in der Staatsgeschichte; Religions- Begebenheiten in der Kirchengeschichte; wissenschaftliche Begebenheiten in der Litteraturgeschichte. Die Kunstgeschichte bestehet aus Beschreibungen und Erzählungen von den Künsten; die Naturgeschichte aber beschreibt und erzählt, was in der

Natur (besonders in der körperlichen) fortdauert und von Zeit zu Zeit verändert ist.

Die Beschreibung oder Geschichte von einem weitern Umfange, als eine andere, heißt universal, in Ansehung der letzten oder der Specialern. Z. E. universal ist die Geschichte der Teutschen, specialer ist die Geschichte von den Anhaltischen Landen.

Eine Universalgeschichte, in der höchst möglichen Bedeutung zu schreiben, welche die Natur, die Künste, die Wissenschaften, die Staaten und die Kirchen aller Zeiten und Völker betreffe, ist den Menschen nicht möglich, wenn sich auch viele Tausend vereinigten. Wenn also ein Buch den Titel Universalhistorie hat; so will der Verfasser nur anzeigen, daß er Geschichte von aller Art schreibe, und daß er keinen Plan gemacht habe, seine Beschreibung oder Erzählung nach gewissen Zeiten und Gegenden einzuschränken; sondern daß er Alles, was ihm nach der Absicht seines Buches merkwürdig genug ist, von jeder Zeit und Gegend in gewählter Ordnung erzählen wolle. Doch man ist gewohnt, daß dieser Titel die Geschichte der Natur und Kunst, auch wohl die Geschichte der Wissenschaften und Kirchen ausschliesse; und daß also die Universalhistorie nur die Staatsveränderungen betreffe, und die andern Arten der Geschichte nur im Vorbegeh'n berühre, wenn die dahin gehörigen Begebenheiten eine merkwürdige Veränderung in Staatsfachen gemacht haben. So muß man den Titel der allgemeinen Weltgeschichte verstehen, welche in England geschrieben und in Teutschland übersetzt ist.

§. 2. Eine Geschichte besteht allemal aus umständlichen Erzählungen, die des Lesers oder des Zuhörers Seele gleichsam in die Zeiten und Gegenden der Begebenheiten versetzen, so daß auch sein Herz Antheil daran nehmen kann. Da eine solche Geschichte statt eigener Erfahrung dienet; so ist es überflüssig zu beweisen, daß es einem jeden Bücherfreunde nützlich sey, einige und besonders solche Geschichte zu lesen, welche ihn, als Menschen, als einen gesitteten Weltbürger und Patrioten, oder als eine zu diesem oder jenem Stande bestimmte Person, seine Pflichten und Klugheitsregeln auf eine lebhaft Art lehren oder erinnern. Und in dieser Absicht verliert eine Geschichte keinen merklichen Theil ihres Werthes, wenn auch nicht alles Erzählte umständlich wahr seyn sollte. Es ist dabei genug, daß als wahr geltende Begebenheiten in solcher Ordnung zusammen gefügt sind, wodurch unsre Einsicht und Klugheit vermehrt oder befestigt werden kann. Man unterscheidet wahre Geschichte von erdichteten. Jene glaubt der Verfasser selber, und will sie geglaubt wissen. Diese aber hat er zum Nutzen und Vergnügen der Leser ausgedacht, als Heldengedichte, Romanen und Lebensbeschreibungen erdichteter Personen. Wem nicht viele wahre Geschichte gewisser Art bekannt sind, der kann weder gute Erdichtungen derselben Art schreiben, noch den Werth der geschriebnen beurtheilen und gut gebrauchen. Dieses ist der zweyte Nutzen der wahren Geschichte. Man muß die lehrreichern Umstände von den gleichgültigern in einer Geschichte unterscheiden.

terscheiden. Aber die Gleichgültigkeit muß nach dem Zwecke des Geschichtschreibers, oder vielmehr nach dem Nutzen und Vergnügen der meisten vermuthlichen Leser, beurtheilt werden. Eine Geschichte, die den Menschen, als Menschen, wenig angeht, und die sich oft und lange bey solchen Umständen verweilt, worauf sich Prätensionen der fürstlichen Häuser gründen, oder welche nur gewissen Familien zur Prahlerey dienen können, oder Niemanden wichtig sind, als dem, der (ich weis nicht, warum?) alles wissen will, was zu einer gewissen Zeit oder an einem gewissen Orte gewesen oder geschehen ist; eine solche archivische, oder ohne Wahl vielzählende und viel beweisende Geschichte ist keine gemeinnützige Wissenschaft. Mag doch ein jedes fürstliches Archiv für seine Documente sorgen. Mag doch eine jede Familie das aufschreiben, womit die Nachkommen einmal pralen. Das kann man zu geben. Aber wozu nützt eine solche Vollständigkeit und Genauigkeit des Geschichtschreibers dem Leser, als Menschen oder als Patrioten? Doch über die Gränzen des Gemeinnützigen und Gleichgültigen bleiben die Meynungen immer getheilt. Wir wollen, ohne es zu verachten, ein Geschichtsbuch ungelesen lassen, wenn es uns die Zeit und Mühe nicht mit zureichendem Nutzen und Vergnügen bezahlt.

§. 3. Einige Kenntniß von der Lage, von der Regierungsform, von der Religion, von den Sitten, von den Producten und von dem Gewerbe der Staaten, der Provinzen und Dörfer, schafft oftmals im bürgerlichen Leben einigen Nutzen; erleichtert die Gespräche im Um-

gange;

gange; macht viele Stellen guter Bücher verständlicher, und ist vornehmlich einem Leser der Geschichtsbücher nothwendig. Daher heißen die Geographie, davon die Heraldik oder Wappenkunde ein kleiner Theil ist, Hülfswissenschaften der Geschichtskunde. Die vornehmste Hülfswissenschaft aber ist die Kenntniß von einem Grundrisse einer Universalhistorie. In einem solchen Grundrisse wählt man sehr bekannte und wichtig scheinende Begebenheiten, die auf einander gefolgt sind, z. E. die Sündfluth, Israels Ausgang, den Anfang der bekannten Zeit, des Persischen, des Griechischen, des Römischen Reiches, der ausländischen Regierungen in Italien, des Teutschen Kaiserthums, der Kreuzzüge, der neuern Zeit, der Augspurgischen Confession, u. s. w. Eine solche Begebenheit nennt man eine Epoche; die Zeit zwischen zwey nächsten Epochen eine Periode. Die Länge einer Periode zeigt man an durch die Zahl der Jahre, wobey man aber nicht gar genau ist, sondern lieber runde Zahlen wählt. Alsdann sagt man die Begebenheiten, die, um Geschichtsbücher zu verstehen, einem jeden Leser bekannt seyn müssen, innerhalb ihrer Periode in zweckmäßiger Kürze. So wird ein Grundriß der Universalhistorie, von ähnlicher Art, wie oben im vierten Hauptstücke. Das unmittelbare Vergnügen ist hier kein Hauptzweck; sondern Alles ist nur eine Arbeit für das Gedächtniß; die uns vorbereitet, von Geschichtsbüchern Nutzen und Vergnügen zu haben. Doch den Verstand und das Herz nicht ganz müßig zu lassen, pflegt man einige umständliche Erzählungen zwischen zu streuen.

§. 4. Also wird man folgende Tabelle von den historischen Wissenschaften verstehen:

1) Vorbereitende Wissenschaften sind:
 a) die Geographie; b) ein Grundriß der Universalgeschichte; c) die historische Chronologie, welche ein Theil derselben ist, und worinnen, wenn es nöthig wäre, erklärt wird, was ein Tag, eine Woche, ein Monat, ein Jahr, ein Jahrhundert, ein Jahrtausend und eine Epoche oder Periode sey; imgleichen eine Aera, oder ein Anfangspunkt der Jahrrechnung, z. E. die Aera der Christen ist die Geburt Christi; die Aera der Mahomedaner ist die Flucht Mahomed's von Mecca nach Medina, welche im Jahr Christi 622 geschah. Also schreiben die Türken jeßund 1773 weniger 622, oder 1151.

2) Arten der Geschichte selbst sind:
 a) die Staatsgeschichte; b) die Kirchengeschichte; c) die Litteraturgeschichte; d) die Kunstgeschichte; e) die Naturgeschichte, z. E. Beschreibung und Geschichte von der Natur der Menschen, der Thiere, der Pflanzen, der Mineralien, der Wasser, des Erdbodens mit seiner Atmosphäre, der Sonne, des Mondes, und des Gestirnes; f) die Universalgeschichte. Wenn die Erzählung in den Geschichtsbüchern nach den Jahren fortschreitet; so heißen sie Annalen, Jahrbücher oder Chroniken.

3) Hülfswissenschaften zur Geschichtskunde sind: a) Die Mythologie, weil sie mit Historie vermischet ist; b) die Antiquitätenwissenschaft, oder die Nachricht von den Gesetzen, Sitten und Religionen alter Völker. Man kann diese

diese Nachricht zur alten Geographie rechnen, und die Mythologie als ihren Theil ansehen; c) die Kenntniß der Geschichtschreiber und ihrer Bücher; auch von den Streitigkeiten, die über ihren Werth unter den Gelehrten üblich sind; d) die Diplomatiß, oder ein Unterricht, alte Urkunden zu verstehen, und die wahren von den nachgemachten zu unterscheiden; e) die Numismatiß, oder die Kenntniß von Münzen, die zuweilen zum Beweise der Geschichte dienen; f) die Kenntniß einer Dactylolithek, oder einer Sammlung von geschnittenen Steinen oder Petschaften der Alten. Diese gehört vornehmlich zur Kunstgeschichte, erleichtert aber auch zuweilen andre Theile der Geschichtskunde; g) die Genealogie, oder die Kenntniß von den Geschlechtern grosser Herren, davon nur der Unterricht; eine genealogische Tabelle (wie oben 3. h) zu verstehen, gemeinnützig ist; h) die Heraldik, oder Wappenkunde, davon man das Gemeinnütziges oben (7) findet; i) die Kenntniß der Biographien, oder der beschriebenen Lebensumstände solcher Personen, die wichtig genug sind, um von Vielen erkannt zu werden.

Was ich von diesen historischen Wissenschaften (außer der Naturkunde, als welche unten folget) nicht berührt habe, ist nicht gemeinnützig für die meisten, obgleich nützlich für einige Leser. Für die Meisten schliesse ich also dieses Buch mit folgenden dem Rathe: 1) Man mache sich den Inhalt dieses Buches durch fleißiges Lesen bekannt. 2) Alsdann frage man die Kundigen, welche kleine Sammlung von umständlichen Geschichten seines Vaterlandes man nach und nach lesen müsse. Mit diesen mache man

man einen Versuch, und werfe sie wieder weg, wenn man gewiß genug weiß, daß sie nach Proportion der nöthigen Zeit nicht genug belehren oder vergnügen. Alsdann aber kann man sie doch noch zum Nachschlagen in eine Handbibliothek setzen. 3) Von der alten und Römischen Historie sind **Rollins** Schriften die gemeinnützigsten, obgleich gemeinnützigere und kürzere gemacht werden könnten. 4) Nach dem Rathe der Kundigen, oder nach **Stockhausens** Entwürfe einer auserlesenen Bibliothek, versuche man auf gleiche Weise auch angepriesene Geschichtsbücher der mächtigsten neuern Völker, z. E. der Britten, Franzosen und Spanier, wenn man sich durch Lesung vieler Geschichte verbessert und vergnügt findet. Aber zum Nachschlagen in aller historischen Noth dienet des **Buddens** allgemeines historisches Lexicon in 5 Foliobänden. Wenn uns aber daran gelegen ist, genau das Jahr, oder doch wenigstens etwas genau, die Zeit einer erzählten Begebenheit zu wissen; und dasjenige, was in andern Ländern, oder in Ansehung andrer Sachen, mit dieser Begebenheit zugleich geschah oder fortdaurete; so muß man ein solches Werk, wie etwa **Bergers** chronologische Tabellen, zu Rathe ziehen. Denn sich mit Memorirung vieler Reihen von Kaisern, Königen und Fürsten zu beschweren, ist verdrießlich und vergeblich. Mein Rath ist an die Meisten gerichtet; nicht aber an diejenigen, die wegen besondrer Bestimmungen und Aemter, etwas Vorzügliches in der Geschichtskunde, oder in diesem und jenem Theile derselben thun müssen, oder durch ihre persönliche Neigung zu thun veranlasset werden.



Des
Elementarwerks
Dritter Band.

Achtes Buch,
für Lehrende und Lernende.

Die Naturkunde.

Elem. 3ter Band. VIII:

Ⓢ



...

...

Elementarbuch

Dritter Band.

...

...

Die Naturkunde

...

Leipzig, den 1. März 1814.



Achtes Buch.

Die Naturkunde.

I) Die erste Kenntniß der Thiere.

a) Durch Hülfe der VIIIten Tafel.

Sieht da auf dem Tische eine Biene. Ihre Art wohnt entweder wild in hohlen Bäumen und andern Höhlungen in sehr grosser Anzahl zusammen, oder wird durch die Bemühung der Menschen in solche Bienenkörbe oder Bienenstöcke gebracht, wie dort unter dem Dache zu sehn sind. Denn sie fliegen umher und sammeln aus dem Staube und Saft der Blumen, vermittelst ihrer dazu geschickten Glieder, Wachs und Honig. Dieses tragen sie nach ihrer Behausung, welche sie von oben bis unten mit sechseckichten Zellen von Wachs anfüllen, davon eine auf dem Tische zu sehn ist. In einigen wohnen sie, in einigen werden die Eier gelegt, und ihre Jungen erzogen; in andern verwahren sie den Honig zu ihrer Nahrung im Winter. Des Honigs halber, der so süß schmeckt und gesund ist, und des Wachses halber, das zu Kerzen und andern Sachen dient, werden die Bienen von den Landleuten gewartet. Eine Wachswand, deren jede Seitenfläche mit Zellen besetzt

befest ist, heißt eine Wachscheibe. Wenn die Zellen gefüllt sind, werden die Oeffnungen von ihnen mit dünnem Wachs überzogen.

In einer grossen Gesellschaft von Bienen, die zusammen eine einzige Haushaltung machen, ist eine einzige grösser und ansehnlicher als die andern, und weibliches Geschlechts, daher man sie die Königin nennt. Sie allein legt alle Eyer zu der jungen Brut in die Zellen. Die Jungen werden erst Würmer und von den andern vermittelt des Saugrüssels eine Zeitlang gefuttert. Alsdann liegt der Wurm ohngefähr vierzehn Tage gleichsam als todt in einem Grabe, welches die andern ganz mit Wachs bekleistert haben. In einem solchem Zustande nennt man den vorigen Wurm eine Puppe, weil sie fast, wie ihr auf dem Tische seht, die Gestalt eines eingewickelten Kindes hat. Zu rechter Zeit bohrt sie ihr Grab durch, und kömmt als eine junge Biene hervor.

Ausser der Königin sind die Bienen von doppelter Art, Drohnen und Werkbienen. Jene sind männliches Geschlechts, befruchten die Königin zum Eyerlegen und dienen ihr zur Gesellschaft. Vermuthlich tragen sie auch auf andre Art etwas zur Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft bey, ob sie gleich eben so wenig als die Königin zur Arbeit ausfliegen. Man meynt auch, daß sie die Eyer ausbrüten. Diejenigen, welche die Lebensart der Bienen beobachten, sind wegen mehrer Umstände in Zweifel.

Die

Die Bienen haben am Kopfe Sühlhörner, die zur Erhaltung der Augen und zur Warnung vor Gefahren ihnen nützlich sind; ferner Kinnbacken, welche ihnen zu ihrer Arbeit dienen; auch einen Saugrüssel, oder eine hohle Röhre, welche sie aus einer Scheide hinausstrecken, und wieder hineinziehen können, um aus der Tiefe der Blumen den Honig auszusaugen. Dieser läuft aus dem Rüssel in die Honigblase, die innerhalb ihres Leibes ist, und aus welcher sie ihn in die Zellen wieder hervorgeben. Sie haben sechs Füße. Mit den beyden vordersten und den Kiefern ballen sie das Wachs oder den Blumenstaub auf den Blumen in kleine Kugeln zusammen. Diese packen sie mit den Mittelfüßen in eine Höhlung an den Hinterfüßen, welche mit Haaren umgeben ist, daß das Wachs im Fluge nicht leicht wieder ausfallen kann. So mit Honig und Wachs beladen, fliegen die Werkbienen wieder zu ihrem eignen Korbe, ohne sich zu verirren, ob sie gleich zuweilen so weit davon entfernt gewesen sind, als ein Mensch in vier Stunden gehn kann. Sobald sie ankommen, legen sie ihren Vorrath ab. Andre aber stehn schon in Bereitschaft, ihnen bey der Abladung zu helfen. Und alsdann wird durch gemeinschaftliche Arbeit alles zum Anbau des Bienenstocks gebraucht. Wohl Vermittelt durch das Wachs machen sie, daß ihre Wohnung nur gewisse Oeffnungen zum Ausfliegen habe, welche sie gnug bewahren, daß kein fremdes Thier hineinkommen könne. Die



die Königin und die Werkbienen haben an dem Hinterteile einen Stachel in einer Scheide, womit sie kleine Thiere verletzen und tödten können. Doch gemeiniglich sterben sie selbst, wenn sie den Stachel durch den Stich verlieren. Gegen den Winter, gleich als wenn sie wüßten, daß sie sonst leicht Mangel an Nahrung leiden könnten, wird der größte Theil der Drohnen, als welche mit keinem Stachel bewaffnet sind, verjagt, und was nicht weichen will, getödtet, das Nas aber durch gemeinschaftliche Bemühungen hinausgeschafft. So machen sie es auch mit andern Thieren, welche, wenn sie etwa in ihren Korb kommen, getödtet werden. Auch alle Unreinigkeiten schaffen sie hinaus. Und sollte etwa ein Thier hineinkommen, dessen Nas sie nicht fortschaffen können: so umkleben sie es ganz mit Wachs, so daß die Ausdünstungen des Nases ihnen nicht nachtheilig werden.

Selten geschicht es, daß ein ganzes fremdes Bienenvolk nach dem Honig in einem andern Korbe trachtet, welchen sie austragen wollen. Da setzen sich dann die alten Einwohner bey der Oeffnung zur tapfern Gegenwehr. Von beyden Seiten wird Vieles verwundet und getödtet. Zuweilen müssen die angreifenden Feinde mit Verlust wieder abziehen, zuweilen aber werden die alten Einwohner durch Verlust der Ihrigen so muthlos, daß sie mit den vorigen Feinden Gesellschaft machen, ihren Honig austräumen, und zugleich mit ihnen in den fremden Korb einfliegen.

Im

Im Sommer ist die junge Brut angewachsen. Wenn der Korb geräumig genug ist, so bleibt sie zuweilen darinnen. Mehrentheils aber läßt sie den Alten die Wohnung, und der ganze Schwarm zieht aus. Die Königin ist eine der ersten, und setzt sich etwa an den Ast eines nahen Baumes. Diesen Zug seht ihr auf der Tafel vorgestellt. Um die Königin herum setzen sich alle in einen einzigen Klumpen. Wenn derselbe zur Ruhe gekommen ist, wie ihr über den Tisch hin seht; so gehn ein Paar Personen dahin mit gedeckten Gesichtern und Händen, damit sie nicht gestochen werden. Vielleicht ist dieses nicht nöthig: denn wenn man sie nicht verletz, oder nicht Athem auf sie läßt, so stechen sie nicht. Der eine also setzt, so sanft er kann, den ganzen Schwarm mit einem Federwisch von dem Aste in den Bienenkorb, den die andre Person unter demselben mit der Oeffnung empor hält. Alsdann trägt man ihn nach einem Tische, wie ihr in der Mitte des Bildes seht. Ist die Königin nicht mitgekommen, so bleiben sie nicht. Sonst aber wird alsobald die Haushaltung von ihnen angefangen. Denn etwas Nahrung haben ihnen die Alten erlaubt in den Blasen mitzunehmen. Wer selbst Bienen halten will, wird durch die Erfahrung von diesen merkwürdigen Thieren mehr lernen.

Auf dem zweyten halben Viertel können wir Seidenwürmer kennen lernen. Seht, die lange Raupe ist der erwachsne Wurm. Er nährt sich mehrentheils von Maulbeerblättern auf

den Bäumen. Er drückt aus zwey Oeffnungen des Mundes einen klebrichten Saft heraus, welcher, sobald er an die freye Luft kömmt, in einen harten Faden verwandelt wird, den er durch die Vorderfüße zusammen klebt. In diesem Geschäfte kriecht er rückwärts oder zur Seite, und macht also einen langen Faden, an welchem er sich herunterlassen und wieder hinauf klettern kann. Mit der Zeit hört er auf zu fressen, und verlängert auf ähnliche Art den Faden, aus welchem er nach und nach eine eiförmige Hülse, oder einen Cocon, um sich herum wickelt. In demselben ruht er ohngefähr vierzehn Tage, als wenn er todt wäre, und wird nach und nach zur Puppe, die kein Wurm mehr ist, sondern die Glieder so ändert, daß zuletzt, wenn er durch die innre und äußre Hülse durchbricht, als ein geflügelter Schmetterling, oder Zweyfalter hervorkömmt. Dann werden die Weibchen von den Männchen befruchtet, daß sie Eyer legen, aus welchen hernach wieder junge Würmer, durch die Frühlingswärme ausgebrütet, hervor kriechen, also bald ihre Nahrung von den Blättern suchen, und vor der Spinnung der Hülse viermal die Häute wechseln. (Die kleinen Eyer, die größte Puppe und der Cocon, sind neben dem Wurm gezeichnet).

Wenn die Zweyfalter sich aber selbst durch die Hülse durchbohrten; so würde die Seide verdorben oder durchschnitten. Man tödtet daher die meisten Cocons auf einem heißen Ofen, oder durch die Sonnenhitze, befreyet sie von der obersten Stockseide oder Floretseide (welche gesponnen, und zum

zum Gewebe schlechter Bänder gebraucht wird), wirft sie in laulichtes Wasser, sucht auf gewisse Art an jedem das Ende des Fadens, nimmt von verschiednen Cocons die Fäden in die Hand, befestigt sie an einem Haspel, und windet auf denselben, vermittelt Umdrehung, die nach und nach losgewickelte Seide von den Cocons, die sich in dem Wasser unbeschädigt herumdrehen. Setzt da das haspelnde Weibsen, das Wassergefäß auf dem Gestelle, Cocons daneben, und dort einige Hasen, woran zuweilen die Seidenwürmer gesetzt werden, wenn sie sich einspinnen wollen. Das andre Weibsen trägt Cocons zu. Die Seide wird hernach, damit sie stärkere Fäden gebe, zusammen geschlängelt. Der Weber webt und flücht sie durch einander und neben einander. So entstehen die zierlichsten und kostbarsten Seidenzeuge von Wurmfaß und durch Arbeit der Menschen.

Das Thier da mit dem Hundskopfe und dem dicken Schwanze ist ein Fuchs. Er trägt eine Haut so künstlich, als wenn er das Aufzaden gelernt hätte. Mit derselben eilt er nach seiner Grube, sich und seine Jungen zu füttern. Denn der Fuchs gehört zu den Raubthieren, welche theils vom Aase, theils von demjenigen leben, was sie tödten und zerreißen. Unser liebes buntes Kärtchen gehört auch zu dieser Art. Ihr habt oft gesehen, mit welcher Begierde es den Mäusen und Vögeln nachstellt. Es ist zwar für ein menschliches Herz kein angenehmer Anblick, wenn ein schwächer und einfältiger Thier, von seinem stär-

fern oder listigern Gegner mit Quaäl getödtet wird; aber wir Menschen wären noch schlimmer daran, wenn keine Raubthiere wären. Wir würden uns vor Mäusen und Ratten, ohne andre beschwerlichere Hülfsmittel, nicht bergen können, wenn Katzen, Eulen, Füchse und andre Thiere nicht täglich ihre Leckerbissen davon hätten. Mücken und Fliegen würden uns wie eine Wolke umgeben, wenn sie nicht eine tägliche Speise der Schwalben und anderer Vögel würden. Das Nas würde durch seinen Gestank eine allgemeine Krankheit verursachen, wenn viele Thiere nicht den Fischen und Wölfen und andern vierfüßigen Thieren, auch den Raubvögeln, als Krähen, Raben, Habichten, Weihen, Reihern, Geyern und Adlern zur Nahrung dienten. Denn alle diese greifen lebendige Thiere an, ihr eigen Leben zu erhalten; weil ihr Magen so beschaffen ist, daß sie pflanzartiges Futter nicht verdauen können. Sie sind auch mit solchen Zähnen, Klauen oder spitzigen Schnäbeln versehen, daß sie ganz eigentlich zu ihrer Art des Raubes und der Nahrung eingerichtet scheinen. Ueber dieses ist den meisten eine sonderbare Kunst, ihren Raub aufzufuchen, zu fangen und zu überwältigen, angebohren; eine Kunst, die sie nicht lernen dürfen, wie wir die unsrigen. Auch von Menschen werden täglich eine erstaunliche Anzahl von Thieren getödtet; entweder, weil ihre Art bis zu einer Beschwerlichkeit anwächst, oder weil wir ihr Fleisch und Fett, ihre Federn, Felle und Knochen, oder andre Theile von

von ihnen, zu unserm Gebrauche anwenden wollen. Wir müssen uns das Uebel, welches die Thiere leiden, indem sie getödtet werden, nicht zu groß vorstellen. Denn der vorhergehende Schmerz ist gemeiniglich sehr kurz; sie haben lange mit Vergnügen gelebt, und sich vor dem Tode nicht gefürchtet, den sie nicht kennen. Ja, wenn sie nicht gewaltsam getödtet würden; so müßten die meisten von ihnen im Alter vor Mangel dennoch langsamer und schmerzhafter sterben. Doch, ich bin ganz von meinem Fuchse abgekomen. Er ist ein sehr gefräßiges und listiges Thier. Zu seiner unterirdischen Wohnung gräbt er verschiedene Eingänge, damit, wenn die Jäger einen verstopfen, oder wenn die Lachshunde, seine Erzfeinde, durch den einen hinein kommen, durch die andern ihm der Eingang oder Ausgang offen stehe. Er riecht den Jäger, besonders wenn er Schießpulver bey sich hat, von fern, und eben dieses können die meisten Thiere, auch die Vögel in der Luft. Kommt der Fuchs auf dem Felde (oder bey Nacht in den Ställen) zu Gänsen und Hühnern; so tödtet er sie alle, ehe er eins wegschleppt, vermuthlich in der Hoffnung, sie allesammt nachzuholen.

Der Raubvogel in der Luft auf dem Bilde, scheint mir ein Seefalk. So schießt er, wenn er einen Fisch im Wasser erblickt, herunter, daß das Wasser über ihn zusammenschlägt, und kommt mit einem Fische wieder hervor. Aber oft hat er alsdann für einen andern den Fisch gedeckt. Denn der stärkere Seeadler, welcher auch von Fischen lebt,



lebt, und sie nicht so gut fangen kann, hält sich gemeinlich in seiner Nähe auf, fliegt ihm nach, und jagt ihm eine solche Furcht ein, daß er vor Angst seinen geraubten Fisch fallen läßt. Diesen weis der geschwinde und geschickte Seeadler (welchen ihr dort zur Linken sitzen seht) aufzufangen, ehe er zu Boden fällt. Derselbe kann aber den Fisch wegen der widerstehenden Flossfedern nicht anders verschlingen, als wenn er ihm von oben, mit dem Kopfe zuerst, in den Rachen fällt; er weis ihn also so künstlich in die Höhe zu werfen, und sich selbst so darunter zu halten, daß er ihn unfehlbar auf solche Art fange und verschlinge. Ein Meisterstück, welches wir ihm gewiß nicht nachmachen können.

Betrachtet ferner, am Fusse des Berges, ein sonderbares Fuhrwerk. Die Murmelthiere bedürfen oft eine Menge von Heu oder dürrem Grase. Alsdann, wenn man uns recht berichtet hat, legt sich eins auf den Rücken, und läßt sich von den andern zwischen den Pfoten beladen. Hierauf stellt sich einer vor ihm, und ein dritter vor diesem. Alle fassen sich mit den Zähnen in den Schwanz; sie ziehen darauf los: und so kömmt das Fuder Heu nach Hause. — Seht dort in der Ferne zur Rechten das Geflügel auf der Erde. Die Mutter scheint von den Jungen zu fliegen, um ihnen Speise zu holen. — Wo ich nicht irre: so sind die vier Löcher dort in dem Sandgefäße künstliche Höhlen eines Ameisenfressers, welche nach unten, wie ein Trichter, spitzig zugehn.

In

In dieser Spitze laurt der Räuber auf die arbeit-
samen und gesellschaftlichen Ameisen, oder auf
andres Gewürm. Denn wenn sie auf dem trock-
nen Sande seiner Höhle nahe kommen; so sinken
sie mit hinunter. Und damit es desto gewisser ge-
schehe, so schnellt er aus der Tiefe mehr Sand auf
sie. Hat er sie aber erst in seiner Gewalt, so saugt
er den nahrhaften Saft aus. Nach der Mahlzeit
aber schnellt er das Aas fort, und bereitet die Grube
zu einem neuen Fange.

Habt ihr auch wohl schon der künstlichen
Spinne zusehn, wie sie ihr Netz ausspannt, um
Fliegen und Mücken darinnen zu verwickeln, die
ihr zur Speise dienen?

Auf dem einen untern Viertel haben wir den
grossen Fisch, dessen Riemendeckel, Flossfedern
und Schuppen hier recht deutlich gezeichnet sind.
Die Flossfedern und der Schwanz sind seine Ruder,
um sich an dem Wasser fortzustossen. Den leg-
ten weis er so künstlich zu bewegen, daß er in je-
der Richtung nach Willen fortschwimmt. Er hat
eine ziemlich grosse Luftblase. Dehnt er die-
selbe aus, so wird er grösser, und doch nicht schwe-
rer; alsdann steigt er im Schwimmen höher: drückt
er dieselbe zusammen; so wird er kleiner, und doch
nicht leichter, alsdann sinkt er. Wir Menschen
können im Schwimmen einigermaßen eben dasselbe
thun, und die Höhlung unsrer Brust entweder aus-
dehnen oder zusammenziehen.

Dicht an dem Fische liegt eine Auster oder
Muschel. Diese Schalthiere liegen auf dem
Grunde

Gründe des Wassers und nähren sich vom Schlamme oder etwas anders, was in demselben ist, wozu sie die beyden Schalen, wovon sie umgeben, sind öffnen und wieder zuschliessen können. Das Austeressen haben die Menschen vermuthlich von einigen Thieren gelernt. Denn ein gewisser Raubvogel, wie man sagt, nimmt sie mit in die Luft und läßt sie auf einen Fels fallen und zerschmettert werden, damit er zu dem fleischichtren Theile komme. Eine Art Affen soll, wie man sagt, eine andre List gebrauchen. Sie geben Acht, mit einem kleinen Steine in den Pfoten, wenn die Auster sich von selbst öffne. Damit sie sich nun nicht schliesse, ehe sie dieselbe von einanderreissen können; schieben sie den Stein zwischen die Schalen. — Bey dem Fische seht ihr auch eine Lidere mit einem langen Schwanze. Einige dieser Thiere leben mehr auf dem Lande, andre mehr im Wasser. Die zweyte Art soll giftig seyn, die erste aber nicht. Etwas von ihnen ist nützlich zur Arzeney, gleichwie die meisten giftigen Dinge, deren vorsichtiger Gebrauch, den die Aerzte verstehn, heilsam seyn kann. Solche Thiere, die zugleich auf dem Lande und im Wasser leben, heißt man Amphibien. — Ganz vorn seht ihr die Kröte, den Frosch, die Schlange und die Spinne. Der Frosch ist ganz unschädlich. Die Schlangen und Spinnen in unsrer Gegend gleichfalls. Aber sehr weit von uns findet man einige Arten giftiger Schlangen, und einige sollen so groß seyn, daß sie wohl einen Menschen verschlingen.

Seht

Seht dort den ansehnlichen Schwan nach seinem Neste am Ufer in das Schilf gehn. Er lebt mehrentheils auf dem Wasser von Fischen; daher hat er Schwimmsfüsse mit ausgespannten Häuten, womit er sich, gleichwie auch die Gänse und Enten, fortrudert. — Seht da! Der Langbein und Langhals mit dem Fische im Schnabel ist ein Reiher. Er kann nur von Fischen leben und doch nicht schwimmen. Aber er steigt mit seinen langen rothen Beinen ins Wasser. Man sagt, daß seine Farbe die Fische anlocke. Alsdann dient ihm sein langer Hals, sie zu erhaschen.

Dort an dem Ufer stehn Fischottern. Sie können auch unter Wasser fischen, und würden, wenn die Jäger ihnen nicht aufstürten, die Teiche bald leer machen. — Diese grössern Thiere da beim Baume sind Biber, welche sich theils von Fischen, theils von Baumrinde und andern Pflanzen nähren. Seht da, wie dieser mit seinen Zähnen das Holz absägt. Sie haben schon einen grossen Vorrath in Ordnung gelegt, vielleicht zur Nahrung, vielleicht zum Bau. Sie leben mehrentheils gesellschaftlich in Gebäuden, die sie sehr künstlich am Wasser aufführen. Sie machen eine Schwemme, mittelst eines Dammes, durch welchen das Wasser, wenn es in dem Flusse niedriger wird, nicht ablaufen kann; ferner eine Wohnung von mehr Stockwerken. Das unterste hat zwey Oeffnungen, eine in die Schwemme, welche sie sehr reinlich halten; eine, durch welche sie den Unrath aus der Wohnung schaffen. Aber

Aber oben ist auch ein Ausgang, weil die untersten im Winter durch Eis zuweilen unbrauchbar werden. Diesen ganzen Bau führen sie mit eingesezten Pfählen, welche sie mit Flechtwerk verbinden, und vermittelst eines Mauerwerks, so künstlich auf, daß vielleicht die Menschen von ihnen etwas von der Baukunst gelernt haben. Ihre Pfähle und ihren Thon, welche sie zuweilen weit herholen müssen, schleppen sie auf die leichteste Art durchs Wasser, jene vermittelst der Zähne, diesen vermittelst des breiten und schuppichten Schwanzes, den sie damit bekleistert haben. Der Schwanz dient ihnen auch zur Mauerkelle, den Thon anzuwerfen, und das Mauerwerk eben zu machen. Das Haar ihrer Felle wird zu den Castor-Hüten und andern Zeuge gebraucht. Das Biebergeil, eine Arznei, ist ein blücker Saft, den sie bey sich führen, um ihren Schwanz, der von der Luft oder dem Wasser leicht verdorben würde, damit anzuschmieren. Eben einen solchen Saft hat die Henne und das andere Geflügel in Vorrath. Sie drücken ihn mit dem Schnabel aus und ziehn die Federn durch denselben, damit das Wasser von den mit Del angestrichnen Federn ablaufe und nicht in die Haut dringe.

Auf dem andern untern Viertel sieht man einige der furchtbarsten reißenden Thiere, den Löwen mit seiner Mähne, mit seinen eisenharten Klauen und mit seinem gesteihten Schwanze. Er hat, wie ich glaube, ein Pantherthier angefallen und überwältigt. Ein ander Pantherthier

ver-

verfolgt das Pferd. Der Löwe soll das mächtigste unter allen vierfüßigen Thieren, der Adler aber unter den Vögeln seyn. Sie heißen deswegen Könige; mit einem Namen, der ihnen nicht zukömmt. Denn Könige oder Landesväter sind zwar auch mächtig, aber nur, um Weisheit und Güte auszuüben.

Seht ihr dort das langhalsige Cameel? Es kann auf seinem Rücken, der einen Höcker hat, eine sehr grosse Last tragen, und, ohne zu ermatten, einige Tage Hunger und Durst leiden, wenn die Menschen mit ihm durch Sandwüsten reisen. Aber dann kann es auch eine erstaunliche Menge Wassers einsaufen. Daher es, wenn die Menschen selbst Noth leiden, zuweilen geschlachtet wird, damit sie es aus seinem Eingeweide schöpfen und trinken können. Das Cameel ist den Menschen sehr gehorsam, und kniet auf den geringsten Wink, wenn es beladen werden soll.

Das sehr grosse, hohe und dicke Thier dort, der Elephant, kann zahm und gehorsam gemacht werden. Der Knabe, der ihm auf dem Nacken sitzt, kann es durch Berührung mit seinem spitzi- gen Stocke regieren, wohin er will. Ist das Thier aber zornig, so kann es mit seinen Füßen alles zer- treten, mit seinen hervorstehenden Zähnen (deren Materie Elfenbein heißt) alles zerschmettern und spießen; mit seinem Rüssel alles zerschlagen und fortschleudern. Dieser Rüssel ist sehr biegsam, daß er ihn verkürzen, verlängern, auf mancher- ley Art krümmen, herunterlassen, in die Höhe heben,

heben, und nach allen Seiten wenden kann. Die Elephanten sollen viele Kunststücke mit diesem Rüssel verrichten, kleine Sachen (z. E. eine Taschenuhr, eine Blume, u. s. w.) mit demselben als mit einer Hand anfassen, und sogar ihren Führer auf den Nacken heben; auch sich desselben zum Einsaugen des Wassers bedienen. Der Elephant kann auch ungeheure Lasten tragen. Seht dort den Kasten oder Thurm, der ihm aufgeschmürt ist. Mehr als dreißig Menschen kann er darinnen forttragen, und dabei noch sehr geschwind von der Stelle kommen. Welche Menge Thiere würde er verzehren, wenn er nicht durch Gras und weiches Holz seinen Hunger stillte!

b) Durch Hülfe der IXten Tafel.

Das Thier an der Kette im ersten Viertel ist ein Tiegler. Er ist schön, aber, wenn er in der Wildniß lebt, sehr grimmig und hinterlistig. Den Menschen laurt er in Gebüsch und hohlen Wegen auf, die Affen betrügt er, indem er sich todt stellt. Die meisten Thiere, die sich vor ihm fürchten müssen, sollen seine Gegenwart durch den Geruch merken.

Das dabei stehende Stück Hornvieh ist vielleicht ein Auerochs oder Büffel. Denn die wilden Ochsen sind von den zahmen an Gestalt nichts sehr unterschieden.

Da ist an beyden Seiten ein mit seiner Last bepäckter Maulesel, ein sehr nützlichcs Lastthier. Er hat etwas von der Dauerhaftigkeit eines Esels,
und

und etwas von dem Ansehn und der Geschwindigkeit eines Pferdes. Denn einer von seinen Eltern ist aus dem Pferdegeschlecht, der andre aus dem Eselgeschlecht. Seine eigne Art aber kann er nicht fortpflanzen, eben so wenig, als einige andre Thiere, deren Eltern nicht von einerley Art sind. Sonst würden immer neue und ganz unkenntbare Thiere sich anhäufen. Alsdann würden wir in der Behutsamkeit gegen die Thiere und in Nutzung derselben nicht mehr sichern Regeln folgen können. Dort ruht ein Hirsch mit seinem Geweih, welches von Zeit zu Zeit mehr Zacken bekommt, ob er es gleich oftmal wechselt. Davon haben wir das nützliche Hirschhorn. Er ist sehr geschwind und furchtsam, doch nicht in der Brunstzeit, wenn er sich mit seinem Weibchen begatten will, oder wenn er in die Enge getrieben wird. Alsdann ist er nicht nur Hunden, sondern auch Menschen gefährlich.

Seht dort auf dem andern Vierthel einen Mann, der eine Raupe betrachtet. Denn auch die kleinsten Thiere und Insekten sind merkwürdig, können unsre Wißbegierde vergnügen, und uns zu weisen Betrachtungen Gelegenheit geben. Wenn man aber etwas Kleines oder kleine Theile der grossen Dinge genau betrachten will: so nimmt man Vergrößerungsgläser zu Hülfe. Dieser Mann hat eins in der Hand.

Der Strauß in der Mitte des Bildes ist einer der größten unter den Vögeln. Er lebt von Feldfrüchten und Kräutern. Seine haarähnlichen
Federn



Federn werden zu mancherley Zierrathen gebraucht. Er hat nur zwey Zeehen, wie das Cameel, dem er überhaupt etwas ähnlich ist. Sein Kopf steht so hoch, als der Kopf eines Reuters zu Pferde. Wann er gejagt wird, und endlich nicht mehr fort kann; so sucht er zu seiner Sicherheit den Kopf so zu verstecken, daß er die Jäger nicht siehet. Diese aber sehen ihn alsdann desto besser, und säumen nicht, sich seiner zu bemächtigen. Er kann aber anfangs geschwinder und länger laufen, als ein galloppirendes Pferd. Dieses muß, wenn man ihn ermüden will, mit einem frischen abgewechselt werden. Fliegen aber kann er nicht, sondern durch die Ausbreitung seiner Flügel nur die Geschwindigkeit seines Laufes befördern, weil nach der Größe seines Körpers die Flügel zum Fliegen nicht groß genug sind. Er legt jährlich 20 bis 50 Eyer, davon ein jedes zwey bis drey hungrige Menschen sättigen kann. Einige sagen, er dürfe seine Eyer nicht ausbrüten, sondern es geschehe von der Sonnenhitze. Ist es wahr, so legt er sie an solche Orter, wo die Jungen alsobald Futter in der Nähe finden können. Denn es ist, wie ich gehört habe, eine durchgängige Erfahrung, daß die Thiere zur Erhaltung ihrer Jungen alle nothwendige Geschicklichkeit und Mühe anwenden. Aber mehr thun sie nicht für dieselben. Daher Eltern und Kinder unter ihnen sich hernach nicht einmal kennen. Seht dort das grosse Rhinoceros oder das Nasehorn im Wasser stehen. Es ist mit einer erstaunlichen dicken und harten Haut

Haut verwahrt, welche in Falten auf seinem Leibe liegt. Es hat einen Rüssel fast wie ein Schwein, aber ein starkes Horn auf der Nase. Vermitteltst desselben kann es Bäume aus der Erde reißen oder zerbrechen. Ein Brod, woran sich fünf Menschen satt essen können, gleitet wie ein einziger Bissen in seinen Schlund hinunter. Es soll mehrentheils friedsam seyn, aber, wann es gereizt wird, auch abscheulich wüthen. Es nährt sich von Kräutern. Aber welcher erstaunlicher Vorrath von Speisen muß nicht von Jahr zu Jahr für so viele und für so entsetzlich große Thiere in Bereitschaft stehn?

Seht da oben in der Luft! So fliegen die Zugvögel, die sich heerweise von einer Gegend in die andre begeben, wo sie mehr Nahrung, oder im Winter eine bequemere Luft finden. Von dieser Art sind die Schwalben, die wilden Gänse und Störche. Die letztern fliegen allesammt an einem Tage aus einem Lande weg. Vorher aber haben sie sich versammelt, gleichsam als wenn sie sich über die Reise berathschlagten. — Seht dort den Sägefisch. Mit der Säge, die ihm aus der obern Kinnlade wächst, kann er Fische, die größer als er selbst sind, angreifen und zu seiner Nahrung tödten, denn sie ist hart wie Horn, und mit spizigen Zacken versehen. — So sehn die Crocodillen aus, fast wie Eiberen. Aber einige sind so groß, daß sie einen Menschen verschlingen können, wenn sie ihn durch einen Sprung aus dem Schilfe mit den Vordertaken erhaschen, oder mit

dem Schwanze erst zu Boden geschlagen haben. Aber alle solche furchtbare Thiere sind in unsern Gegenden nicht zu finden. Das Crocodill legt Eyer, welche die Sonne ausbrütet, wenn sie nicht von seinem Feinde, dem Ichnemion, verzehret oder von Menschen gefunden, und mit Spießsen durchstochen werden. Das Thier aber weis, wann die Jungen ausgebrütet sind. Alsdann kömmt es und holt sie zu Wasser, worinnen diese Art mehrentheils lebt. Es soll durch ein menschliches Geheul Menschen anlocken und alsdann verschlingen. Daher nennt man die Thränen eines falschen Menschen, Crocodillsthränen.

Nun zum dritten Viertel. Seht, wie dort oben die Taube ihr Kind aus dem Schnabel futtert, mit Speisen, die in ihrem Magen halb verdaut und also für die Jungen verdaulicher geworden sind. Dort auf dem Dache des Kirchturms ist ein Storchennest. Eine Kirche ist ein grosses Haus, worinn die Menschen sich versammeln, um sich einander zur Tugend zu ermahnen, und sich der Unsterblichkeit ihrer Seelen recht zu erinnern. Denn je tugendhafter die Seele ist, desto glückseliger wird sie nach diesem Leben.

Unten steht das Beutelthier oder der Phislander auf den Hinterfüßen. Er hat zwischen denselben einen weichen behaarten und mit Zissen versehenen Sack. In diesen steckt er seine Jungen, so lange sie nackt und blind sind. Da nähren sie sich, da werden sie aufgenommen, wenn er mit ihnen

ihnen einer Gefahr entgehn will. Dieser Beutel ist über Knochen oder Ribben gespannt, damit die Mutter und die Jungen sich einander nicht drücken. Das Thier kann denselben zuschnüren und öffnen.

Das zweite Thier mit dem erhabnen Schwanz heißt der Aeneas. So bringt er seine Jungen von einem Orte zum andern. Sie wickeln ihren Schwanz um den seinigen, damit sie nicht abfallen. Die Schildkröte (hier in der Mitte gezeichnet) lebt als ein Amphibion. Es giebt kleine, aber auch sehr grosse Arten. Der Leib dieses Thieres ist mit einer harten Schaale bedeckt, über welche ohne seinen Schaden ein beladner Wagen wegfahren kann. Er hat an verschiednen Theilen Fleisch von verschiednem Geschmacke. Aus seiner Schaale wird Schildpatt gemacht. Er legt Eyer, welche die Sonne ausbrütet. Die Jungen aber suchen alsobald das Wasser.

Auf dem vierten Viertel ist zu sehn, wie die Thiere sich einander angreifen und vertheidigen. Die Ochsen sind so dumm nicht, wenn es auf ihre Vertheidigung gegen Thiere ankömmt. Denn von Menschen lassen sie sich, einer nach dem andern, ruhig todt schlagen. Aber wie klug vertheidigen sie sich hier mit den Hörnern gegen den Bären. Sie kehren ihm nicht die Seite, nicht die Hintertheile zu. Sie wollen nicht schlagen, wie ein Pferd, nicht beißen, wie ein Hund, denn das können sie nicht. Aber mit den Hörnern können sie ihren Feind spießen, und wenn sie ihn fassen, fortschleudern. Werden sie von

vielen Feinden angegriffen; so schliessen sie einen Kreis, mit den Hörnern voran, daß jene nirgend eindringen können. So machen es auch die Pferde, aber die Köpfe einwärts. Seht, der eine Wolf liegt gestreckt und todt auf dem Boden. Hütet euch vor Pferden, die ihr nicht kennt, und neckt sie nicht. Sie schlagen von hinten aus. Einige wenige haben auch die Gewohnheit zu beißen, und mit den aufgehobnen Vorderfüßen zu schlagen. Doch betrachtet noch einmal den Bären, wie er Zähne und Taugen bereit hält, wenn er einen glücklichen Augenblick finden sollte, an die Ochsen zu kommen, und ihnen etwa über die Hörner hinüber zu springen. Mit welcher Klugheit beugt er den Leib einwärts, um von dem Stosse desto entfernter zu seyn? Solche und andre Künste des Angriffs und der Gegenwehr sind den Thieren angeboren. Das Kalb und Böcklein will schon stossen, ehe es Hörner hat. Das Stachelschwein dort unten wehrt sich auf andre Art. Es streckt seine harten und spizigen Stacheln hervor. Zuweilen zieht es auch seinen Kopf ein, und dann ist es wie eine Kugel, die kein Thier berühren kann, ohne verletzt zu werden. Dieselben Stacheln dienen ihm auch, gesundnes Obst, welches er anspießt, mit nach Hause zu tragen.

c) Durch Hülfe der Xten Tafel No 1.
Seht einen hohen Berg mit verschiednen Absägen und überhängenden Theilen. Er ist

ist so hoch, als etwa fünf hohe über einander gesetzte Thürme. Wer da steht, wo die 3 Gemsen oder wilde Ziegen sind (welche auf eine erstaunliche Weise von einem Felsenstücke zum andern über die tiefsten Abgründe ohne Furcht springen können), kann über viele Thäler und das niedrige Gebirge erstaunlich weit vor sich hinsehn; so weit, daß er in dreyen Tagen nicht dahin reisen könnte. Ueber ein solches Gebirge oder an demselben ist oftmals der Landweg. Erht dort den bepacten Maulesel nebst seinem Treiber, und über die Bäume hin auf demselben Wege einen andern nebst seinem Führer.

Die hohen Berge sind mehrentheils oben kahl Felsen, aber in der Mitte und unten an Bäumen, Kräutern und am Grase fruchtbar. Seht, wie mancherley Thiere hier am Fusse des Berges ihre Weide finden; den Hirsch mit seiner Hindinn; weiter herunter zwey wohlbeleibte Kühe. Ein Kalb liegt daneben. Die andern sind Schafe; doch der mit den Hörnern ist ein Bock, der Mann der Heerde.

Das Thier, welches der Jüngling auf einem Stocke in die Höhe hält, ist eine Nachtzeule, welche sich sonst bey Tage nicht sehn läßt, sondern nur bey Nachtzeit auf ihren Raub ausfliegt. Wenn man sie aber so bey Tage in die Höhe hält; so fliegen alle Vögel, welche sie von ferne erblicken, herbey und greifen sie an mit ihren Schnäbeln. In der Angst wirft sie sich auf den Rücken, wehrt sich mit ihren scharfen Klauen,

Klauen, beißet und Enarret mit ihren kräftigen Schnabel. Seht, wie sich die beyden Bauerkinder darüber freuen. Die Bauerkinder sind weder unglücklich noch verächtlich. Sie haben viel Vergnügen, und lernen früh arbeiten und ihr Brod verdienen.

An dem Baume klettert ein Eichhörnchen hinauf. Es ist ein possirliches Thierchen mit seinen Gebährden. Es hat sich vielleicht einige Nüsse geholt, die es auf dem Baume in seinem Neste verwahren will, oder es flieht vielleicht vor dem bellenden Hunde, dessen Kopf da an der Seite ein wenig hervorragt. Denn die Thiere wissen allemal ihr sicherstes Rettungsmittel.

Auf dem Plankwerk sitzt ein kleiner Vogel. An der Mauer des Hauses ist eine Vogelfalle aufgestellt. Der Vogelsteller streut Futter hinein. Wenn nun aber die Vogel darinn fressen und herumhüpfen, so schlägt die Klappe zu. Einige Vögel fängt man auch in Netzen, fast wie die Fische; besonders Feldhüner, Lerchen und Wachteln. Ich möchte eine Anzahl von Nachtigallen fangen. Denn so angenehm, so abwechselnd, so musikalisch singt kein anderer Vogel; bald im hohen, bald im niedrigen Tone, bald pfeifend, bald girrend, bald munter, bald traurig. So lange als sie, kann schwerlich ein Mensch das Trillern aushalten.

Aber der Papagey (dort sitzt einer im Fenster) ist auch nicht zu verachten. Seine Federn

Federn haben vortreffliche Farben. Er kann sich mit dem Schnabel sowohl als mit den Klauen anhängen, und sowohl klettern, als sich hin und her schwingen. Doch seine angenehmste Eigenschaft ist, daß er, wenn er oft einerley Worte hört, dieselben fast wie die Menschen nachsagen lernt, weit besser, wie die Elstern, Staare und Krähen, die es einigermassen auch können. Aber verstehn kann er nicht, was er alsdann sagt; zwar schreyt er, wann an die Thür geklopft wird: Wer klopft da, aber alsdann will er nicht wissen, wer klopft; sondern er schreyt nur so, weil er gewohnt ist, bey dem Schalle des Klopfs diese Worte zu hören, die er nachahmt. Ein Thier, wenn es auch alle Sprachlieder hat, und mit Menschen noch so lange umgeht, wird doch niemals reden lernen. Denn es hat weder Fähigkeit noch Begierde, auf viele Dinge, worauf alle Menschen aufmerksam werden, aufmerksam zu seyn. Es denkt nicht an die Handlungen und Zustände seiner Seele. Daher kann es durch menschliche Töne nichts anders verstehn lernen, als nur, was seinen Körper betrifft; von andern Dingen aber die Menschen nicht verstehn, und also selbst nicht reden lernen.

In dem andern Fenster sind zwey Kästche mit Vögel zu sehn. Aber der fliegenden Fische dort über dem Wasser hätte ich bald vergessen. Sie haben eine Haut, welche sie ausspannen können, und die ihnen statt der Flügel dient. Sie heben sich aus dem Wasser, wenn sie von Raub

Raubfischen verfolgt werden. Zuweilen aber werden sie eben dadurch eine Speise der Raubvögel. Man hat auch fliegende Mäuse oder Fledermäuse, fliegende Eichhörnchen, Kasen und Eideren. Die letzten nennt man Drachen.

d) Durch Hülfe der Xten Tafel No. 2.

Auf dem obersten Felde ist das Ufer des Meeres zum Theil mit Eis belegt. Da fährt ein gegen die Kälte wohlverwahrter Mann auf einem kleinen Schlitten, vor welchem ein gehörntes Rennthier gespannt ist. Das Rennthier kann weit geschwinder laufen, und es viel länger aushalten, als ein Pferd. Man darf es auch durch Zügel nicht regieren, sondern es läuft, ohne von der Bahn zu weichen, nach dem gewohnten Orte. Vielleicht läßt man alte Rennthiere erst voran laufen, um die jungen abzurichten. In einigen Gegenden haben die Menschen fast nichts zu ihrem Gebrauche, als Rennthiere. Sie kleiden sich und bedecken die Häuser mit ihren Häuten; sie nähren sich von ihrem Fleisch und ihrer Milch; sie machen von den Knochen Werkzeuge von den Gedärmen Stricke.

Da auf dem Eise an den Bergen sind Seehunde, so groß wie Kälber, vorn wie ein Hund, hinten fast wie ein Fisch gestaltet. Sie leben von geraubten Fischen, kommen aber zuweilen um Luft zu schöpfen, ans Land oder auf Eisschollen. Sie werden auf mancherley Art gefangen. Doch, wenn sie auf dem Lande oder
Eise

Eise sind, so können ein Paar Leute in kurzer Zeit eine Menge tödten mit einem Stocke, welcher vorne wie eine Keule und mit Eisen beschlagen ist, und womit sie diese Thiere auf die Nase schlagen. Selten laufen die andern weg, ob sie gleich ihre Kameraden getödtet sehn; faßt aber das Thier einen Mann, so kann es ihn mit unter das Eis ziehn. Der weiße Bär, der da aus dem Gebirg hervorkömmt, ist ihr Erzfeind; aber zwey Menschen können auch ohne Feuergewehr einen solchen Bären mit Spießen erlegen. Ich habe einmal gehört, daß kein Thier in der Welt sey, welches von einem oder zweyen Menschen nicht bezwungen werden könnte, wenn sie nur die Natur der Thiere kennten, und sich auf den Angriff geübt hätten. Durch Feuergewehr aber ist ein jedes Thier bezwinglich. Doch noch Etwas von den Seehunden! Viele Menschen in kalten Ländern können fast allen ihren Bedürfnissen durch den Fang dieser Thiere abhelfen. Sie essen ihr Fleisch, aus den Fellen machen sie Kleider, Dächer und Kähne. Ihr Speck ist thranig, und wird angezündet, die Hütten zu erwärmen, oder das Feuer zu unterhalten.

Einen solchen Speck hat auch der Wallfisch, eins der größten unter den Seethieren. Seht dort im Wasser wird einer getödtet. Er ist länger, wie der höchste Baum. Man kann also denken, wie dick er sey, da er nicht wie eine Schlange, oder wie ein Aal, sondern wie ein
dicker

dicker Fisch gestaltet ist. Wenn er erst todt herum schwimmt; so können wohl sunfzig Menschen auf seinem Körper herum spaziren. Seht, wie er aus seinen Luftlöchern baumbick Wasser spritzt; eben dadurch kann man von fern sehn und hören, wo er ist. Die ihn tödten wollen, wagen sich in einem Boote, oder mit einer Schaluppe nahe an ihn, nehmen sich aber in Acht, daß er das Fahrzeug nicht mit seinem Schwanze berühren könne, denn er könnte damit sogar ein grosses Schiff zerschmettern. Sie werfen ihre Harpunen oder Wurffspieße in den Leib. Wenn er die Wunde fühlt, so sinkt er anfangs zu Grunde; alsdann müssen die Fischer eine solche Länge des Stricks, welcher an dem Wurffspieße befestigt ist, geschwinde nachfahren lassen, damit er die Schaluppe nicht unreise. Bald kömmt er wieder in die Höhe, um Luft zu schöpfen. Eiligst begrüßt man ihn mit mehr Harpunen, bis das ungeheure Thier sich verblutet und todt ist. Als dann geht man mit Lust ans Speckschneiden, packt den Speck in Loannen und führet ihn nach Hause, weil man Thran daraus schmelzen oder brennen kann, welches zur Erhaltung der Lampen und vielen andern Sachen dient. Der Speck sitzt nur zwischen der Haut und dem magern Fleische. Das letzte läßt man mit dem Gerippe liegen; es dient den Varen, den Seehunden, andern Fischen und den Raubvögeln zur Speise. Inwendig in seinem Rachen schneidet man das Fischbein. Aus dem Gehirne von einer gewissen Art Wallfische wird

wird der Wallrath genommen, woraus man, wie aus Wachs oder Talg, Kerzen gießen, und welchen man auch auf andre Art brauchen kann.

Es werden vielerley Thiere im Meer gefunden, welche vorn die Gestalt der Landthiere, hinten aber die Gestalt der Fische haben. Man redet auch von Seemännern und Seeweibern, die vorn einige Aehnlichkeit mit den Menschen haben sollen. Doch wenn sie keine Zeichen vernünftiger Seelen von sich geben, so sind sie gänzlich von der Menschenart unterschieden.

Da auf dem untern Viertel geht ein Jäger, die Flinte in der Hand, einen Hasen auf dem Rücken, und einige Hunde neben sich. Die Hunde sind nicht allein nützlich auf der Jagd, sondern auch für die Menschen sehr gesellschafeliche Thiere. Sie sind leicht zum Gehorsam zu bringen, und können allerley Künste lernen. Viele sind schön wegen ihrer Farbe und Gestalt, wegen ihrer glatten Haut, oder wegen ihres gekräuselten Haares, oder, wie die Schooshunde, zugleich wegen ihrer zarten Glleder. Ein Hund ist seinem Herrn getreu, und verläßt ihn nicht leicht, wenn er auch öft gemishandelt wird. Er kann den Personen und Sachen zur Sicherheit dienen, daß sie nicht angefallen oder weggenommen werden. Er nütze auch den Hirten, die Heerde in Ordnung zu halten; und den alten kränklichen Leuten, die Füße zu erwärmen. Es ist eine sonderbare Eigenschaft einiger Hunde, daß sie ihre Behausung oder ihre Herren



Herrn wieder finden können, wenn sie auch viele Tagereisen von ihnen entfernt sind, und durch Flüsse schwimmen müssen.

Seht da auf dem Bilde den kleinen rauchen Hund mit den hangenden Ohrlappen, welcher den Affen anbellt.

Das Affengeschlecht ist dem Menschen äußerlich am ähnlichsten, und ahmt auch viele seiner äußerlichen Handlungen nach; daher hält man Affen zuweilen zum Vergnügen in den Häusern an der Kette. Denn sie sind falsch, besonders wenn sie von unbekannten Personen oder Kindern geneckt werden. Sie krasen und beißen, und ihr Biß wird schwer geheilt. Aber wegen des Triebes, uns Menschen nachzuahmen, kann man sehr viele artige Geschichte von den Affen erzählen. Sie lieben ihre Jungen sehr, und weisen sie oft vor. Man sagt auch, daß sie dieselben zuweilen so hart an die Brust drücken, daß sie davon sterben. Daher wird eine thörichte Liebe, wodurch man den Kindern schadet, eine Affenliebe genannt.

Da weiter hin giebt es Federvieh zu füttern. Wie begierig rennt die Henne, nach Art des Strausses, mit ausgespannten Flügeln herzu, da sie merkt, daß Gerstenkörner für sie hingestreut werden. Das Mägdchen dort hätte locken müssen, so wäre alles andre Geflügel auf einmal herzu geeilt.

Der Pfau auf dem Klose über seinem Stalle hat sehr schöne bunte Federn. Sie glänzen

glänzen vortreflich, besonders wenn er seinen Schwanz ausbreitet, und ihn die Sonne bescheint. Aber seine Stimme ist den Menschen sehr ekelhaft. Seht dort die schnatternden Enten in dem Wasserbehältniß. Die eine taucht den Hals unter, um Etwas aus der Tiefe zu holen. Dort am Rande steht vielleicht der Entrich. Wenn man den Enten Hühnereyer, und den Hühnern Enteneyer unterlegt: so werden sie ausgebrütet. Aber aus Hühnereyern kommen Hühnchen, aus Enteneyern junge Enten. Die letzten gehen alsobald zu Wasser; so sehr die Henne, die sich einbildet, ihre Mutter zu seyn, sich davor erschrecken mag. Wer hat es ihnen gesagt, daß sie Schwimmfüße haben, und schwimmen können? Warum versuchen die Hühnchen es nicht, sondern scheuen das Wasser?

In der Mitte des Wasserbehältnisses springt das Wasser aus dem Springbrunnen in die Höhe. Man kann auf mancherley Art Springbrunnen machen.

Ich sehe auch einen kalekutischen Hahn, mit herunterhängenden Flügeln und ausgebreitetem Schwanz. Die kalekutische Henne liegt neben ihm, mit dem Leibe auf der Erde. Diese da vor der Thür sind zwey schnatternde Gänse. Seht, seht, die mütterliche Glückshenne mit ihren Küchlein, welche sie mit aller Sorgfalt bald wärmt, bald zur zerhackten Speise lockt, bald vor Gefahr warnt und beschützt.

Elem. 3ter Band, VIII.

U

Diese

Diese beiden kleinen beißen sich. Das andre kleine verwegne Hühnchen stört die Henne, welche in dem Korbe oder Neste, entweder ein Ey legt, oder Eyer ausbrütet. Die Henne aber schreyt ihm zornig entgegen. Der Hahn, der Mann der Hühner, ist grösser, und hat mehr Ansehn und Stärke, als seine Weiber. Er hat einen höhern Kamm, und seine Füße sind mit Spornen bewaffnet. Denn er sucht seine Hühner zu beschützen, und die fremden Hähne abzuwehren, die sich einschleichen wollen. Darüber haben die Hähne oft einen blutigen Streit, bis einer siegt und der andre flieht. Dann schlägt der Sieger vor Freuden mit den Flügeln und kräht. Doch die Hähne krähen auch zu gewissen Zeiten des Tages, der Nacht, und bey Aenderung des Wetters, welche sie merken. Die Henne da über dem Bitterwert hat vielleicht ein Ey gelegt, und will ihr durch Gackern ihre Freude darüber bezeugen. In dem Stalle sitzt eine Henne auf dem Stocke. So schlafen die Hühner, und wissen das Gleichgewicht zu behalten, daß sie nicht herabfallen. Da zur Rechten ist eine Hühnertreppe in das hohe Hühnerhaus. Es scheint aber, die eine wolle die andre nicht hineinlassen. Denn wenn zwey zu gleicher Zeit Eyer legen wollen: so zanken sie sich ums Nest.

Dort hinter dem Baume springt die Kaze nach der Maus hervor. Oben aber, auf dem Kornboden, wo das Dach fehlt, sieht man Ragen. Mäuse, und Katzen thun dem

Mens

Menschen fast niemals an seinem Leibe Schaden. Man hat keine Ursache, sich davor zu fürchten. Aber Einigen ist Ekel und Abscheu vor gewissen Thieren angebohren; Andre haben sich dazu verwöhnt. Doch wenn die Ragen sehr hungrig sind: so wagen sie sich wohl an ein kleines Kind in der Wiege, wenn es schläft und etwa Brod in der Hand hält. Aber sonst thun diese Thiere uns keinen andern Schaden, als daß sie Kleider und Geräthe zernagen, ein unangenehmes Geräusch und Geschrey machen, und uns einen Theil der Nahrungsmittel verzehren, anbeissen und verunreinigen.

e) Von der Geschicklichkeit der Thiere.

Tab. LXXXVI.

Wer seine eigne Seele kennt, kann auch die Seelen der Thiere nicht läugnen. Es kann ihm aber belieben, sie nicht Seelen, sondern anders zu nennen. Eben dieses denke ich von dem Verstande der Menschen und dem Verstande der Thiere. Aber menschliche Seelen und menschlichen Verstand haben die Thiere nicht. Dem thierischen Verstande fehlt Etwas, was der menschliche hat. Wegen dieses Mangels bey den Thieren benennt man die Fähigkeit ihres Verstandes nicht mit dem Namen Vernunft: sondern Vernunft nennt man nur Fähigkeit zum menschlichen oder einem noch höhern Verstande.

Aber sonder Zweifel fehlt dem menschlichen Verstande auch Etwas, was der thierische hat; und da in dem thierischen Vieles seyn kann, was wir nicht wissen, weil sie nicht reden, und weil sie Vieles vornehmen, welches wir nicht verstehn; so können wir leicht irren, wenn wir ihnen dieses oder jenes Vermögen absprechen. Ich will euch, lieben Kinder, einige merkwürdige Geschichte erzählen.

Ich habe einen Affen gesehn, der (wie das erste Viertheil zeigt) auf einem straffen Seile, mit einer Balanzirstange in den Vorderpfoten, rückwärts und vorwärts tanzte und zu gleicher Zeit im Maule eine Stange mit Querstöcken balanzirte, auf welchen viele Wachslichter brannten; nachher wie ein Soldat mit einer kleinen Flinte so exercirte, wie er von seinem Herrn commandirt wurde. Es ist bekannt, daß auch die Bären auf Befehl ihrer Führer tanzen, Schildwache stehen, kobolten, in den Baum klettern, in demselben sich zusammenrollen und wie ein Sack Mehl wieder herunterfallen.

Junge Pferde können gewöhnt werden (nach gewissen Fragen oder Befehlen, und bey einer gewissen Lage der Hand oder der Peitsche ihres Herrn), mit dem Kopfe zu schütteln oder zu nicken, einen Vorderfuß oft nach einander aufzuheben, bey einer gewissen Person stehen zu bleiben, u. s. w. Aber wenn sie bey den Fragen, willst du Zaber? spreche ich Teutsch? nicken; bey den Fragen: willst du Schläge? spreche

spreche ich Latein! mit dem Kopfe schütteln; und bey dem Befehle: zähle mit dem Fusse die Augen dieser Würfel! sie zählen; oder bey den Worten: suche die Person, welche ein schwarzes Kleid trägt, vor ihr stehen bleiben; so erkennen sie nicht die Verbindung, welche zwischen denselben Worten und Sachen ist. Auf dem zweyten Vierthel seht ihr, wie ein Pferd auf Befehl seines Herrn sich niedergelegt hat, sich todt stellt, und treten läßt; ferner wie es durch einige emporgehaltene Reifen springt; wie ein Hund auf den Vorderpfoten fortschreitet, und ein anderer seinen Cameraden in einer Karre schlebet.

An einem Orte lag eine lange hölzerne Röhre, wie ihr auf dem dritten Vierthel seht, welche zum Wasserleiten ausgehöhlt war. In dieselbe begaben sich oftmals Katzen, die sich darinnen eine Zeitlang aufhielten. Auf diesem Hofplatze waren zwey Hunde, welche gern Katzen fingen und todt bissen. Oft hatte einer derselben eine Katze in dieser Röhre gerochen, und vor einer der Oeffnungen gebellt. Natürlicher Weise war sie aber aus der andern Oeffnung, weil die Röhre lang war, ihm glücklich entflohn. So war es oft diesem und dem andern Hunde ergangen. Endlich wurden sie beyde klüger. Wenn einer im Vorbeygehn eine Katze roch: so blieb er ganz still, lief in vollen Sprüngen davon, und suchte seinen Cameraden auf. Schließ derselbe, so stieß er ihn an



die Schnauze mit der feinigern. Dies war das Zeichen, daß beyde zur Röhre eilen mußten. Nun stellte sich einer bey der einen Oeffnung so an der Seite, daß er nicht gesehn werden konnte, und blieb ganz ruhig stehn, bis der andre bellte. Alsdann suchte die Rase das Loch, welches sie für frey hielt. Und auf diese Weise konnte keine, die sich in die Röhre gewagt hatte, den beyden Hunden mehr entgehn. Hievon bin ich selbst ein Zeuge gewesen, gleich wie auch von folgender List eines derselben Hunde. — An dem Rande des alten Hamburgischen Stadtsgrabens, der auf dem Boden sehr viel Schlamm hatte, lagen im Schilffe viele Katzen, welche von meinem Hunde auf verschiedene Art gefangen wurden. Oft aber entkamen sie und schwammen oder liefen so in den Graben hinein, daß sie auf der Oberfläche nicht zu sehn waren. Sie hatten aber die Gewohnheit, alsdann nicht nach dem andern Rande hinüber zu gehn, sondern vielmehr durch einen halben Cirkel, der bald groß bald klein war, zu ihrem gewohnten Rande zurück zu kehren. Dies hatte ich an den Bläschen gemerkt, welche auf der Oberfläche erschienen. Ich lockte also meinen Hund an die Stelle, wo diese Linie zu Ende laufen mußte. Die Rase kam hervor, und er erwischte sie. Nun wußte er dieses auf immer. Entkam ihm eine; so sah er ruhig ins Wasser, bis er wissen konnte, wie gekrümmt die Linie wäre, welche die Rase nahm. Alsdann stellte er

er sich (wie auf unserm Vierthel) mit den Vorderpfoten und mit dem offenen Rachen in das schlammichte Wasser und an dem Orte, wo die Linie zu Ende gehn würde. Also verfehlte er niemals seines Raubes.

Es ist angenehm zu sehen, wie auf dem vierten Vierthel, wenn ein Vogel im Durste oder Hunger seinen tiefhängenden Eimer oder seinen Fresskasten mit den Pfoten und dem Schnabel aufwindet, und so lange hält, bis er gefressen oder gefoffen hat, alsdann aber wieder sinken läßt. Man kann Tauben dazu abrichten, daß sie nach dem Hause, wovon man sie nach und nach bis zu einer Meile wegträgt, und alsdann aufstiegen läßt, schnell eine Nachricht in einem Briefchen überbringen, welches man ihnen an ein Bein bindet. Noch merkwürdiger ist, daß man furchtsame Canarienvögel, wenn sie getäubt sind, gewöhnen kann, in ihrem Schnabel eine brennende Lunte zu nehmen, und eine kleine Canone abzufeuern, ohne durch das Feuer von der Wiederholung abgeschreckt zu werden. Ein Vogel, wenn er auch noch niemals Eyer gelegt, noch Nester hat machen sehn, baut vor dem ersten Eyerlegen aus der dazu tauglichsten Materie, mit grosser Mühe und an den sichersten Orten, ein solches Nest, als für ihn und seine Jungen bequem ist. Damit es von diesen nicht verunreinigt werde, schieben einige Arten der Vögel die Jungen zu gewissen Zeiten so herum, daß der Scheiß aus dem Neste

herdorrage, bis sie gewohnt werden, selbst sich so umzukehren. Ein Paar gewisser Vögel sacht zwischen einem einzigen Blatte eines Palmenbaums einige feste Halmen, verbindet sie mit andern, daß nach und nach daraus ein Nest werde, in Gestalt einer hängenden Korbflasche. An einer der schmalen Seiten geht eine durchleuchtige Röhre (a b) herunter, die unten (b) eine solche Oeffnung hat, daß nur einer der beyden Vögel dadurch zu oder aus dem innern kleinen Neste (n) kommen kann. Uebrigens aber ist alles so dicht geflochten, daß kein Regen ins eigentliche Nest dringt. Es könnte mit Händen, aus ähnlicher Materie, nicht fester und netter gewirkt, und mit Menschenverstand nicht zweckmäßiger eingerichtet werden.

Die fliegenden Insekten, wenn ihre Jungen im Wasser ausgebrütet werden, wagen sich in dieses Element, um ihre Eyer dahin zu legen.

Wenn die Alten Eyer legen, welche sie nicht selbst ausbrüten, so geschieht es in den Blättern, in dem Obste, in dem Fleische, kurz, in demjenigen Körper, wovon die Jungen alsobald eine ihnen dienliche Nahrung haben.

Aus einem gewissen Wurme wird nach einiger Ruhezeit, wozu er sich selbst die Höhlung bereitet, ein Hirschkäfer mit langen Hörnern. Er macht seine Wohnung weit größer, als es sein alter Körper erfordert, und zwar so, daß die Hörner, die er noch nicht hat, auch Raum finden.

Der Falk, ein Raubvogel, der seine spißigen Klauen durch die Haut und das Fleisch schlagen,

schlagen, und sich auch an dem Kopfe der grossen Thiere festhalten kann, wird auf folgende Art zur Jagd gegen dieselbe gewöhnt. Man läßt ihn hungern, und steckt sein Futter in die Augen eines ausgestopften Hasenbalgs oder andern Thierbalgs. Wenn er es daselbst zu suchen gewöhnt ist; so bewegt man die Gestalt dieses Thieres erst langsam, dann geschwinder, endlich sehr geschwind. Sieht nun hernach der Falk ein solches Thier laufen: so setzt er sich auf den Kopf desselben, und hackt die Augen aus. Dann kommen die Jäger, fangen und tödten dasselbe. Aber ohne Noth muß der Mensch mit den Thieren nicht so hart umgehn.

Der Wasserblaser, ein Seethier, verbirgt im Sturm seine Jungen in einem dazu abgeforderten Raume seines Rachens.

Der Premit ist ein Schaalthier, aber hinten so bloß und weich, daß er, ohne noch eine Schaale über seinem Hintern zu haben, schwerlich leben könnte. Er macht also ein gefundenes Schneckenhaus zu dem seinigen.

Ein jeder Ort hat mancherley Kräuter und Gewächse, davon einige nur diesen, einige nur andern Thieren dienlich sind. Diese auszusuchen verstehn die Thiere so gut, daß sie niemals oder selten irren. Gewisse Kräuter dienen ihnen nur in gewissen Krankheiten. Auch dieses wissen sie, gleich als wenn ein Thierarzt sie unterrichtet hätte.

Der Bär, sagt man, wenn er angeschossen ist und noch auf seinen Feind losgehn will, stopft

Erde oder Kraut in die Wunde. So wird die geschwinde Verblutung gehindert.

Jedes junge Thier weis die Kunst zu saugen, wenn es derselben bedarf. Es macht im Munde einen Raum, wo gar keine oder nur wenig Luft ist, alsdann fließt ihm die Milch von selbst zu, auch in die Höhe.

Der Hund schöpft im Saufen das Wasser mit seiner Zunge, wie mit einem Löffel. Das Pferd steckt die Schnauze bis über die Nase hinein, und stillt seinen Durst mit Saugen.

Eine jede Art der Thiere weis ohne Unterricht die Künste, die zum Bedürfnisse seiner selbst und seiner Jungen erfordert werden. Aber Künste, die ihnen nach ihrer Lebensart überflüssig oder schädlich wären, wissen sie nicht.

Diejenigen Naturforscher, welche gute Vergrößerungsgläser zu gebrauchen wissen, versichern uns, daß in einem einzigen Wassertropfen, worinnen Blumen oder Kräuter gestanden sind, sehr viele lustige Thiere herumschwimmen, und daß sich auf der Haut der Fische weit kleinere Thiere aufhalten, welche von ihnen eben so leben, wie sie von den grossen.

Ich wollte einmal einem Zahn einen geschwinden Tod geben, und hackte mit einem Hiebe den Kopf ab. Der Rumpf flatterte und lief nach verschiedenem Stolpern zehn Schritte unter eine Menge von Klößern, wo er liegen blieb. Man hat ähnliche Begebenheiten oft bemerkt. Wenn nun die Seele im Haupte war, so erhellte daraus,

daraus, daß die Glieder sich nach dem Vorsatze der Seele, wenn sie das Ibrige daran gethan hat, sich eine Zeitlang fortbewegen.

Ein gewisser Raubvogel (Jean de blanc) trinkt nur ganz heimlich, weil er dabey seinen Kopf ins Wasser stecken, und sich zur Vertheidigung ausser Stand setzen muß.

Der Nautilus ist von der Schneckenart und lebt im Wasser. Will er steigen; so zieht er sich in der Schale nach vorn zu, drückt das Wasser aus der Oeffnung und wird leichter. Will er sinken; so zieht er sich hinein, das Wasser läuft ein und er wird schwerer. Will er schiffen; so kehrt er seine Schale um, daß sie ein Boot werde; auch spannt er seine Haut empor, daß sie von der Luft gefaßt werde und zum Segel dienen könne. Von ihm haben einige Menschen vielleicht die Schifffahrt gelernt.

Selten verlernt ein Thier die angebohrnen Instinkte oder solche Begierden, die nicht durch Erfahrung und Vorsatz entstehen. Die zahmen Löwen oder Tieger zerreißen ihren Wärter, wenn derselbe ihrer Zunge seine Hand zu lecken giebt, daß sie blutrünstig wird. Ein sehr jung gefangner Fuchs, der auf einem Hofe in einem Häuschen an einer Kette lag, war wegen seiner Schmeicheleyen und Poffen ein Liebling des Hauses. Einen Theil seines Futters streute er an dem Ende des Raumes herum, wohin er kommen konnte. Man wußte die Ursache nicht, und vermüßte, ohne Verdacht auf ihn zu haben, ein Huhn
nach



nach dem andern. Endlich fand man das Hintertheil seines Hauses voll Knochen und Federn.

f) Durch Hülfe der LXXXVIIsten Tafel.

Aber den Menschen fehlt es nicht an Mitteln, die listigsten, stärksten und schnellsten Thiere zu überwinden und zu fangen. Da auf dem ersten Viertel sind Affen im Baume, welche ansehen, daß Menschen unter demselben sich in Gefäßen mit Wasser waschen. Sie klettern, wenn sie sich für allein halten, herunter, und wollen die gesehne Handlung nachahmen; finden aber eine Materie, wodurch sie ihre Augen verkleistern, so daß sie lebendig von den auslaurenden Menschen gefangen werden. Der Spürhund, da auf dem Mittelgrunde unsers Viertels, kann die Spur riechen, wo Wild gelaufen ist, und es also im Lager aufsuchen oder die Nähe desselben anzeigen. Sieht der Jäger dasselbe entweder liegend, oder im Laufe, oder im Fluge, und ist es ihm nahe genug; so schießt er los. Trifft er etwa einen Hasen nicht; so kann ihn doch (wie dori in der Ferne vorgestellt ist) der Windhund (den man an dem spitzigen Kopfe, dünnem Leibe und den langen Beinen erkennt), weil er schneller läuft, einholen und in des Jägers Hände bringen. Der Zuhnerhund (da zur Rechten) ist so abgerichtet, daß er alsobald still steht und den Fuß aufhebt, wenn er Rebhühner, Schnepfen, oder andres Wild im Grase oder Gebüsche merkt. Alsdann wird das Wild aufgejagt, damit es vor den Schuß komme. Die Wasserhunde holen die angeschößnen Enten aus dem Wasser

Wasser. Aber eine gewisse Art Enten kann unter dem Wasser lange aushalten und taucht sich unter, um der Nachstellung zu entgehen. Auf dem zweyten Viertel ist eine Schweinherde vorgestellt. Seht, wie die Hunde den wilden Eber an den Ohren fassen und zurück halten, damit der nahe Jäger ihn mit dem Hirschfänger abfangen kann. Alsdann muß man die Hunde zwingen, daß sie loslassen. Einige derselben liegen da verwundet oder getödtet. Dort zur Rechten ruft ein handfester Jäger einer Rotte wilder Schweine, *Zuffah!* das stärkste geht hervor, um den Ausforderer im pfeilschnellen Laufe zu Boden zu werfen, rennt sich aber selbst, wenn der Jäger stark genug ist, und der rechten Stelle nicht verfehlt, das Eisen in den Leib. — Auf dem dritten Viertel zur Linken ist vorgestellt, wie eine wilde Kaze einen Vogel von einem Queerstocke weglangen will, vermittelst dessen eine mit einer last beschwerten Stange aufgestellt ist. Die Mäskerinn erkennt nicht, daß sie, so bald sie die Queerstange wegzieht, zwischen den Stangen wird beklemmt und gefangen werden. Es vermuthete auch weder der Fuchs, daß das zuschnellende Eisen, worinn die Lockspeise ist, ihn ergreifen und erdrücken würde; noch der Fischotter, daß die mit Spitzen versehne Walze auf ihm herabfallen könnte, wenn er den Faden aushackte, woran sie in der Höhe befestigt hing; noch der Krammervogel, daß er beim Fressen der rothen Beeren sich die hárne Schlinge um den Hals schnürte. Dort in der Ferne ist noch eine Falkenjagd gezeichnet. Der Raubvogel



vogel wird so lange getragen, bis er ein Wild (Kraniche, Reiher, wilde Gänse, Hasen, Rehe, u. s. w.) erblickt, alsdann fliegt er darauf zu, und sucht es zu überwältigen oder es den nacheilenden Jägern durch Aushackung der Augen in die Hände zu liefern.

Die Jagd ist ein sehr gutes Vergnügen, besonders wenn man dadurch etwas ausrichtet, welches den Menschen nützlich ist. Aber an der Quaal der Thiere ein Vergnügen finden, ist grausam und unmenschlich. Warum sollte ich ein Thier zu Tode ängstigen und zu Tode jagen, und ihm dadurch eine Quaal von vielen Stunden verursachen, wenn ich es in einem Augenblicke tödten kann.

Dort auf dem vierten Viertel ist die Fischerey vorgestellt. Einige Fischer fangen die Fische in einem Zugnetze (1), welches sie an zwey Seiten im Wasser fortziehen. Der eine Mann dort thut solches mit einem grossen Netzbeutel oder Sazmen (2), den er an einer Stange im Wasser fortschiebt. Ein andrer setzt Reusen (3) oder Netze, die über kleinere und größre Reusen gespannt sind, unters Wasser, damit die hin und her schwimmenden Fische durch die kleinen Löcher, wie in einem Irrgarten, hineinschleichen, ohne den Rückweg zu finden. Dort ist ein Angler, welcher mittelst einer langen Ruthe und Schnur, woran ein Häkchen mit einem Wiederhaken und ein Wurm als Köder ist, die anbeißenden Fische einzeln aus dem Wasser zieht. In der Ferne ist ein Theil des Lachsesanges (zu Dessau) sichtbar, worinnen Lächse

lächse, welche durch enge Löcher dem Strom entgegen hineinschlupfen, gefangen werden.

g) Durch Hülfe der XXIsten Tafel. No. 2.

Man pflegt aus guten Ursachen die Thiere in Klassen zu vertheilen. Die erste und wichtigste enthält die vierfüßigen Landthiere, welche Knochen, rothes Blut, Lungen und ein Herz mit zwey Kammern haben. Die von den Männchen befruchteten Weibchen gebähren ihre Jungen lebendig, und säugen sie an ihren Zitzen. Einige haben Hufe oder hornige Schalen um ihre Füße, nicht bloß zum Gehen, sondern zu mancherley andern Berichtigungen, z. E. zum Graben ihrer Höhlen, zum Anfassen ihrer Speisen oder ihres Raubes, u. s. w. Der Hufe eines Esels besteht aus einem Stücke (a. 1.) eines Hirsches oder Schweines aus zwey (2), eines Rhinoceros aus dreyen (3), eines Nilpferdes aus vier (4) und eines Elephanten aus fünf Stücken (5). Von diesen behuften Thieren giebt es nicht so viel Arten, als von denen, welche gelenkige Zehen mit Nägeln oder Klauen haben, deren Anzahl aber nicht bey allen Thieren gleich ist. Denn das langhalsige Cameel hat deren an einem Fusse nur zwey (6), das Faulthier drey (7), das Eichhörnchen, die Raße (u. s. w.) vier (8), der Haase, der Affe, der Hund und viele andre fünf (9). Einige Hunde werden zuweilen in den schwülsten Sommertagen toll oder rasend, welches man an ihrer blauen hervorgestreckten Zunge, an ihrem zwischen den Hinterbeinen heruntergezognen Schwanze



Schwanz und an dem Geheul andrer Hunde, die jene schon in der Ferne riechen, erkennen kann. Thiere und Menschen, die ihnen alsdann begegnen und nicht ausweichen, sind in Gefahr, gebissen, und wenn nicht bald Rath geschafft wird, gleichfalls rasend zu werden. Denen Thieren, welche wie die Biber im Wasser leben oder ihre Nahrung suchen, wächst zwischen den Beelen eine Schwimmbaut (10), womit sie sich fortrudern können. Verschiedne Seethiere, als Seehunde, Seebären und Wallrosse, haben ganz unförmliche Füße. Andre Zeichen, die Gattungen der vierfüßigen Thiere zu unterscheiden, sind die Zähne. Denn von 200 Arten, welche auf dem Erdboden vorhanden sind, haben einige unten und oben Vorderzähne, z. E. die fleischfressenden Thiere, als der possirliche Affe (so wie der Mensch) vier (12), der wühlende Maulwurf, der starke Löwe und scharfsehende Luchs sechs (13). Die pfeisende Maus und einige andre Arten brauchen deren zu ihrer Lebensart nur zwey (14). Einigen Thieren aber fehlen die oberen fleischschneidenden Vorderzähne (15), als dem Rindviehe oder den Röhren und Ochsen, den Hirschen, u. s. w. welche Arten Gras und ander Kraut abrupsen, wenig gekaut in ihren Vormagen hinunterschlingen und hernach aus demselben wieder ins Maul bringen, um es, da es nun erweicht ist, besser noch einmal durchzukäuen. Bey noch andern, als bey den Pferden, sind die Zähne abgestumpft (18), aber zur Zermalmung der ihnen dienlichen Speisen vorzüglich geschickt. Der

Amei-

Ameisenbär endlich ist ganz zahlos (16); aber ihm wächst statt der Zähne eine lange Zunge (17), durch deren Hilfe er Ameisen und andre Insekten aus Löchern und Ritzen hervorzieht und ins Maul zieht. Alle Thiere dieser Art sind von einer haarreichen Haut umgeben. Ein jedes Haar aber (11) besteht aus Röhren und einer Wurzel, wodurch der Nahrungsfaße desselben Wege findet.

Eine zweyte Hauptklasse sind die Vögel. Sie haben Federn, zwey Füße, zwey Flügel, rothes Blut, eine (nicht durch ein Zwerchfell abgetrennte) Zunge, zwey Ohren ohne Lappen, einen hornigen Schnabel zu mancherley Verrichtungen, zwey Nasenlöcher an demselben, und zwey Augen auf den Seiten des Kopfes. Auf demselben haben einige allerley Zierathen, als Kränze, Lappen, Federbüsche. Die meisten Vögel haben an den Ohren einen Kranz dichter Federchen, wodurch sie vor den Insekten, Regentropfen und dem Draußen des Windes den Gehörgang verstopfen, und alsdann wieder öffnen können, wenn sie hören wollen. Der Flügel (b. 17) eines Vogels besteht aus einem vordern und hintern Arme, und den Schwungfedern; eine jede derselben besteht (8) aus der rauhen Fahne und dem Riele, dessen Obertheil mit der Rinne, der Schaft, und dessen hohler Untertheil die Spuhle heißt. Die Fasern der Fahne sind an einer Seite schmähler, dichter und elastischer als an der andern; und schliessen sich so genau in und an einander, daß die Luft bey der schnellsten Bewegung des Flügels nicht durchfahren kann.

Welm. 3ter Band. VIII. F Jedes

Jedes Fäserchen (9) erscheint unter einem Vergrößerungsglase, wie eine neue Feder mit Kiel und Fahne. Die Spuhlen der Schwungfedern stecken mit ihren Wurzeln in der Knochenhaut, und empfangen das zum Wachstume des Schafes und der Fasern nöthige Blut. Nur die Federn des Flügels und Schwanzes dienen dem Vogel zum Fliegen, die übrigen aber decken und wärmen ihn. Wenn er die beyden Arme, zwischen denen der Schwerpunct seines Körpers ist, in einem Cirkelbogen herunter bewegt; so weichen die biegsamen und elastischen Schwungfedern, wegen der anstossenden Luft, nach hinten aus, in eine solche schiefe Richtung, daß der Vogel von der Luft nach vorn geschnellert wird. Man stelle sich diesen Flug ohngefähr so vor, wie man ein Schiff durch Ruder fortgetrieben, oder wie man einen Fisch durch seine Flossfedern im Wasser fortschwimmen sieht. Denn der Vogel ist gleichsam ein lebendiges Luftschiff; sein Schwanz das Steuerruder; seine Flügel die Ruderschaukeln; sein mit dickem Fleische wohlverwahrtes Brustbein der Kiel, welcher die Gefahr des Anstosses abwendet. Einige Vögel können nach einigen Schwüngen eine kurze Zeit ohne viele Bewegung schweben, weil sie sich mit ihren ausgebreiteten Flügeln auf eine grössere Fläche von Luft stützen, als sonst unter ihnen seyn würde. Will der fliegende Vogel sich wenden, so bewegt er einen Flügel nur anders oder langsamer. Will er in die Höhe (10), so krümmt er den Schwanz in die Höhe; will er hinunter, so beugt er

er ihn niederwärts (wie er (10) mit Linien gezeichnet ist), und breitet ihn zuweilen weit aus einander, damit er von vieler Luft aufgehalten und durch keinen heftigen Anstoß verlegt werde. Der spitzige Schnabel und die nach und nach zunehmende Dicke des Halses und der Brust sind gleichfalls eine Erleichterung im Fliegen. Die Vögel werden also zu ihrer Lebensart sehr geschickt gebohren, und wissen die Kunst zu fliegen, ohne sie durch Unterweisung gelernt zu haben. Einige können in sehr kurzer Zeit grosse Entfernungen zurücklegen, z. E. in sechs Minuten eine Meile, oder so weit, als ein Posthe in zwey Stunden zu gehen pflegt. Sie haben an ihren schuppigen Beinen gelenkige Zehen, welche sie (vermittelst gewisser bis an eine Muskel in der Brust reichenden Sehnen) um einen Ast oder Zweig (11) so krümmen und klammern können, daß sie auch in dem tiefsten Schläfe nicht herabfallen. Hiezu trägt aber nicht wenig bey, daß bey dieser Stellung der vordere und hintere Theil ihres Körpers gerade über den Füßen im Gleichgewicht ist. Daher können einige sogar auf einem Fusse sich im Schläfe fest halten. Die Augen, vornehmlich derer Vögel, die zwischen stachlichtes Gesträuch herum fliegen, sind grosser Gefahr ausgesetzt. Sie vermindern dieselben aber durch eine durchsichtige Haut, mit welcher sie dieselben bey solchen Umständen überziehen können, damit sie durch Vorziehung der Augenlieder nicht völlig blind seyn dürfen. Das Gesicht der Vögel ist schärfer, ihr Geschmack und Geruch gröber, ihr Wachsthum schneller und

ihr Leben länger, als andrer Thiere. Ein Papagen, z. E. wird über 100 Jahr alt. Alle Vögel wechseln jährlich ihre Federn oder mausern sich, wie die vierfüßigen Thiere sich haaren. Die meisten leben paarweise, ein Männchen und ein Weibchen zusammen, und in diesem einzigen Falle nimmt das Männchen am Bau des Nestes, an der Ausbrütung der Eyer und Versorgung der Jungen Antheil. Die Ausbrütung aber geschieht auf folgende Weise. Der über den Eiern sitzende Vogel bringt durch die Wärme seines Körpers die innern eingewickelten Theile des Eyes oder des künftigen Vogels in Bewegung, die nach wenig Tagen, wenn man die Schale öffnet, nur in einem Punkte sichtbar ist. Nach und nach entwickeln und bilden sich mehr Theile, bis das Vögelchen die Nahrung, die innerhalb der Schale war, an sich gesogen oder verzehrt hat, die Schale offen stößt und herauskriecht. Man hat Maschinen und Oefen, in welchen man die Eyer durch eine in gewissem beständig gleichen Grade unterhaltene Wärme, ohne die alten Vögel, während einiger Wochen ausbrüten kann.

Unter den 2000 Vögelarten, die man kennt, sind die Hühner (b. 5) uns wohl am nützlichsten. Die Eyer erhält man lange frisch, wenn man sie in Strohhacksel legt, oder ihre Schale mit einem Ferniß überzieht. Die vornehmsten Hühnerarten, ausser den bekannten Haushühnern, kalkutischen Hühnern und Pfauen, sind die Birkhühner, Rebhühner,

Hühner, Perlhühner, Auerhühner, Phasanen und Wachteln. Die Singvögel (mit kegelförmig zugespitzten Schnäbeln und mit offenen Nasenlöchern (6)) aber sind für unser Gehör die angenehmsten. Nur die Männchen derselben singen schön, und zwar aus Liebe zu den Weibchen, welche heisere und kurze Töne haben. Wenn zwey Singvögel von verschiedner Art, z. E. ein Hänfling und ein Canarienvogel sich begatten; so singen die Bastardte eine mittlere Tonart; die Canarienhänflinge z. E. singen lauter als ein Hänfling, aber angenehmer und sanfter, als ein Canarienvogel. Viele von den Singvögeln werden auch als Leckerbissen verzehret, wie die Lerchen, Drosseln, Krammetsvögel, u. s. w.

Weniger angenehm und nützlich für uns sind die meisten Sumpfvögel. Zu dieser Gattung gehören, die klappernden Störche, die brüllenden Rohrdommel, die wachsamten Kraniche, die fischenden Reiher; auch die wohlschmeckenden Schnepfen, aus deren Dreck sogar für Menschen eine niedliche Speise wird. Diesen Vögeln wachsen lange Beine mit nackten Knien und Schenkeln, und nur kurze Schwänze, wodurch ihnen das Waten in den Sümpfen bequem wird; ferner lange Zehen, die das Einsinken verhindern; auch lange Hälse und Schnäbel (4), womit sie ohne Mühe ihre Nahrung herbeiholen und einsammeln. Hergegen wachsen den Schwalben nur sehr kurze Hälse und Beine, weil sie von fliegenden Insekten leben, welche sie im Fluge fangen. Den

Lerchen wächst ein langer Hinterzeeh, der ihnen das zu ihrer Lebensart nöthige Gehen auf dem Grase erleichtert. Den Schwimmvögeln aber, als den Enten, Fächern, Möven, wächst zwischen den Zeehen eine Haut, womit sie sich bequem fortrudern; und ein stumpfer breiter Schnabel (3), womit sie auf einmal viel Wasser einschlucken, das Nahrung absondern und das Unnütze auswerfen können. Ihr Schnabel ist mit einer Haut überzogen, vermuthlich, um die Nahrungstheile im Schlamm oder Wasser desto leichter zu finden. Die Pellicanen oder Kropfgänse haben in ihrer untern Kinnlade einen Sack, worinn sie ihren Jungen Nahrung herbey holen. Sie reißen sich aber die Brust nicht auf, um dieselbe mit ihrem Blute zu nähren. Einigen nicht singenden Waldvögeln (mit einem etwas gedrückten oben gewölbten Schnabel (2)), als den Spechten, den Halsdrehern, u. s. w. wachsen an jedem Beine zwey Zeehen vorn und zwey hinten, womit sie sich an den Zweigen sehr bequem und fest anklammern können. Den Elstern, Krähen, u. s. w. welche gleichfalls zu dieser Gattung gehören, des Kletterns aber zu ihrer Lebensart nicht so sehr, als jene bedürfen, wächst nebst drey Vorderzeehen nur ein einziger Hinterzeeh. Die Raubvögel, deren härtiger Magen durch Hülfe eines Saftes nur Fleisch verdauen kann, würden die meiste Schwierigkeit finden, sich Nahrung zu verschaffen, wenn nicht ihre gute Waffen, als ihr gebogener Schnabel, die scharfe Ecke oder der Zahn an ihrer obern Kinnlade,



labe (1), ihre scharfe krumme Klauen, ihr scharfes Gesicht, ihre anhaltende Wachsamkeit und die Schnelligkeit des Fluges, mit welcher sie ihren ausersehnen Raub verfolgen, wenn alles dieses sie nicht vor dem Verhungern bewahrte. Einige (als die Geyer) sättigen sich doch auch mit Aesern. Sie legen nur wenige Eyer (selten über drey). Sie treiben ihre Jungen eher von sich, als andre thun, und leben ungesellig. Das Weibchen ist bey dieser Gattung Vögel schöner und gemeiniglich um ein Dritthel grösser, als das Männchen; da jenes bey andern Thieren gewöhnlich unansehnlicher, kleiner und schwächer ist. Die Falken sind die muthigsten unter allen Vögeln. Die grossen Weihen fliegen mit der grössten Leichtigkeit, fliehen aber doch furchtsam vor den weit kleinern Sperbern. Die Neuntödter bezwingen durch ihren Muth Thiere, die viel grösser als sie selbst sind, und werden von den stärksten Vögeln gefürchtet. Der grosse braune Adler gleicht wegen seiner Stärke und Großmuth dem Löwen. Denn er bezwingt Haasen und greift Rehe und Hirsche an, und kann sich lange von der Krähe oder Ekster necken lassen, ehe er sie tödtet. Einige Vögel dieser Art, als die Eulen, fliegen nur in der Nacht auf Raub umher. Sie haben zu schwache Augen, um das Tageslicht zu ertragen, aber in finsterner Nacht sehen sie schärfer, als andre Thiere: die Augen liegen tief, und um denselben wachsen ihnen Lichtschirme oder Federn, wodurch das Licht gemässigt wird. Auch ihre Ohren sind mit beweglichen Deckeln versehen,

wodurch sie den Gehörgang erweitern, wann sie lauschen; oder ihn verschließen, wann sie am Tage das Geräusch der Natur nicht hören wollen.

Die Vögel verschaffen uns manches Vergnügen und vielerley Nutzen. Wenn sie die Insekten nicht täglich verminderten: so würden von denselben in kurzer Zeit die Luft angefüllt, und die Pflanzen, Thiere und Menschen bedeckt und gefressen werden. Ihre Eyer und ihr festes Fleisch sind vortreffliche Nahrungsmittel. Die Eyerdunen von den nordischen Eyervögeln, oder die Federn von Gänsen, dienen uns zu Polstern und Betten; die Schwungfedern der Gänse, Störche, Schwäne und Raben zum Schreiben und Zeichnen; die mannigfaltigen Stimmen und Farben der Vögel zur Lust der Ohren und Augen; die Betrachtung ihrer Eigenschaften zu mancherley lehren.

Die folgende Hauptklasse enthält die Amphibien (davon es etwa 700 Arten giebt), die bald auf dem Lande, bald im Wasser leben. Sie haben Lungen, ein Herz mit einer Kammer und einem Lappen, und ein kaltes rothes Blut. Sie können, wenn sie unter Wasser gehn, das Athemholen eine Zeitlang nach Gefallen einstellen. Einige haben eine glatte Haut; einige Schuppen; einige Schilder. Die meisten legen Eyer. Einige haben Füße, als die langschwänzigen Eyderen, die springenden und quackenden Frösche, die schleichen den Kröten, die fliegenden Eyderen oder Drachen, und die langsamen Schildkröten. Einige Arten der Eyderen sind giftig. Der Biß der Ey-

dere

dere Chalides verursacht, daß alles Fleisch des ge-
 bissenen Menschen oder Thieres von den Knochen ab-
 fällt. Der von dem Gifte einer Kröte verursachte
 Geschwulst vergeht, wenn man Kautenblätter auf
 das geschwollne Glied legt, oder dasselbe in ein frisch
 gegrabnes Loch in der Erde steckt. Die Laubfrösche
 dienen einigen Leuten als Wetterpropheten. Einige
 Amphibien sind ohne Füße, als die Schlangen, da-
 von einige wenige Arten giftig sind, als die Klap-
 perschlange, die Nattern, Vipern und Brillenschlan-
 gen. Durch das Ausdehnen und Zusammenziehen
 ihres Körpers können sie geschwind fort kriechen.
 Einige Schlangen wickeln sich um die Thiere und
 Menschen, und zerdrücken sie auf solche Weise, an-
 dre beißen. Bey einigen wird auf jeder Seite der
 Kinnlade in einer Drüse, vom Blute ein Gift
 abgesondert, welcher sich während des Bisses in
 einen hohlen Zahn ergießt, weil von demselben
 die giftige Drüse alsdann ausgedrückt wird.
 Wenn sich nun auf solche Weise der Gift mit dem
 Blute eines gebissenen Thieres oder Menschen ver-
 mischt: so wird dadurch (wenn man nicht schnell
 Gegenmittel anwendet), nach Verschiedenheit der
 Schlangenart, Brechen, Zuckung, Gelbsucht,
 Raserey oder Schlassucht verursacht. Der Biß der
 Schlange Aspis macht, daß der gebissene Körper
 in Eiter zerfließt. Es wird dem Gebissenen aber
 geholfen, wenn wenigstens binnen der Stunde nach
 dem Bisse das verletzte Glied erwärmt und mit Baum-
 öl gerieben wird. Die Klapperschlangen haben
 am Ende des Schwanzes eine aus harten Ringen

bestehende Klapper, womit sie die Eichhörner und einige Vögel so erschrecken sollen, daß sie ihnen als ein Raub in den Rachen stürzen. Die Schlangen haben keinen Stachel, einige aber haben Füße. Wenn das Weibchen eines Frosches seine Eyer ausdrücken will; so wird es (c. 1) von dem Männchen umarmt und umschlossen, damit sein Saame sogleich über dieselben fließen und sie befruchten könne.

Die Fische, eine neue Hauptklasse, haben kaltes rothes Blut, ein Herz mit einer Kammer und einem Lappen, aber sie sind größtentheils ohne Lungen. Statt derselben aber haben sie Kiemen, wodurch sie das ins Maul einfließende Wasser bewegen und aus den Oeffnungen des Kiemendeckfels wieder heraus treiben. Man hat noch keine hinlängliche Erfahrung, daß sie so riechen oder hören, wie andre Thiere. Sie sind zu ihrer Bewegung statt der Flügel mehrentheils mit Flossfedern versehen, und mit Schuppen (c. 2) bedeckt. Eine jede davon hat eine Wurzel, woran sie in der Haut befestigt ist, und besteht aus kleinern Schuppen, die mit Strahlen, wie die Flossfedern, durchwebt sind. Die Knochen der Fische, die man Gräten nennt, sind knorpelähnlich, und bey einer gewissen Art ganz knorpelig. In dem Schwanz eines kleinen lebendigen Fisches kann man den Kreislauf des Geblüts bequem wahrnehmen, wenn man ihn unter einem Vergrößerungsglase mit dem nöthigen Zubehör befestigt. Man sieht in den feinsten Aederchen das Blut, in kleine Kugeln abgetheilt, schnell



schnell fortrollen, herkommen, sich umwenden und
 zurückkehren. In den weiblichen Fischen findet sich
 der Eyerstock, und in den männlichen die Milch oder
 der Saamen, den sie vermuthlich, wie die Frösche,
 über die Eyer fließen lassen. Diese so befruchtete
 Eyer werden hernach, ohne Hülfe der Alten, aus-
 gebrütet. Doch einige gebähren auch lebendig,
 wie die Hale. Einige Arten nehmen, besonders in
 dem grossen Weltmeer, jährlich nach gewissen Ge-
 genden, wie die Zugvögel, weite Reisen vor.
 Die Anzahl in jeder Fischart ist fast durchgängig
 erstaunend groß. Eine einzige Schleie soll jähr-
 lich über zehntausend, ein Karpfen über zwanzig-
 tausend, und ein Rabliau sogar über tausend mal
 tausend Eyer legen. Daher wimmeln die Flüsse,
 die Seen und der Ocean von einer unzählbaren
 Menge Fische verschiedner Art und Gestalt, viele
 davon sind zum Nutzen der Menschen. Man kennt
 über 2000 verschiedene Arten, die man nach der
 Lage ihrer Flossfedern abtheilt. Wallfische sind
 Seethiere mit einem horizontal-liegenden Schwanz,
 warmem Blute, mit Lungen, Luftlöchern, Ohren-
 löchern und Augenliedern, auch mit Brüsten, woran
 sie ihre lebendig-gebohrne Jungen säugen. Zu dieser
 Gattung gehören der Pottfisch, der Narwall oder
 das Einhorn, der Finnfisch, der Delphin (3)
 und so weiter. Die Enorplichen und amphibien-
 ähnlichen Fische haben Lungen, und athmen
 vermittelst der Luftlöcher an den Seiten ihres Hal-
 ses. Ihre Eyer sind, wie die Eyer der Schlan-
 gen, durch Fäden an einander befestigt. Von
 dieser



dieser Art sind die Lampreten, die Neunaugen oder Brücken, die Schwerdtfische, die Störe, auch die Hausen (4), von deren knorpligem Rückgrade der Hausblasenleim gekocht wird, und die Zitterfische oder Krampffische, eine Art Rochen, die durch das Zusammenziehen und Ausdehnen ihres Rückens, dem Menschen, der über ihnen steht, einen Schlag versetzen können, der eine plötzliche Erstarrung verursacht. Einige Arten haben am Bauche keine Flossfedern, als die Murenen und die Aale (5). Einige, als die Rabliauen (6), (die gedörrt Stockfische heißen), die Dorsche, u. s. w. haben die Bauchflossfedern vor den Brustflossfedern, andre, als die Barsche (7), die Schollen, die Makrelen, u. s. w. unter denselben; und noch andre, als die Hechte (8), die Forellen, die Lachse, die Welse, die Karauschen, die Karpfen, Gründlinge, Anshovis, u. s. w. hinter denselben. Hierher gehören auch die Peisker oder sogenannten Wetterfische. Diese liegen still auf dem Boden ihres Behältnisses, wenn die Luft elastisch ist, die Wolken und Dünste zerstreut sind, und das Wasser so viel Luft enthält, als sie zu ihrem Athem nöthig haben. Hergegen sind sie ganz unruhig, und springen über die Fläche des Wassers herauf, wenn die Luft ihren Druck verliert, und die vorher gepreßten (den Fischen nöthigen) Theile derselben sich ausdehnen, und als kleine Bläschen zur Oberfläche des Wassers emporsteigen, folglich die Dünste über der Erde zusammenschießen und im Regen herunterfallen.

Die

Die Insekten, eine zahlreiche Hauptklasse, haben ein Herz mit einer Herzkammer ohne Lappchen, ein kaltes weißes Blut, Fühlhörner am Kopfe, und wenigstens sechs Füße, zuweilen auch mehr als zwey Augen. Diese Thierchen haben statt der Knochen eine feste oder harte Haut, und statt der Lunge an ihrem Rumpfe Lustlöcher, wodurch die Luft eindringt und ausgeflossen wird. Die Augen sind bey den meisten zusammengesetzt, aus vielen sechseckigen Flächen (wie das vergrößert gezeichnete Bienenauge (10) einigermaßen zeigt) davon eine jede als Auge dient. An einem einzigen Schmetterlinge sind, von glaubwürdigen Naturkennern, über zotausend solcher Augen wahrgenommen. Bey einigen Insekten scheint der Sinn des Gehörs und des Geruchs da zu seyn, ob man gleich die Werkzeuge derselben noch nicht bemerkt hat. Einige haben am Maule Fressspitzen, die das Fressen erleichtern, einige zwischen dem Vorderleibe und Hinterleibe ein Schildchen. Der Vorderleib besteht aus der Brust und dem Rücken, der Hinterleib aber gemeiniglich aus Ringen, und endigt sich bey einigen mit Haaren, bey andern mit Borsten, oder auch mit einem Stachel, bey noch andern aber mit einer Zange oder Scheere.

Wenn diese Thierchen zu ihrer Lebensart gewisser Theile des Leibes, als der Füße zum Laufen, zum Klettern, zum Schwimmen, zum Graben, bedürfen; so wachsen ihnen solche, welche dazu ganz vorzüglich geschickt sind. Betrachtet die gekrümmte Raupe (15) mit ihren sechs Vorderfüßen, acht
Mittel-

Mittelfüssen und zwey Hinterfüßen; den vergrößert vorgestellten Vorderfuß derselben (11), der zum Klettern und Anflammern bequem ist, und eine Klaue (12) mit einigen Sehnen, welche sie nach Willkühr anzieht oder schlaff macht; und den Mittelfuß (13), der mit vielen Häkchen, dergleichen auch an dem Hinterfusse sind, umgeben ist. Diese Häkchen kann sie durch Sehnen und Nerven ausspannen, in die Löcher der Fläche, worauf sie kriecht, einhängen und befestigen, wenn sie die Vorderfüße sammt dem Vorderleibe in die Höhe hebt; ferner, wie ihr (14) seht, wieder herausziehen und einwärts beugen, wenn sie mit dem Fusse fortschreiten will. Der Fuß mit den ausgepannten Häkchen ist vorgestellt, wie man ihn von der Seite erblickt, und mit den einwärts gebognen Häkchen, wie er von unten angesehen wird. Seht (16) die künstliche Verbindung der mannigfaltigen Glieder und Theile einer auf dem Rücken geöffneten und vergrößert vorgestellten Raupe, eines Thierchens, das Einige des Ansehns kaum werth schätzen. Eine Art dieser Thierchen wohnen gesellschaftlich an Eichbäumen in einem Neste beyammen. Wenn die Sonne aufgeht; so übernimmt eins das Amt des Anführers, um den Haufen zur Weide zu bringen; diesem folgen zwey auf dem Fusse nach, diesem drey, u. s. w. und vertheilen sich an den Zweigen und Blättern des Baums. Zu einer gewissen Zeit gegen Abend marschiren sie sämmtlich in ähnlicher Ordnung nach ihrem Aufenthalte zurück. Ihr wißt, daß viele Insekten ihre Gestalt und Lebensart

art nach und nach sehr verändern. Wenn sie aus
 kriechen; so sind sie Würmer oder Raupen. Und
 in diesem Zustande nennt man sie Larven, oder auch
 unvollkommne Insekten. Siehe (17) ein Haft oder
 Uferaaß abgebildet, wie es im Wasser lebt, (18);
 wie es seine Haut abwirft, und (19) wie es ein ge-
 flügeltes Insekt ist. Es wird im Wasser ausgebrü-
 tet, und lebt darinnen zwey bis drey Jahre. Un-
 terdessen entwickeln und bereiten sich in ihm Glieder
 und Theile zu einem andern Leben; hingegen ver-
 lieren sich nach und nach die hertzum unbrauchbaren
 Theile, als die Floßriemen und die Wasser Augen,
 die nur im Wasser nützen, u. s. w. Ist dieses ge-
 schehn; so erblickt man schon unter der Haut die
 Flügel und die Gestalt des Vogels, der bald dar-
 auf seine Hülle ablegt. Ein Männchen und Weib-
 chen stellen sich ans Wasser, worein dieses ihre Eier
 spritzt, über welche jenes seinen Saamen fließen
 läßt. Diese sinken befruchtet zu Boden, und
 werden mit der Zeit ausgebrütet. Die Alten
 aber flattern vier bis fünf Stunden über und bey
 dem Wasser herum; und so endigt sich ihr kurzes
 Leben zum Besten der hungrigen Fische und Vögel.
 Auf ähnliche Art geschieht die Verwandlung bey
 den meisten übrigen Insekten. Die Raupen wer-
 den Puppen ohne Füße, und alsdann Schmetter-
 linge mit 6 Füßen, von ganz andrer Einrichtung,
 und mit zwey Paar Flügel, die mit bunten Schup-
 pen oder staubähnlichen Federn bedeckt sind. Wenn
 die Schmetterlinge aber ihre Puppendecke abwerfen,
 so lassen sie auf die Blätter einen rothen Saft fahren,
 der

der zuweilen den herabgefallnen Regen färbt, oder den sogenannten Blutregen verursacht. Sie befruchten sich vor dem Eyerlegen, fressen sehr wenig, und sterben bald. Man kann ihren Puppenzustand durch Kälte einige Wochen verzögern oder auch durch Wärme abkürzen. Einige Insekten leiden gar keine Verwandlung, als der ungeflügelte Laufensfuß. Er hat aber nur 6 Füße bey seiner Geburt, und bekömmt nach und nach über zweyhundert. Die Blattläuse, welche halbharte Decken über ihren Flügeln haben, vermehren sich auf eine besondere Art. Sie scheinen Zwitter, oder Thiere männliches und weibliches Geschlechts zu seyn. Denn wenn man eine von allen übrigen absondert; so hat sie in einiger Zeit eine ganze Familie von Jungen um sich, die sie lebendig geböhren hat. Sondern man ein Junges gleich nach seiner Geburt von allen andern ab; so vermehrt es sich auf ähnliche Weise. Gegen den Herbst aber lassen sich bey diesen Insekten wirkliche Männchen sehn, und alsdann fangen die vorigen an, Eyer zu legen, zur Brut fürs künftige Jahr. Bald ist das Männchen, bald das Weibchen ohne Flügel. Zuweilen ist auch das ungeflügelte Männchen so klein, daß es auf dem Weibchen, wie eine Fliege auf einer Pflaume, herumläuft. Die Insekten fressen nach ihrer Kleinheit vielmehr als die grossen Thiere. Einige verzehren täglich mehr, als sie selbst groß oder schwer sind. Hergegen sind sie auch desto fruchtbarer. Sie vermehren sich sehr geschwind, und in einer erstaunenden Anzahl. Ein Gallinsekt, welches

welches an den Blättern die Beulen und die Gall-
 äpfel verursacht, legt jährlich 4 bis 5tausend Eyer.
 Die einzige Königin der Bienen aber legt deren
 jährlich über 40tausend. Seht (9) den doppelten
 Eherstock derselben. Man kennt der Insekten aber,
 vom Hummer bis zur Milbe, über 10000 Arten,
 theils auf den Pflanzen, theils auf und in grössern
 Thieren, theils in der Erde und dem Wasser.
 Jede Pflanze hegt und nährt wenigstens eine Art.
 Und wenn ein uns ganz fremder Saamen aus ent-
 fernten Ländern hier aufwächst; so lassen sich auf
 der Pflanze eine Art Insekten sehen, die eben so
 fremd und neu sind, wie der Saamen. Viele
 dieser Thierchen dienen uns als Arzneyen, und viele zu
 häuslichen Bedürfnissen; sehr viele sind einigen
 Vögeln und Fischen eine unentbehrliche Speise,
 und von vielen werden wir vielleicht den Nutzen noch
 entdecken. Ihre schädliche Menge aber zu vermin-
 dern oder zu vernichten, fehlt es den Aufmerksam-
 men und Fleissigen nicht an Mitteln. Von diesen
 Thierchen in ihrem letzten Insektenzustande, ist eine
 Klasse versehen mit harten Flügeldecken über den
 Flügeln, und mit Rinnladen am Maule. Hieher
 gehören die verschiedenen Käferarten (20), als der
 Maykäfer; der Johanniskäfer, welcher im Fin-
 stern einen leuchtenden Dunst fahren läßt; der
 Springkäfer, dem eine Schnellfeder unten aus dem
 Leibe wächst, womit er sich, wenn er auf dem Rü-
 cken liegt, über einen Fuß in die Höhe schnellen
 und wieder auf seine kurze Beine helfen kann; der
 kleine Speckkäfer, der sich ganz unbeweglich und
 Elem. 3ter Band. VIII. D todt

todt stellt, wenn er von Jemanden ertappt wird; der Todtengräber, der todte Mäuse und Maulwürfe verscharrt, um seine Eyer hinein zu legen, und den Jungen beym Anfange ihres Lebens gleich Nahrung zu verschaffen; der Wasserkäfer, dessen haarige Hinterfüße zum Schwimmen geschickt sind, und der den Fischen in den Fischteichen die Augen ausfressen soll; die spanische Fliege, die man zum Blasenziehn an dem menschlichen Körper gebraucht, wodurch oft beschwerlichen Zufällen abgeholfen wird; der Erbstoh, der die jungen Pflänzchen zuweilen wegfrisst, aber durch Holzasche vertrieben wird, die man auf die Beeten streut; der Zangenkäfer, den man fälschlich in Verdacht hat, als wenn er gern in die Ohren fröche; ferner gehören hieher der Grashüpfer, die Grillen und Heuschrecken, welche Springsfüße haben, und mit ihren Flügeldecken einen gewissen zischenden Schall verursachen. Die lezten dienen auch einigen Menschen zur Speise. Die Käfer würden nicht fliegen können, wenn ihre Flügel nicht länger und grösser wären, als ihre Flügeldecken. In den Flügeln wachsen ihnen aber Fäden, womit sie dieselben zusammenfalten, und unter die harten Decken, zur Vermeidung der Nässe und andrer Beschädigung, verbergen können. Andre Arten haben nur halbharte Flügeldecken und einen niedergebognen Saugrüssel (21), als die Citaden, davon einige Arten in gewissen Gegenden der Erde leuchten, andre bey uns Speywürmer vor ihrer Verwandlung heissen, weil sie auf den Zweigen der Bäume einen Schaum von sich

300

 177
 177
 177


sich geben; ferner die stinkenden und blutsaugenden Wanzen, die Blattläuse und die Schildläuse, deren Weibchen die Eyer unter ihr Schild auf dem Rücken legen, wodurch die Jungen anfangs geschützt werden; die Kochenillen und Kermes, wovon die schöne Scharlachfarbe und der Carmin zubereitet wird. Andre haben einen haarigen Körper und vier Flügel, mit staubähnlichen Schuppen bedeckt, als die vielerley bunten Papilionen oder Schmetterlinge (22), die Nachtvögel und die Motten. Noch andre sind mit vier unbedeckten netzförmig geaderten Flügeln versehen, als der Haft, die Wassernymphen (23), deren Larven im Wasser ausgebrütet werden und einige Jahre leben; die Stinkfliege, deren Larve der Ameisenlöwe ist, welcher im Sande trichterförmige Löcher macht, um die Ameisen darinn zu fangen. Eine andre Gattung hat vier unbedeckte häutige oder pergamentähnliche Flügel, und zum Theil einen Stachel. Die Insekten dieser und der vorigen, und einige der folgenden Gattungen sind, ausser den zwey gewöhnlichen Augen, noch mit drey kleinern versehen, die in einem Triangel vorn am Kopfe sitzen. Es gehören hieher die Bienen, das Gallinsekt (24), die Scorpionfliege, die sich mit dem Schwanze wehrt, ob er gleich unbewaffnet ist; die Ameisen, die sich zwar künstliche Wohnungen bauen, und für ihre Brut viele Sorgfalt zeigen, aber des Winters schlafen, und keinen Vorrath sammeln sollen, wie man sonst geglaubt hat. Sie lassen einen Dunst fahren, der kleine Thiere tödten, am menschlichen

zeibe aber Geschwulst verursachen kann. Zu den
 Insekten mit zwey Flügeln und mit zwey kleinen
 Kölbchen hinter denselben, gehören die Fliegen,
 die Mücken (25), die Viehbremsen, Blumen-
 bremsen, u. s. w. Endlich machen die ungeflü-
 gelten Insekten eine grosse Klasse, wozu die folgen-
 den gehören: Die Mehlmilben, die nur scharf-
 sichtigen Augen bemerkbar sind, sollen in die
 Schweißlöcher der Menschen kriechen, und einen
 Ausschlag verursachen, den man die Krätze nennt;
 sie werden aber durch Schwefelarzney vertrieben.
 Die Todtenuhr, ein kleiner Wurm, erregt am
 Holze einen Schall, der den Schlägen einer Za-
 schenuhr sehr ähnlich ist. Die Läuse (eine ist (26)
 etwas vergrössert gezeichnet) sind zuweilen in be-
 schwerlicher Menge bey den Kindern und Erwach-
 senen, wenn nicht genug für die Reinlichkeit der
 Wäsche, Kleidung und Wohnung gesorgt wird.
 Bey den Kindern vertreibt man sie, wenn man
 ihnen beyhm Schlafengehn einige Tropfen Anisöl,
 oder Petersilgensamen auf den Kopf reibt, und in
 jedem Falle ein Tuch umher windet, daß keine ent-
 wischen könne. Die hurtigen Flöhe mit ihren
 Springfüssen verdienen unsere Verwunderung fast
 eben so sehr, wie der besetzte Knochenberg des Ele-
 phanten. Sie sind in denjenigen Häusern nicht,
 wo man in hohem Grade für die Reinlichkeit forget.
 Die Riesenfüsse, Affeln und Bielfüsse, haben viele
 Füsse. Die Scorpionen, deren Stacheln ein tödt-
 liches Gift enthalten, sind nicht in unsern Gegenden.
 Die Krebse, Taschenkrebse, Krabben und Hum-
 mer,

mer sind essbar. Krebsaugen sind Steine, die den Krebsen im Magen wachsen, und von ihnen nach ihrer jährlichen Häutung ausgeworfen werden. Wenn dem Krebse eine Scheere oder ein Bein zerdrückt oder abgerissen wird: so wächst ihm an derselben Stelle, wie ein Zweig aus einer Knospe, eine neue Scheere, ein neues Bein mit ähnlichen Gelenken, Muskeln und Sehnen.

Die sechste und letzte Hauptklasse der Thiere enthält das Gewürm, davon man bis fünf tausend Arten zählt, welche größtentheils, wie die Insekten, ein Herz mit einer Herzkammer ohne Lappen, und ein weißes kaltes Blut, aber keine Fühlhörner am Kopfe, sondern zum Theil Fühlfäden am Leibe haben. Sie haben keine Knochen, und mehrentheils keinen ordentlichen Kopf, keine Augen, keine Ohren, weder Nase noch Füße. An vielen kann man auch gar kein Athembolen bemerken. Besonders scheint der Bau der eigentlichen Würmer sehr einfach zu seyn. Ihr Körper bildet sich bey einigen in Ringe, und ist ausserdem mit keinen sichtbaren Gliedmaassen versehen. Hieher gehören die Regenwürmer, die Spuhlwürmer an verfaulten Bäumen und in dem Eingeweide der Kinder, die Blutigel, die anstatt des Aderlassens das Blut auszusaugen gebraucht werden, die Schiffwürmer, die sich an den Schiffen aufhalten und sie durchlöchern. Die langen Bandwürmer verursachen zuweilen in dem Gedärm der Menschen ein Zucken der Arme und der Beine, welches man den Veitstanz nennt. Doch ist dieser Zufall

auch sonst wohl eine Nervenkrankheit, die man sich zuzieht durch Ueberladung des Magens und durch vieles Stillsitzen; zwey der wirksamsten Mittel, das Blut zu verderben. Andre Arten des Gewürms haben Gliedmaassen, und leben, ausser der nackten Gartenschnecke, im Meere. Hieher sind zu rechnen die Meerasseln, die nebst anderm Gewürme dieser Gattung das Leuchten des Meers verursachen helfen; ferner das Medusenhaupt (27), welches viele Arme hat, und einer Wurzel mit Aesten, aus welchen viele Fasern heraus gehn, ähnlich ist; ferner die Seesterne (28), und die kugelförmigen See-Igel oder See-Äpfel (29). Die ersten haben Strahlen, die andern aber Stacheln. Die Seeäfen sind mit sechs Fühlspitzen an dem Maule, und mit zwey längern Armen versehen, wie der Blackfisch oder Dintenfisch, welcher bey seiner Verfolgung das Wasser mit einem schwarzen Saft verdunkelt, und auf diese Weise seinen gefräßigen Feinden entwischt. Von den angeführten Gattungen unterscheiden sich die Schalthiere. Ihr weicher Körper ist mit einer kalkartigen Schale aus einem Stücke, wie bey den Schnecken, oder aus zwey (bey einigen wenigen noch aus mehr) Stücken, wie bey den Muscheln, bedeckt. Sie sind bey'm Anfange ihres Lebens schon mit Schalen versehen, wenn sie gleich sehr zart, und zuweilen kaum sichtbar sind. Nach und nach bekommen sie mehr Gewinde, oder werden grösser durch einen Schleim, den das Schalthier ausschwiszt, und welcher sich in Blättern ansetzt. Nach der Verschieden-

den

schieden-

schiedenheit des Thiers, seiner Speise zu gewissen Zeiten, und der Lage seiner Schweiflöcher, sind auch die harten Gehäuse an Gestalt und an Farben verschieden. Einige sind gereift, einige glatt, einige stachlicht, einige eckich, u. s. w. Sehe die zweyschalige Dachziegelmuschel (31), die seltne Hammermuschel (32), die Winkelhakenmuschel (34), die Kreuzelschnecke (33), die Architekturschnecke (35), deren Figur an den Knöpfen einiger Säulenarten zum Zierrath nachgeahmt wird. (Die Linie, welche, wie die Gewinden dieser Schnecke, aus einem Mittelpunkte ausgeht, und sich nach und nach vom demselben entfernt, heißt gemeiniglich eine Spirallinie oder Schneckenlinie). Sehe ferner die Schraubenschnecke (36), die Wendeltreppenschnecke (37), (die eine kleine Pyramide, gleichsam wie mit einem Bande umwunden, darstellt), den Orangeadmiral (38), den durchschnittenen Nautilus (39), oder das Ammonshorn mit seinen Kammern. Die sogenannten Riesenmuscheln wiegen bis 500 Pfund. In den Perlenmuscheln wachsen Perlen, von denen eine vorzüglich grosse und runde zuweilen mehr als 100 Thaler kostet. Die Schalen einiger Arten werden in unzählbarer Menge auf dem Boden der See, und an den Ufern des Meers gefunden, mit vielen Schiffen abgeholt, und hernach zu Mauerkalk gebrannt.

Auf welche Weise sich die meisten Thierchen dieser Klasse fortpflanzen, weis man noch nicht genau anzugeben. Einige scheinen Zwitter zu seyn, wie die Austern, die sich von der Stelle, wo

sie sind, nach Willkühr anderswo nicht bewegen und also sich keinem Gatten ihres Geschlechts nähern können. Andre aber gehn doch mit einem ihrer Art zusammen und befruchten sich einander. Dies sieht man an einigen Schnecken. Wenn ein solches Paar (30) sich beysammen findet: so schließen sie sich erst nahe zusammen, und machen mannigfaltige Bewegungen mit dem Kopfe und den Hörnern; lassen alsdann eine Röhre aus einer Seite des Halses heraus, und schlängeln sie wie eine Kette um einander, bis sie sich einander dadurch erreichen.

Fast alle Thiere mit kaltem Blute haben ein zähes Leben. Ich habe Fliegen einen Tag, und Schmetterlinge einige Tage unter Wasser befestigt, bis sie, von demselben aufgeschwollen, unbeweglich zu Boden fielen. Ich nahm sie wieder heraus und bestreute sie mit trockenem Sande, und bald darauf zeigte sich wieder bey den Fliegen die in ihren Körpern zurück gebliebne Kraft des Lebens. Ich ließ die Schmetterlinge auf einem Stücke Papier liegen, und hielt sie für unwiederruflich todt. Allein am andern Morgen flatterten sie am Fenster herum. Den Regenwürmern und einigen Schnecken kann man sogar den Kopf abschneiden, und sie hören doch nicht auf zu leben. Denn ihnen wächst zur Ersetzung dieses wichtigen Verlustes ein neuer an derselben Stelle hervor. Zuweilen wird auch aus jedem Stücke eines Wurms ein besondres lebendes Thier derselben Art. Es giebt eine Art Gewürme in den Gewässern, die man Polypen oder Thierpflanzen

pflanzen nennt. Dieselben wachsen ohne vorgän-
gige Begattung aus den Seiten ihrer Mütter, wie
die Zweige aus den Knospen der Bäume. Man
hat sie lange für Pflanzen gehalten; sie sind aber
empfindlich und können sich willkürlich bewegen.
Denn sie gehn mit diesen Zweigen auf Raub aus,
schlängeln sich um die kleinen Wasserthierchen, und
führen sie zu einem Loche des Hauptstamms, um
sie auszusaugen, zur Nahrung aller Zweige. Aus
eben demselben Loche, welches mehr über einander
gewachsenen Röhren so lange gemeinschaftlich ist,
als sie sich nicht von einander abziehen und beson-
ders leben, werden die unverdaulichen Ueberbleib-
sel wieder weggeschafft. Eins dieser den Polypen
zur Nahrung dienenden Thiere, ein geschwänzter
Wasserfloh, ist (46) vergrößert vorgestellt. Er
hat ästige Flosriemen, womit er sich im Wasser auf
mancherley Art bewegt. Man sieht durch seine
Haut die Eier; und auf seinem stacheligen Rücken
sind kleine scheinbare Blümchen gezeichnet, welche
eine Art Polypen sind, die sich an ihm aufhalten.
Zwey dieser kleinen Wasserflöhe sind in natürlicher
Größe zu seiner Rechten vorgestellt. Wird die
Vertheilung der Nahrungssäfte in einem Polypen
wegen der vielen Aeste zu schwer; so reißen sich ei-
nige Jungen von dem Hauptstamme los, und
machen neue Familien. Schneidet man einen die-
ser Zweige ab und zertheilt in ihn zwey Stücke; so
lebt jedes Stück fort, und treibt aus Knospen neue
Zweige hervor. Zerschneidet man überdies den
Polypen nach seiner Länge bis auf seine Mitte in

Riemen; so bekommt ein jeder Rieme wieder einen Kopf, gleich den erdichteten vielköpfigen Schlangen. Schneidet man ein Stück von diesem Zweige ab, und setzt es in ein andres ein; so wächst es mit demselben zusammen, wie ein Pfropfreis mit einem andern fremden Stamme. Zuweilen streiten sie sich um eine Beute, und einer verschlingt den andern. Aber ihr Leib wird für die Thiere ihrer eignen Art nur ein Gefängniß. Der verschlungene Polyp lebt einige Tage in demselben, und kommt gesund und unverletzt wieder heraus. Kehrt man das Innere eines dieser Zweige, die wie Röhren oder Würmer hohl sind, nach aussen, wie man den Finger eines Handschuhs umkehrt: so schadet es seinem Leben nicht. Die vorige äussere Seite wird sein Magen, die vorige innere aber treibt neue Zweige oder Arme hervor. Diese Arme und Köpfe dienen ihm auch als Füße. Eine Art dieser Thierchen nennt man Armpolypen (41) (deren Arme sich ausstrecken, um Wasserflöhe zu umflemmen und zu fangen). Andre heissen Blumenpolypen (42). Der mittelste von denen auf dem Blatte in natürlicher Grösse vorgestellten Blumenpolypen, ist (43) so gezeichnet, wie er unter einem Vergrößerungsglase erscheint. Die Blumenblätter derselben sind lebendig, und holen die Nahrung durch Ausdehnung und Zusammenflemmung herbei. Sie bekommen eine Art Saamengehäuse, welche abfallen und junge Polypen werden. Die Figur (44) stellt ein Korallengewächs oder eine Steinpflanze vor. Viele derselben werden in der

See

See gefunden, entweder herausgefischt, oder ans Ufer von den Wellen geworfen, und zuweilen zu Kalk gebrannt. Ehemals traute man diesen Gewächsen eine Kraft zu, gewisse Zufälle des Leibes zu heilen, deswegen trug man davon die Korallen, wie Perlen, am Halse. Diese Gewächse werden, nach einigen neuern Bemerkungen, von einer Art Polypen, wie die Muschelschalen von den Thieren, die darinn wohnen, gebaut, und nach und nach in mannigfaltige Nester ausgebreitet. Deswegen rechnet man sie ihund unter die Gschwärmarten. Hergegen gewisse Schwämme oder Pilze unter die Thierpflanzen.

2) Etwas von den Pflanzen.

Tab. XXI. Nr. 3.

Auf dieser Tafel finden wir Pflanzen und Theile derselben abgebildet. Da ist (a. 1.) ein Baum mit Wurzel, Stamm und Gipfel. Er hat Nester und Zweige, an denen die Blätter und Blüthen und die Frucht, aus schuppigen Knospen oder Augen (2), nach und nach hervorkommen oder entwickelt werden. Ein grosser Baum entspringt aus einem kleinen befruchteten Saamenkorn, oder Kerne (5), wenn dessen innere Theile durch Feuchtigkeit und Wärme der Erde, die ihn umgiebt, hinlänglich in Bewegung kommen, um den Keim mit den niedergesetzten Wurzelchen und dem aufsteigenden Stämmchen herauszutreiben. Derselbe Keim wird

wird anfangs, fast wie ein junges Vögelchen im Ey, von den innern milchähnlichen Theilen seines Saamens genährt, und darauf von den zufließenden gröbern Säften gestärkt und ausgedehnt. Der Saamen einiger Pflanzenarten (6) steigt in die Höhe, wirft seine Haut ab, wie ein auskriechendes Hühnchen seine Schale, und stellt die dicken Saamenblätter und die innern Herzblätter dar. Nach und nach bekommt das Wurzelchen haarähnliche Fasern, und hernach holzige Aeste, welche, wie die Saugrüssel der Thiere, nur nach derjenigen Seite sich am meisten ausbreiten, woher sie die meiste Nahrung erhalten können. Die Wurzel ist bey verschiedenen Pflanzenarten sowohl nach ihrer Figur als nach ihrem innern Wesen sehr verschieden. Bey einigen ist sie knolligt (7), wie bey den Tartuffeln; bey andern schuppig (8), oder spindelförmig (9); zuweilen aber eine dichte (10), häutige (11), oder schuppige (12) Zwiebel. Nach ihrer innern Beschaffenheit aber ist sie entweder zart, derb, holzig, saftig oder mehlig.

Daß die Wurzeln über sich Stamm, Aeste, Blätter, Blüten und Früchte hervortreiben, ist nicht ihr einziger Nutzen. Sie dienen uns auch theils zur Speise, theils zum Gewürz, wie der Ingber; theils zu Arzneyen, als Jalappe, Kalmuswurzel, Sassafras, Rhabarber, Bitterwurz, u. s. w. theils zum Färben, wie die getrocknete und zermalmete Wurzel der Färberröthe, oder der Grapp; theils um allerley Geräth daraus zu machen.

Der

Der Stamm, die Verlängerung der Wurzel über der Erde, hat, wie ihr auf dem gezeichneten quer abgeschnittenen Stücke vom Stamme einigermaassen sehn könnt, eine äussere Haut, eine Rinde, einen knorpligen Splint oder Wuchs, ein knochenhartes Holz und ein blazsiges Mark. In diesen Theilen bemerkt man besonders mit Vergrößerungsgläsern zwischen Fibern, die größtentheils nach der Länge liegen, viele Röhren, die theils ganz hohl sind, und zum Lustholen, oder zur Forttreibung der Säfte zu dienen scheinen, theils aber mit Blasen oder Drüsen angefüllt sind. In diesen Röhren, davon nur einige aus dem Marke nach der Rinde quer übergehen, steigen die Nahrungssäfte am warmen Tage häufig aufwärts, und fließen zur kühlen Nachtzeit wieder herunter, wie ihr auf ähnliche Art an den Thermometern wahrnehmen könnt. Alle Theile des Baums nehmen zu ihrem Wachsthum zwar ein gewisses Maass von diesen Säften zu sich; aber am Stamme setzt sich das Meiste davon im Sommer zwischen der Rinde und dem Holze an, und macht den Splint. Dieser wird vornehmlich im Winter hart, und bildet dadurch Ringe (jährlich einen), die das Alter des Baumes oft deutlich zu erkennen geben. Das Holz zwischen diesen Jahrringen vom Mark bis zur Rinde, ist gemeinlich von ungleicher Dichtigkeit, auch an der Nordseite (zur Linken) des Baumes schwächer, dichter und folglich schwerer als an der Südseite (zur Rechten). Daher läuft

zuweilen

zuweilen eine Kegelfugel sehr schief, wenn sie gleich auf einer horizontalen Ebne ganz gerade fortgestossen oder geworfen wird. Und wenn man sie im Wasser zu unterschiednen malen herumrollt; so wankt sie so lange, bis die schwerere Hälfte derselben sich ganz eingetaucht hat. Wenn einige Stämme zu schwach sind, um Blätter und Frucht in der oft stark bewegten Luft zu tragen: so erhalten sie Schlingen oder Gabeln (wie ihr an der gezeichneten Erbsenranke (13) seht) mit denen sie, wie mit Händen, andre Körper umfassen, woran sie sich anhängen und in die Höhe klettern.

Der Rußen der Stämme ist mannigfaltig. Aus den Halmen des Zuckerrohrs (14) wird ein süßer Saft gepreßt. Der Zuckerkand, Sutzucker, u. s. w. ist anfangs ein dünner Saft, den man nachher siedet, raffinirt oder läutert, und zuletzt in Formen gießt, worinnen er erhärtet. Der abtriefende süße Saft aber, wenn er die Mühe des Kochens nicht verlohnt, wird flüssig gelassen, und als Syrup verkauft. Von den Ueberbleibseln des Zuckers wird Rum bereitet, der den Brandweint an Stärke übertrifft, und woraus man mit Theewasser, Citronensaft und Zucker ein warmes Getränk machen kann, das man Punsch nennt. Aus verschiedenen Bäumen schwiszen heraus verschiedene Arten Gummi, und brennbare Harze, als Weihrauch, Mastix, Sandarach, Kopal, Geigenharz, Pech; ferner, der etwas flüssige Terpentin und Theer, und das sehr flüssige Terpens

Terpentinöl, Riensöl, u. s. w. Diese Dinge dienen theils zum Räuchern, theils den Künstlern, Handwerkern und Andern zu vielen Bedürfnissen. Z. E. den Malern zu den Lackernissen, womit sie ihre Gemälde überstreichen und ihnen einen schönen Glanz geben. Die Rinde des Zimmetbaums verschafft uns den Zimmet oder Kaneel und das starke Zimmetwasser. Die Rinde des Chinabaums ist, wie das Quassienholz, nach den Regeln eines verständigen Arztes gebraucht, ein sicheres Mittel wider das Fieber. Aus der Asche verschiedener Pflanzen und Bäume wird ein Dünger, oder wie aus der Kalipflanze, u. s. w. alkalisches oder laugenhaftes Salz, als Potasche. Ohne das Brennholz würden in manchen Gegenden die lebendigen Körper vor Frost und Kälte erstarren, und die Menschen gezwungen seyn, die Gewächse und das Fleisch der Thiere roh und mit der größten Unbequemlichkeit des Kauens, zu genießen. Eine unbeschreibliche Menge Holz wird jährlich verbraucht zum Bau unsrer Wohnungen, der Mühlen, der Schiffe, der Brücken, der Schleusen, der Thore, zu Gartenwänden, Stacketen, Gitterwerken, Schränken, Kästen und andern Hausgeräthe, zu einer zahllosen Menge von Gefäßen, Werkzeugen und Maschinen. — Die Aeste und Zweige wachsen in einer solchen Lage und unter solchen Winkeln an und um den Stamm herum, als es demselben am leichtesten ist, das Gleichgewicht zu halten, und sie sammt dem Laube und der Frucht zu tragen.

Aus

Aus den Blätterknospen entwickeln sich die Blätter (4). Aus dem fortgesetzten Blattstiele oder der Rippe, entspringen ästige Adern oder Nerven, zwischen denen das schwammige Gewebe liegt, das ihr sammt der Oberhaut des Baumblattes von den doppelt über einander liegenden Adern absondern kömmt, wenn ihr es vorher des Sommers, etwa zwey Wochen, in reinem Wasser ganz untergetaucht, liegen laßt. Man sieht mit Vergnügen den wunderbaren Bau eines solchen Blattgerippes, besonders unter einem Vergrößerungsglase oder Mikroskop. Die aufsteigenden Säfte werden in den feinen Gefäßen der Blätter an der Sonne und in der Luft weit auseinander gebreitet, wodurch ihre Verdickung oder das Ausdünsten ihrer wässerigen Theilchen befördert wird. Hieraus begreift ihr, daß die Wurzel einiger Pflanzen alsdann leicht verfaule, wenn man durch das Entblättern die Ausdünstung der eindringenden Feuchtigkeiten hindert, und das Stämm und Aeste nur dann erst merklich an Dicke zunehmen, wenn sie viele Blätter bekommen. Weil die Blätter bey einigen Pflanzen glatt, bey andern wollig, haarig, stachelig oder warzig, u. s. w. sind; so kann man sie größtentheils durch blosses Anföhlen von einander unterscheiden. Doch wird eine solche Unterscheidung noch leichter durch das Anschauen ihrer Figur und Gröffe, die einer jeden Pflanzenart eigen bleibt. Denn die Figur einiger Arten wird pfeifenförmig (b. 1.), lanzettenförmig (2), nierenförmig

förmig (3), herzförmig (4), krausförmig (5), ausgeschweift (6), gefערbt (7), sägeförmig (8), gezähnt (9), pfeilförmig (10), lappig (11), scheidelförmig (12), fingerförmig (13), dreygedrittet (14), zwiefach gefiedert (15).

Die Blätter der meisten Bäume fallen jährlich ab, nachdem sie nach und nach ihre grüne Farbe ins Gelbe, Rothgelbe, Hellrothe, Dunkelrothe, Braungraue, Braungraurothe, Braungraublau und Sprenglichte verwandelt haben. Die Langelblätter der Wacholderbäume, der Lebensbäume, und der hohen Cedern, Fichten und Tannen dauern zwey bis drey Jahre aus, und werden nach und nach von andern verdrungen. Endlich die Blätter, welche ihre Hauptstengel umfassen, als bey den ausländischen Aloearten, sterben allmählig unten ab und werden von andern, die oben aussprossen, ersetzt. Die Blätter sind ein reizender Schmuck der Bäume, der Gärten und der Felder, und haben einen über alle Vorstellung grossen Nutzen. Viele dienen zur Nahrung, zu Arzneyen und zur Abhelfung mancher andern Bedürfnisse.

Aus den Blumenknospen entstehen die Blüthen, deren Blätter gemeinlich eine regelmässige Figur und Lage unter einander haben. Doch einige Blumen sind einblättrig, wie die trichterförmige Winde (16), mit ihrer untern Röhre und ihrem breiten obern Rande. Rosen und viele andre Blumen sind unten von Decken oder Kelchen (17) umfaßt, welche bey den Narcissen und
 Elem. 3ter Band VIII. 3 andern

andern. Blumen einer Scheibe, oder einem Balge (19) gleichen, und in dieser Gestalt die Körner (20) einer Aehre (21) und den Saamenstaub in dem Käschchen (22) einer Haselstaude, oder den Saamen in dem Zapfen (23) einer Lanne umschliessen. Die Zulpen (18) und andre Blumen sind ohne Kelch. Wenn die Form der Blumenblätter mit der Rose, der Nelke oder der Malve Aehnlichkeit haben: so heissen sie rosenförmig (24), nelkenförmig (25) oder malvenartig (26). Einige Blumen sind strahlig (27), wie die Sonnenblume, andre haben die Form eines Helms (28) (wie das obere Blatt des giftigen und hier gezeichneten Eisenhütteleins) oder eines Präsentirtellers (29), eines Kreuzes (30), einer Glocke (31), einer Tonne (32), eines Schmetterlings (wie bey den Erbsenblüthen), eines Quirls (34), eines Knopfs (35) (wie an der Distel). Einige haben die Form eines Regenschirms (c. 1) oder einer Dolle, die an der ächten Petersilge eine einblättrige, an der giftigen wilden Petersilge aber, welche unter jener oft mitwächst, eine dreyblättrige Hülle hat. Einige Blüthen wachsen bey einander als ein Büschel oder eine Rispe (2), einige als ein Strauß (3), einige als ein Bund (4); einige auf vielen kurzen Stielen an den Seiten des Hauptstengels, als eine Traube (5) (wie an dem Weinstocke und der Johannisbeerstaude).

Man

Man findet in den Blumen sadenähnliche Stiele, auf denen gewisse Gefäße oder Beutel (6) mit einem feinen Staube wachsen. Dieser Staub theilt sich zu einer gewissen Zeit einer schwammigen Narbe oder Spalte (7) mit, die an einigen Blumen auf einem Griffel (8) über dem Fruchtknoten (9) oder Eyerstock sitzt. Jene Beutel samt ihren Fäden heißen Staubfäden. Die Narben aber sammt den Griffeln und Fruchtknoten nennt man Staubwege. Wenn ihr die Narbe, vor der Ausstreuung des Saamenstaubes auf dieselbe, bedeckt oder abschneidet; oder auch nur die Staubbeutel behutsam wegnehmt: so bringt diese Blüthe keine Frucht. Darum nennt man diese Ausstreuung eine Begattung, wodurch die Saamenkörner im Fruchtknoten befruchtet werden. Doch kann es bey jenem Versuche geschehn, daß der Saamenstaub einer in der Nähe stehenden Blume, die Narbe der verstümmelten Blüthe erreicht und also befruchtet. Und wenn diese Blumen von Pflanzen verschiedner Art sind: so wird dadurch der Saamen zu einer neuen Abart oder Bastartpflanze erzeugt. Diese pflanzt ihres gleichen fort. Darinn weichen also die Pflanzen von der bey den Bastarthieren beobachteten Ordnung ab. Man nennt männliche Blüthen diejenigen, welche nur Staubfäden, weibliche, welche nur Staubwege, und Zwit- terblüthen, welche beyderley Theile haben. Jene beyde sind an einigen Pflanzen auf einem

3 2

Stamme,

Stämme, wie an der Brennessel, oder auf verschiednen, wie bey den Weiden, Espen und Hopfen, deren Wurzel sprossen, wie Spargel, gegessen werden. Wenn nicht zwey der letzten Arten nahe bey einander wachsen; so bringen sie keine Frucht. Die Fortpflanzung würde nicht gut von statten gehen, wenn die männlichen und weiblichen Blüthen auf den meisten Pflanzenarten ganz getrennt wären. Nun sind sie aber als Zwitterblüthen auf den meisten beisammen. Auf der Blüthe jeder Pflanzenart wächst nur eine gewisse Anzahl von Staubfäden und Staubwegen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, — 20, oder eine so grosse Menge, daß man sie vielfädig nennet. In den Blüthen einiger Pflanzen wachsen die Staubfäden unten in einem, zwey oder mehr Haufen, (wie an der Malve, der Erbsenpflanze und dem Citronenbaume) auf den Blüthen andrer Arten aber die Staubbeutel zusammen (wie an dem Lattig, der Camillenblume, Sonnenwende, und Ringelblume). Auf noch andern werden die Staubfäden von den Staubwegen getragen (wie an der Passionsblume, und andern Orchisarten, (10) u. s. w. An einigen Pflanzen, als den Farnkräutern, Moosen und Schwämmen sind die Blüthen unkenntlich. Nach solchen Merkmalen werden von einigen Naturforschern und Aerzten die unzähligen Pflanzenarten (von denen man, ohne auf die Verschiedenheit der Farbe, des Geruchs, des Geschmacks, der gefüllten und einfachen Blü-

men=

men, und der zertheilten oder unzertheilten Blumenblätter zu sehen, schon über zwanzigtausend kennt) aufgesucht und in Classen, Ordnungen, Gattungen, Arten und Abarten eingetheilt. Wir aber wollen uns nur Folgendes merken.

Die Bäume und Stauden sind holzig. Die letzten haben seltner, als die Bäume, einen einfachen Stamm; erreichen selten die Höhe und Grösse der Bäume, und treiben in dem vorhergehenden Jahre keine Knospen zu den Blättern und Blüthen des folgenden. Einige Bäume, als die Eichen, sollen bis 300 Jahre leben, in dem ersten Hundert fast zu ihrer völligen Grösse wachsen, im zweyten bloß genährt werden, und im letzten nach und nach schwinden und absterben. Die Kräuter sind nicht holzartig, und sterben jährlich entweder ganz ab, wie die Sommergewächse, oder sie kommen aus Wurzelsprossen im folgenden Frühlinge wieder hervor. Die Palmenbäume, die Dattelbäume, Kokosbäume, Sagubäume, haben an einem knorigen Stamme (21) statt der Aeste, lange herabhängende Blätter, aus deren Mitte eine Blumenscheide wächst, mit mehr als tausend Blüthen. Die Palmen haben mancherley Nutzen. Die Blätter dienen statt des Papiers zum Schreiben, und die Scheiden statt des Leders zu Schuhen. Die Datteln werden gegessen, die harten Schalen der Kokosnüsse dienen dem Drechsler, die äussern Fasern dem Seiler, ihre Kerne dem Destillirer, der aus demselben

selben und aus Reis den starken und hitzigen
 Trank macht zum Punschtrank. Aus dem
 Mark des Sagubaums wird der Sagu bereitet,
 aus dem man nahrhafte Suppen kocht. Die
 Grasarten (22) haben die einfachsten Blätter,
 und ihr Saamen wächst auf Halmen, entwe-
 der in Bälglein eines Aehrchens, oder eines Bü-
 schels. Die Farnkräuter (23) bestehen nur
 aus Blättern, an deren untern Seiten (24) ihr
 Saamen wächst. Der Saame ist dem Auge
 kaum sichtbar, erscheint aber unter einem
 Vergrößerungsglase sehr zusammengesetzt,
 nämlich in Hülsen mit einem knotigen Reifen,
 welche zur Zeit der Reife mit Knistern auffprin-
 gen, und eine grosse Menge des feinsten Saa-
 mens zeigen. (Seht zwey solcher Hülsen auf
 diese Weise neben dem Farnkraute vorgestellt).
 Die niedrigen Moose (25) haben ihren
 Saamen in Büchsen, welche mit einem Deckel
 verwahrt sind. An den Afermoosen oder
 Algas scheint Stamm, Blatt und Wurzel ein
 einziges Stück zu seyn, wie man an der Stein-
 flechte (welche an Bäumen, Mauern und
 Steinen wächst) und an dem Meergrase, oder
 an dem auf Teichen und stillstehenden Wassern
 wachsenden Grasleder (26), sehen kann. Den
 Schwämmen oder Pilzen wächst der Saame
 in dem Innern des Fleisches; ihr Stamm (29)
 heist Strunk; das Obere desselben der Hut (27),
 unter welchem man bey einigen einen Kragen (28)
 findet. Dahin gehören, als Arten, die essbar
 ren

ren Morcheln, Champignons, Pfifferlinge und Trüffel; ferner der Fliegenschwamm, der, in Milch zerquetscht, eine tödtende Speise der Fliegen ist; der Zündschwamm, den ein Stahlfunken entzündet, oder zum lodern bringt; und endlich der Schimmel (30) (zuletzt vergrößert vorgestellt), ein Gewächs, davon man ganze Wälder im Kleinen, auf faulenden Pflanzen, Früchten, Thieren und Speisen, vornehmlich mit einem Vergrößerungsglase, entdeckt. Der Löcherschwamm, mit dem wir Tafeln und Tische abwischen, ist eine Corallenart.

Was Thiere und Pflanzen für Aehnlichkeit mit einander haben, kann man aus folgenden Umständen schließen. Die Thiere wachsen aus Eiern, die Pflanzen aus Saamen. Zur Befruchtung der Eyer und des Saamens ist die Vereinigung des männlichen und weiblichen Geschlechtes nothwendig. Der Embryo des Thieres und des Keims wird anfangs durch Milch genährt. Der erste wirft beym Auskriechen die Schale des Eys ab, der zweyte beym Aufkeimen die Haut des Saamens. Derselbe hat eine Art von Nabelschnur, von Mutterfuchen und so weiter. Es sind auch in der Pflanze adernähnliche Röhren, in diesen aber eine innere Bewegung der Nahrungssäfte und der Luft. Ein jedes Thier hat vor der Geburt nur ein Pflanzenleben, indem es, nach Art der Pflanzen, die Nahrungstheile durch Röhren anzieht. Die Pflanzen breiten nach der Gegend ihre

Wurzeln aus, woher sie Nahrung erhalten. Will man nahe bey einem Baum vermittelst eines Grabens die Wurzeln von einer Gegend, wo viel Nahrungssäfte sind, abhalten: so nehmen die Zweige und Aeste der Wurzel bald einen andern Gang, nämlich niederwärts, um unter den Boden des Grabens durch, in den Nahrungsort zu kommen. Die Blätter sind die Lungen der Gewächse, wodurch sie Säfte und Luft einziehen und ausführen, oder athmen. Das Abfallen der Blätter, hat Aehnlichkeit mit dem Abfallen der Hirschgeweihe, dem Abhaaren der vierfüßigen Thiere und dem Mausern der Vögel. Auch die Pflanzen haben ihre Krankheiten. Zu viel Wasser, zu lange Dürre, der Frost und die Hitze ist ihrer Gesundheit schädlich. Der von Insekten verursachte Rost macht die Blätter gelb und fleckigt, das Gallinsekt erfüllt sie mit Beulen; Würmer verursachen in den innern Theilen den Wurmfisch; die Verstopfung der Röhren macht Geschwulst, der Mangel an Nahrungssäfte wirkt das Verdorren der Fibern, u. s. w. Daher sind zuweilen allerlei Curen nöthig. Ein fleißiger verständiger Pflanzenwärter, der die Krankheiten verhütet oder vertreibt, schwäche zuweilen durch das Entblättern die eine stark grünende Seite, die dadurch entkräftet und matt wurde, und macht durch dieses Verfahren den Lauf der Nahrungssäfte und das Wachsen nach allen Seiten gleichförmig. Wegen gewisser Zufälle haben zuweilen die Blätter, die Blüten oder

die

die Frucht in ihrer Gestalt etwas Ungewöhnliches oder Mangelhaftes: kurz, es giebt Misgeburtten unter den Pflanzen wie unter den Thieren. Auch kann man die ungewöhnlich hohen Bäume von einer Art Riesenbäume, so wie die ungewöhnlich kleinen Zwergbäume, nennen. Einige Blumen und Pflanzen scheinen eine Art des Schlafes zu haben, weil sie ihre Blätter zu einer gewissen Stunde des Tages schließen oder niedersinken, und den andern Tag wieder öffnen oder heben. Die Seerose steigt (damit die Befruchtung desto besser geschehen könne) des Morgens aus dem Wasser empor und öffnet sich; gegen Abend aber schließt sie ihre Blätter wieder und zieht sich ins Wasser zurück. Einige Pflanzen (als der Klee, Sauerampfer) breiten ihre Blätter vor der Zeit des Regens so regelmäßig aus, daß es scheint, sie sähen ihn vorher, und hätten, wie die Bienen, eine Art von Vorsorge auf die Zukunft. Die Sonnenblumen, die von der Gegend der Sonnenstrahlen her ihre Nahrung zu empfangen scheinen, öffnen und kehren sich eben so nach derselben, wie die Schalthiere nach dem Wasser bey dem Anlaufe der Fluth. Wenn man die Blätter des Sinfkrauts berührt: so ziehen sie sich zurück, wie die Gartenschnecke ihre Hörner. Eine der empfindlichen Pflanzen, welche man die Fliegenfalle (*muscipala*) nennt, hat die Eigenschaft, daß ihre Blätter, wenn sie von einem Insekte oder einer andern Sache berührt werden, sich in

zwey Hälften theilen, sich zusammenschlagen, und dem Thierchen durch ihre kleine, auf der Fläche und am Rande befindliche, Stacheln den Ausgang versperren. Doch dient es der Pflanze wahrscheinlich nicht zur Nahrung. Ob nicht die Pflanzen auch leben? Ich antworte, unter dieser Bedingung, Ja; wenn nämlich die Bewegung flüssiger Dinge in den Theilen eines wachsenden organischen Körpers, der seines Gleichen fortpflanzt, ein Leben heißen soll. Aber die Pflanzen werden noch immer mit Recht leblos genannt von denen, welche eine empfindende Seele und eine willkührliche Bewegung für einen wesentlichen Theil des Lebens halten.

Man macht aus gefärbten Federn, Cocons, Papier, Leinwand und Seide, allerley künstliche Blumen. Aber man darf nur einige, die ohne menschliche Kunst gewachsen sind, betrachten, als die Tulpen, Nelken, Aurikeln, Weitchen, Levkojen, Narcissen, Liljen, Schwerdlilien, Anemonen, Ranunkeln, Tausend schönen, Schachblumen, Tuberosen, Sammetblumen, Amaranten, und so weiter, um überzeugt zu werden, daß es, auch bey dem größten Fleisse des geschicktesten Künstlers, unmöglich sey, die Schönheit derselben durch Beschreibung oder Nachbildung empfindbar zu machen. Wir wollen uns also eine wirkliche Blume aussuchen. Hier ist eine blühende Rose, diese wahre Zierde in dem Garten des Königs und des Bauern. Wie
 28. lieb-

lieblich ist ihr Geruch, wie angenehm ihre Farbe, wie schön ihre Form!

Wenn ihr die Zwibel einer Tulpe oder Hyacinthe im Anfange des Herbstes, auf ein mit Wasser stets gefülltes und vor Frost bewahrtes Glas (II) setzt: so könnt ihr sogar in euren Stuben während des Winters das Vergnügen haben, Blumen wachsen zu sehn.

Aus den Saftbehältnissen einiger Blumen holen die Bienen mit ihren dazu geschickten Saugrüsseln den süßen dicken Nahrungsaft der Pflanze, oder den Honig. Aus vielen Blüthen zieht man nicht allein köstliche wohlriechende Wasser, wie aus den Rosen das Rosenwasser, aus den Rosmarienblüthen das Ungarische Wasser; sondern auch wohlriechende Oele, als aus den Blüthen des Lavendels oder Spiks, der Nelken, der Beilchen, der Lilien, der Kamille und der Jesminen. Einige Blumenknospen isset man, als die Kappern. Die Blüthen des Hopfens werden zum Bierbrauen genutzt, u. s. w. Einige dienen uns als Gewürz, wie der Safran; andre als Arzneyen, wie die Schlehenknospen, die Kamillen. Andre als Farben, wie der Saflor, u. s. w.

Alle genannte Theile der Pflanzen dienen, Früchte hervorzubringen, theils zur Fortpflanzung, theils zur Nahrung für Thiere und Menschen. Der Saamen, dessen Körner eine Haut und gemeiniglich eine Narbe haben, liegt

liegt in Saamengehäusen oder in ihren Sä-
 chern mit Scheidewänden (12), oder in
 einer lederartigen Schale, wie die Eichel (13),
 oder in einer harten Schale (wie die Haselnüsse,
 welsche Nüsse, Mandeln), über welche noch ein
 Umschlag wächst. Der Saamenstaub wird
 nicht allein durch Triebfedern, welche in den
 Staubbeuteln wachsen, nach den Narben ge-
 spritzt, oder von der fließenden Luft, und von
 Insekten dahin geführt; sondern es wird auch
 zur Zeit der Reife in einigen Saamengehäusen
 eine Art von Schnellfedern wirksam, welche
 die Saamenkörner von dem Standorte abstossen
 und ausstreuen. Bey einigen bekommt die
 Saamenkapsel Löcher, wie beyhm Mohn (14);
 bey andern wird zu dieser Zeit der Deckel abge-
 worfen (15) (der an dem übrigen Gehäuse ver-
 mittelst einer Nuth bis dahin befestigt ist), da-
 mit der Saamen ausfalle. Einiger Saamen
 bekommt Häkchen (wie die Kletten), ver-
 mittelst welcher er sich an Thieren anhängt und
 zur Fortpflanzung weggeschleppt wird. Einige
 Früchte sind mit harten Schalen gegen die Fäul-
 niß, andre mit stacheligen Umschlägen, andre,
 wie die Gerstenähren, mit Grammen, gegen
 die Vögel verwahrt; einige aber mit Federn,
 Flügeln oder Haarkronen (16) versehen, mit
 deren Hülf sie durch die Luft leicht weggeführt
 und ausgefäet werden. Einige sind für die
 Vögel eine reizende Speise, wie die Mus-
 katnüsse, welche sie aber unbeschädigt wie-
 der

der von sich geben; wodurch das Ausſäen befördert wird. Einige ſind ſchwer und nicht gefiedert (ſonſt würden ſie nicht bequem eingeſammelt werden, und ſich von dem Boden, der ihnen am zuträglichſten iſt, zu weite entfernen); andre hergegen ſind ſo leicht, daß ſie zuweilen meilenweit vom Winde ſorglos führt werden, und auf dieſe Art entfernte neuentſtandne Gaſeln oder angewachſenes Land beſäen. *Mancherley Nutzen und Vergnügen verſchaffen uns* 1) die verſchiedenen Getraidarten, als der Roggen, Weizen, Mays oder türkiſcher Weizen, Speltz, Reis, Haber, Buchweizen, die Gerſte und Hirſe; 2) die fleiſchigten Früchte, deren Saamen entweder in Kapſeln iſt, wie bey den Birnen (17), Äpfeln, Dürren, Meſſeln, oder bloß im Fleiſche liegt, wie bey den Kirbiffen, Koloquinten, Feigen, Kürben, Melonen, Pomegranzen, Apfelsinen, Citronen, (davon einige nicht ſo dauerhafte Art mit weicherer Schale Limonen heißt, welche eingemacht werden); 3) diejenigen Früchte, welche mit ihrem Fleiſche eine Nuß oder einen ſogenannten Stein umſchließen, als die Kirſchen (8), Pflaumen, Pfirſchen, Apricoſen, Datteln, Piſtazien (oder Pimperniſſe) und Schlehen; 4) die Schootenfrüchte und Hülfenfrüchte, als die hier mit der Schoote gezeichneten Erbsen (20), die Kieſchern, Linſen, Wicken, Bohnen, Koſſeebohnen, Rafao.

Kakaobohnen (davon die Chocolate gemacht wird); 5) die Beeren, deren Fleisch den Samen ohne Gehäuse enthält (19), als Himbeeren, Heidelbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Weinbeeren, Brombeeren, Erdbeeren, Loorbeeren, Maulbeeren, Pfeffer, Wacholderbeeren, Vogelbeeren und Hagbutten (die Frucht der wilden Rosen).

Aus verschiedenen Früchten werden Getränke, als vielerley Arten Bier und Wein, gemacht, aus einigen aber Oel gepreßt, als Leinöl, Nußöl, Mandelöl, Rübsenöl. In einigen Pflanzen wird aus einerley Erdboden und Luft nur ein süßer Saft gesammelt oder zubereitet, wie in einigen Eschenbäumen das süße lactirende Manna; in andern aber nur ein bitterer Saft, wie in den Aloepflanzen und Kampferbäumen. Beyderley Säfte sind oft für uns und die Thiere wirksame Arzeneyen. Hingegen sind einige Pflanzen den Menschen schädlich, giftig oder tödlich, als der Schierling, die Euphorbia oder Wolfsmilch, das Opium (eine Art Mohnsaamen, das einschläfert, und in grosser Menge genommen, tödlich wird), die Tollbeeren, das Bilsenkraut, der Porrosch oder wilde Rosmarin, welchen unverständige Bierbrauer gebrauchen, um das Bier berauschend zu machen, wodurch sie aber den Trinkern grosse Kopfschmerzen verursachen, u. s. w.

Gegen

Gegen gewisse Krankheiten, welche an einigen Orten, wegen des Wassers, des Bodens, oder der Luft, herrschend sind, wachsen eben daselbst ungepflanzt solche Kräuter, oder solche Früchte, wodurch sie können verhütet oder vertrieben werden. Das Löffelkraut z. E. wächst in solchen Gegenden, wo man desselben wegen des daselbst gewöhnlichen Scharbocks bedarf. Saftige, kühlende, oder saure Früchte, wie Citronen, u. s. w. wachsen in den heißen Erdstrichen, weil ihr Genuß die daselbst leicht mögliche Fäulung des Geblüts verhindert.

Seht hier einige angenehme Gartengeschäfte vorgestellt. Da (d. 1.) hat man einen Platz mit einer Spate (2) umgegraben. Vielleicht ist er vorher mit Mist von Tauben oder Hühnern, oder Schafen, oder Hornvieh gedünget. Auf demselben ist schon etwas mit dem Gartenrachen (3) eben gemacht. Der Kniende (4) sticht mit der Schur und dem Pflöcke Beeten ab, vielleicht um nützliche Küchengewächse, als grünen oder braunen Blätterkohl, weißen oder rothen Kopfkohl, Savoykohl, Blumenkohl, oder Spinat, Sauerampfer, u. s. w. oder Gewürze, als Pimpernelle, Basilienkraut, Saturey, Pfefferkraut, Fenchel, u. s. w. darauf zu säen oder zu pflanzen. Dort erfrischt ein Amdrer (5) durch Begießen die matten Kohlpflanzen, weil es nach ihrer Verpflanzung nicht geregnet hat. Hier (6) gätet ein Mägdchen das Unkraut oder die
 jenigen



jenigen Kräuter aus, die man auf einer andern Stelle wegen ihres Nutzens wünscht, aber die hier den Platz räumen müssen, weil sie ihren bessern Nachbarn einige gute Säfte entziehen. Auf dem Beete wird von einem Andern (7) an den Köpfen des Winterkohls mit der Gartenschaukel die zum Theil mit Unkraut bewachsene Erde aufgelockert. Dieser Kohl ist schon im Herbste gepflanzt, und dennoch durch Schnee und Frost nicht verdorben. Worn (8) hat der Gärtner einem jungen lehrbegierigen Städter begreiflich machen wollen, wie er Nelkenprossen (oder andre) ablegen, das ist, sie einschneiden, niederdrücken und mit Erde überschütten müsse, daß sie Wurzel schlagen und sich verpflanzen lassen. An dem grossen Baume (10) hat er ihm das Abfangen (Ablactiren) gezeigt, oder wie er könne ein Reiß zu dem eine Zeitlang darunter gesetzten Stamme (9) herabbeugen, und es durch Einschnitte, und vermittelst des Baumwachses, Bastes, oder der Räden von Matten, mit ihm verbinden und zusammen wachsen lassen. An den kurz abgeschchnittnen Stämmen (11) hat er ihn das Pfröpfen in die Rinde und in die Spalte gelehrt. Seht, da wo das junge Pfröpfreiß mit Moos und Baumwachs an dem glattgeschnittnen Stamme befestigt und gegen den eindringenden Regen verwahrt ist, machte er mit einem spitzigen Keile oben ein Loch zwischen dem Holze und der

unver-

unverletzten Rinde, und steckte das Reiß hinein. In dem andern Stamme machte er oben eine Spalte, und setzte das Reiß zwischen dieselbe, so daß seine Rinde mit der Rinde des pflanzbaren Stammes zusammenpaßte. „Im Sommer wollen wir auch verschiedene Stämme einäugeln, inoculiren, oder in die Kerbe pflanzeln, sagte der gefällige Mann. „Ich werde alsdann von dem Reiß eines guten Fruchtbaums ein Auge mit seinem feinen Mark und ein Stück Rinde (12) ablösen; etwa in der Mitte eines jungen Stammes einen Einschnitt machen; die beyden Lappen mit einem Messer aufheben; das Stück Rinde mit dem Auge dazwischen schieben; und alsdann mit Bast verbinden. Wissen sie auch schon, junger Herr, fragte der Gärtner, daß wir einen Baum umkehren können, so daß sein igeiger laubvoller Gipfel die Wurzel wird, und die igeige Wurzel sich in den Gipfel verwandelt, welcher Blätter, Blüthen und Früchte hervor- treibt?“ Der junge Mensch freute sich sehr, daß er in einem einzigen Tage von einem, von der Sonne gelb gebrannten und schlecht gekleideten, Manne mehr Kenntnisse von dieser Art erhalten hatte, als er von zehn andern mit frisiertem und gepudertem Haar, und mit seidenen oder von Gold schimmernden Kleidern, Zeit seines Lebens hatte erhalten können.

Zuweilen werden Treibbeete, Mistbeete und Gewächshäuser gemacht und unterhalten,
 Elem. 3ter Band, VIII. A a darin.

darinnen die Pflanzen auch im Winter sowohl grünen, als auch Blumen und Früchte tragen, nämlich vermittelst der Wärme, die man durch eine Bedeckung mit Fenstern und andern Dingen und durch Einheizen verursacht. Noch feltner wird auffer dem Küchengarten und Baumgarten ein prächtiger Lustgarten angelegt, mit künstlichen Eindröden und Ruinen (oder Ueberbleibseln von altmodischen Gebäuden), mit künstlichen Höhlen oder Grotten; mit Laubgängen, Lauben, hohen lebendigen Hecken; mit Gitterwerken zum bessern Wachsthum der Pflanzchen, Apriosen, Weintrauben, u. s. w. und mit andern Zierrathen, als Bildsäulen, Pyramiden, künstlich gebildeten Gefässen, Knöpfen oder Basen, Becken und Springbrunnen, u. s. w. Wer so reich ist, daß er einen solchen Garten anlegen darf, beobachtet gemeiniglich ein gewisses Maaß, eine gewisse Wahl und Vertheilung der Zierrathen. Er macht keinen Busch von purem Holze und keine Fluren von Corallen und Muschelschalen. Er häuft die Zierrathen nicht zu sehr, und vermeidet eine gar zu grosse Einförmigkeit, welche ekelhaft wird. Darum weicht er zuweilen von der Regelmässigkeit ab, um das Auge durch unvermuthete Wendungen zu ergözen. Dennoch macht er kein unnatürliches Gemisch, läßt aus dem Rachen eines Löwen oder andern wilden Thiers kein Wasser spritzen und den Bäumen keine Thiergestalten geben. Er weis durch die Entgegenstellung gewisser Dinge

Dinge (durch den Contrast) das Vergnügen des Anblicks zu vergrößern: indem er die Theile seines grossen Gartens so einrichtet, daß man schnell und unvermuthet von eingeschränkten Ausichten zu weit ausgedehnten, von traurigen zu lieblichen Gegenständen, von Ruinen zum Blumenbeete, vom dürrn Felde zum frischen Grün, vom Hellen zum Dunkeln, vom Ordentlichen zum Wilden, u. s. w. fortzschreiten kann. Auch läßt er die Pflanzen und die Bäume mit einander abwechseln, z. E. die dunkelgrünen mit den hellgrünen, die breitgipfligen Bäume mit den spitzgipfligen. Er weis die Zerstreung und Ermüdung des Auges, die durch viele kleine Schnirkel und Zierrathen geschieht, imgleichen die unangenehme Mißheligkeit gewisser Farben, die in der Natur niemals unmittelbar heysammen gefunden werden, zu vermeiden. Auf diese Weise macht er die Schönheit der Natur sichtbarer, nach denselben Regeln, welche auch die Kunstmaler beobachten.

Seyd gesegnet, ihr Gärtner und Landleute, die ihr bey den gesundesten Arbeiten, mit deren Früchten ihr euch selbst und die Stadtleute nährt, auch in Betrachtung der Natur eine Quelle von dankbarer Freude findet! Wahrlich! das Vergnügen ist für uns groß (besonders nach einem langen Aufenthalt in einer dunstvollen Stadt), auf ein abwechselnd grünendes Feld oder auf eine beblünte Wiese zu kommen. Hier lacht uns Alles. Unser Gehör wird vergnügt

durch den Gesang der Vögel, oder durch das Murmeln eines Baches, oder durch das Lispeln der Blätter. Unser Gesicht wird ergötzt durch das mit leichten weissen Wolken gemischte Blau des Himmels, oder durch das grüne Laub der Bäume, oder durch die wallende Saat, oder durch die Gestalt und Bewegung mannigfaltiger Thiere, oder durch freye Ausichten in Ebenen oder auf Bergen. Zu unsrer Nase strömen aus Kräutern, Blumen und Blüthen, gesunde und liebliche Gerüche. Unsrer Brust wird oft erweitert, und sie athmet alsdann in starken Zügen die reinere Luft. Und in dem Genusse dieses ländlichen Vergnügens werden wir zuweilen unaussprechlich entzückt, besonders wenn wir haben die Hoffnung und die Fähigkeit zu beständigeren und höheren Freuden in uns empfinden.

3) Etwas von den Mineralien.

Tab. XXI. No. 4.

Die Mineralien wachsen nicht, wie die Thiere und Pflanzen, sondern bleiben, wie sie sind, oder sie entstehen durch bloße Ansetzung der Theile.

Dazu gehören die Erdarten und Steine. Diese lassen sich vermittelst des Hammers nicht ausdehnen; und behalten, wenn sie rein sind, ihr Gewicht im Feuer: ihre fest zusammenhängenden Theile aber lassen sich in Del nicht so auflösen, daß sie mit demselben einen Körper aus-

auszumachen scheinen sollten. Die Thonerde ist zäh und fettig anzufühlen, wird im Feuer hart, giebt aber, mit dem Stahl zusammengeslagen, keine Funken, und schmilzt nicht zu Glase, wo sie nicht fremde Theile enthält. Die Mergelerde (eine Art derselben) ist fett, und dient in einigen Gegenden zur Düngung der Felder. Die glatte und blättrige Walkererde oder Seifenerde (auch von Thonart) schäumt im Wasser, wie Seife. Sie wird gebraucht, das Del und Fett aus den Züchern, und die Flecken verschiedner Art aus den Kleidern zu bringen, wenn man sie erweicht, darüber schmieret, trocknen läßt und herausreibt. Die scharfe Tripelerde wird zum Schleifen und Poliren der Metalle, der Steine und des Glases angewandt. Manche Arten der Erde und Kreide werden als Farben verbraucht, so wie der braune Umbra, der gelbe Oker, das Kupfergrün und das Bergblau. Das Steinmark, welches man in den Ritzen der Felsen findet, und die Mondmilch, welche in Höhlen und Klüften angetroffen wird, dienen zuweilen zur Heilung äußerlicher Schäden des Leibes. Die Kalkerde und die Kalksteine geben, mit einem Stahl geschlagen, keine Funken; erhärten wieder, wenn sie weich geworden sind; und brausen mehrentheils mit einer Säure (als mit dem giftigen Scheidewasser) in die Höhe. Das Aufbrausen aber, welches sich in aufsteigenden Bläschen, oder in einem Schaum äußert, und zuweilen mit einer Er-

higung verbunden ist, wird durch ein flüssiges Wesen verursacht, welches mit Schnelligkeit die Lufttheilchen her austreibt. Die Kiesel-erde oder der Sand und die Kieselsteine geben, mit einem Strahl geschlagen, Funken, schmelzen aber im Feuer nicht leicht, wenn sie nicht mit einem Laugensalze vermischet werden. Alaunerde, Salpetererde, u. s. w. enthalten Alaun, Salpeter, u. s. w. Die Dammerde oder Garzenerde besteht aus Theilen verschiedner Art, aus verfaulten Thieren, Pflanzen, u. s. w. Zuweilen ist sie von brennbaren Harzen durchdrungen, wie die Torferde, die gegraben, getrocknet und statt des Brennholzes verbrannt wird.

Die Steine unterscheiden sich von der Erde ihrer Art nur durch den festern Zusammenhang ihrer Theile, und etwa durch die Farbe. Aus Erde werden Steine und aus Steinen wird Erde, entweder durch die Natur oder durch die Kunst. Die Kalksteine können im Feuer zu Kalk gebrannt werden, und dienen zum Mauern und Tünchen. Zu dieser Gattung gehört der Kalkspath; der Tropfstein, Tophstein (der sich von kalkartigem Wasser auch in den Theekesseln ansetzt); der Stinkstein und der Marmor, von verschiedner Farbe, und zum Theil mit schönen Adern und Figuren. In dem Florentinischen Marmor (a. I.) findet die Einbildung natürliche Zeichnungen von Ruinen oder Landschaften, deren Aehnlichkeit aber
man

man durch Kunst zu vergrößern pflegt. Der Gips, der Alabaster und der Isländische Krystall, durch welchen man Gegenstände doppelt sieht, werden im Feuer zwar zu Kalk, brausen aber nicht mit Scheidewasser auf. Die unnützeften und entbehrlichsten Steine sind die kieselartigen Edelsteine. Dennoch sind sie wegen ihrer Seltenheit und Farben, oder wegen ihres Glanzes die theuresten. Das Schönste und Nützlichste in der Welt, wird gemeinlich verkannt oder gering geschätzt, weil es so häufig ist. Hergegen das Entbehrliche und weniger Schöne wird mit Bekümmerniß gesucht, weil es so selten ist. Aber diejenigen, welche ein grosses Verlangen haben, solche seltne und unnütze Dinge zu besitzen, sind durchgängig unzufriedner und mißvergnügter, als die Meisten, denen die alltäglichen Gaben der Natur zureichend sind. Die Edelsteine werden mehrentheils aus Gruben gegraben, und sind anfangs roh und ohne Glanz. Hernach werden sie geschliffen, und in Silber oder Gold eingefast, am Kopfe, an Ohren und Fingern getragen. Die Diamanten sind unter allen die härtesten, durchsichtigsten und glänzendsten. Sie werden auf verschiedne Art, oder in verschiedne Flächen (oder Facetten) geschliffen, und heißen alsdann Rosetten, Tafelsteine oder Brillanten. Wenn einer derselben etwa so viel wie ein Viertel Ducaten wiegt: so gilt er 1000 Thaler; ist er aber noch zwölfmal leichter, als der vorige,

so wird sein Preis 200 mal geringer, oder etwa 5 Thaler. Zu diesen Edelsteinen rechnet man ferner (wenn man die härtesten voransetzt) den rothen Rubin, den himmelblauen Saphir, den goldgelben Topas, den grünen Smaragd, den blaßgrünen Chrysopras, den gelblichen Chrysolith, den violetten Amethyst, den dunkelrothen Granat, den rothgelben Hyacinth und den seegrünen oder grünblauen Berill. Zu den eigentlichen Kieselsteinen gehören auch der durchsichtige Quarzkrystall, der in einem Haufen pyramidenförmiger Figuren, oder in Drusen (2) wächst; ferner die Feuersteine oder Flintensteine; der graue Chalcedonier, der rothstreifige Carneol und Sardonir, der durchsichtige Onix, der milchfarbige Opal und der streifige Achat. Die Oberfläche der Hornsteine ist da, wo man sie durchbricht, etwas körnig. Diese Art begreift unter sich den Jaspis von verschiedner Farbe, den fleckigen Porphyr, und den blauen Lasurstein, aus dem das schönste und dem Golde gleichgeschäzte Blau, nämlich der Ultramarin, zubereitet wird. — Die sandförmigen Sandsteine werden zu Schleifsteinen, Mühlsteinen, Filtrirsteinen (oder Siebsteinen) u. s. w. gebraucht. — Von den Schiefersteinen bedienen wir uns des Dachschiefers zu den Dächern, des Tafelschiefers zu Rechenrasseln und Rechentischen, des Wegsteins zum Schärfen der feinen Messer und Instrumente, des Probirsteins, um mit Metallen Striche

darauf

darauf zu machen, aus deren Unterschiede die Reinigkeit der Metalle oder ihre Vermischung erkannt wird. — Die thonartigen Steine verändern sich nicht im Feuer, und heißen daher feuerfest. Zu diesen gehört das Russische Glas, das sich in dünne Scheiben spalten läßt, und als Glas gebraucht wird; ferner das wegen seiner Farbe so genannte Wasserbley, welches die Materie der ächten Bleystifte ist; der Glimmer (oder das Raßengold), der Bimstein, der Talk, der Amianth und Asbest, sammt dem Bergkryschal, Bergleder, u. s. w. welche aus Fäden bestehen, aus denen unverbrennliche Leinwand verfertigt wird. Der Serpentinstein oder Serpentinmarmor ist grünlich, fleckig, und zu allerley Gefäßen, Reibeschalen und Reibestempeln, zu Tobacksdosen, Theebüchsen, Bechern, u. s. w. brauchbar. — Die meisten Felssteine sind aus verschiednen Mineralien zusammengesetzt, und bekommen deswegen keine besondere Namen. Die Fossilien, oder versteinerten Körper von Thieren und Pflanzen, trifft man in Felsen und Bergen des festen Landes an, und sogar auf den Spitzen derselben; z. E. Knochen von vierfüßigen Thieren, Schalen von Muscheln, Schnecken, Krebsen, See-Igeln; auch Schuppen und Gräten von Fischen in ihrer natürlichen Lage (besonders in den Schiefersteinen); ferner Blätter, Aeste und ganze Stämme, welche von einer kalkartigen Materie größtentheils durchdrungen und umgeben sind. Aber versteinerte Menschenknochen

hat man noch nirgends gefunden. Einige versteinerte Schneckenarten liegen haufenweise beisammen, als wenn sie ihre Nester daseibst gehabt hätten, und von einer Lage Schlamm bedeckt wären. Es scheint, daß diese harten Felsen und Steine auf dem festen Lande einmal (vielleicht ehe noch Menschen waren) flüssig gewesen, oder nach und nach unterm Wasser entstanden sind. Hier sind einige solcher versteinerten Körper gezeichnet: (3) der Zahn eines Seehundes; (4) ein versteinerter See-Igel; (5) ein Fingerstein (der für einen versteinerten Zahn eines Seethiers gehalten wird); (6) ein Sternstein (der aus Gliedern besteht, wie die Arme des Medusen-haupts, oder der Rückgrad der Fische, und zuweilen walzenförmig und mit Fünfecken versehen ist (wie 7) oder Strahlen hat, wie das Sonnensteinchen (8)); (9) die längliche Küchenmuschel; (10) eine große Hienmuschel, angefüllt mit kleinern Kammuscheln, Schraubenschnecken, u. s. w. Die Figur (11) stellet einen Fischschiefer vor und (12) einen Blätterstein. Ganz weiche Dinge werden niemals versteinert gefunden; sondern die Aehnlichkeit einiger Steine mit ihnen ist zufällig, und wird ein Spiel der Natur genannt. Dahin gehört der niereenförmige Stein (13) und der Bäumchenstein (14), in welchem die einem Baume ähnliche Figur von einer versteinerten Flüssigkeit entstanden ist. In einigen Wassern werden gewisse Körper in kurzer Zeit mit einer harten Schale überzogen
oder

oder infrustirt, aber nicht versteinert, nicht von einer Steinmaterie ganz durchdrungen.

Salze sind Mineralien, welche im Wasser können aufgelöst werden, und auf der Zunge einen starken Geschmack verursachen. Die sauren Salze, die durch Kunst von Vitriol, Salpeter oder Kochsalz, worinn sie enthalten sind, geschieden werden, färben den blauen Weilschensafft roth; die laugenhaften Salze aber, als das Weinstein Salz, u. s. w. färben ihn grün. Werden beyde Arten zusammen gemischt: so brausen sie mit einander auf, und machen alsdann ein Mittelsalz aus, welches die Farbe des Weilschensaffts nicht verändert. Wenn das Wasser, worinn Salz aufgelöst ist, ausdünstet und dick wird, so bilden die Theilchen des Salzes gewisse eckige Körper, die man Krystalle nennt. Diese Figuren der Salze sind auf dem zweyten Biechthel nach ihrem Umfange gezeichnet, und noch einmal in Nezen, welche alle Seiten einer Krystallfigur zeigen. Die Mittelsalze sind: das Küchen Salz, das den guten Geschmack der Speisen empfindbarer macht, das Fleisch und andre Sachen frisch erhält, und gewöhnlich in Würfeln (1) anschießt; der Salpeter, der im Feuer mit Zischen verbrennt, und nicht nur als ein kühlendes Arzneymittel, sondern auch häufig zum Schießpulver und andern Bedürfnissen gebraucht wird, und sich in Körper mit 6 länglichen Bierecken bildet, auf welchen unten und oben eine Pyramide ist; der Salmiak, den die

Herzte

Ärzte, Färber und Metallkünstler zu nützen wissen, und der dichte, längliche und spizige Kry-
 stallen (3) bekömmt; das Bittersalz (4), das
 die Sauerbrunnen enthalten, davon das Engli-
 sche Purgirsalz eine Art ist, und das zur Rei-
 nigung des Eingeweidens dient, u. s. w. der Vi-
 rriol (5), ein Mittelsalz, das ein aufgelöstes
 Metall, als Eisen, Kupfer und Zink enthält,
 ekelhaft schmeckt, aber in der Arznei, und ei-
 nigen Künstlern zu ihren Arbeiten nützlich ist;
 der Borax (6), welcher sich im Feuer aufbläht,
 und sowohl zum Schmelzen der Metalle als auch
 zum Löthen gebraucht wird, und dessen Krystall
 von 6 länglichen Sechsecken und 12 schiefen Vier-
 ecken eingeschlossen ist; der Allau, der sich
 auch im Feuer aufbläht, von Wundärzten und
 Andern gebraucht wird, und gemeinlich in
 einem achtsseitigen Körper mit dreyeckigen Flä-
 chen (7) kristallisirt.

Der Ursprung der Krystallen an andern
 Körpern ist vielleicht gewissen Salztheilchen zu-
 zuschreiben, welche in der noch flüssigen Materie
 enthalten waren, wie in dem Wasser, woraus
 Schneefiguren werden. Von diesen, seht ihr
 einige auf dem Vierthel (c) vergrößert vorge-
 stellt. Es sind deren aber gewöhnlich viele in
 Flocken vereinigt, wann sie auf die Erde fallen.

Die brennbaren Mineralien, nämlich
 die Erdharze nebst dem Schwefel, dampfen
 und riechen stark im Feuer. Sie können, wenn
 sie rein sind, im Del, aber nicht im Wasser
 auf-

aufgelöst werden. Der Schwefel, der zum Schießpulver, zu Luftfeuern, auch in der Arzney, u. s. w. brauchbar ist, brennt mit einer blauen Flamme und hat einen erstickenden Geruch, davon die Metalle anlaufen oder verdunkelt werden. Von den übrigen Erdharzen sind einige flüssig, als das Bergöl und das Naphtha, welche an einigen Orten aus der Erde quillen, oder zur Oberfläche des Wassers empor steigen, und davon abgeschöpft werden. Das Naphtha ist sehr flüssig, wird unter andern zu Luftfeuerwerken und auf Lampen, die geschwind sollen angezündet werden, gebraucht, weil es in einiger Entfernung vom Feuer sich schon entzündet. Das Bergöl wird, als der Theer, zu Wagenschmier, u. s. w. angewandt. Andre Harze sind fest, als das Bergpech, das Judenpech oder Asphalt, der Gagath, aus welchem Messerhefte und die sogenannten Steinkohlenknöpfe verfertigt werden; ferner, die Steinkohlen, der wohlriechende Ambra, der Kopal und der Bernstein, aus welchem vielerley kleine Zierrathen gemacht werden, und welcher auch, wie der Kopal, in einen schönen Ferniß aufgelöst wird.

Die Metalle unterscheiden sich von den übrigen Mineralien vornehmlich durch ihre Dehnbarkeit und durch den höhern Grad der Schwere. Sie lassen sich auch schmelzen, erhärten wieder mit einer erhabnen Fläche, und haben einen vorzüglichen Glanz. Etwas von einigen Metallen wird schon rein und von fremden Körpern abge-

son-

sondert gefunden, und heißt gediegen. Gewöhnlich aber werden sie in Bergwerken mit Steinen und andern Mineralien, auch selbst unter einander vermischt, angetroffen. Wenn ein erfahrener Bergmann aus gewissen Merkmalen schließt, daß in diesem oder jenem Berge Erze oder Minern vorhanden sind, so werden Gänge hineingearbeitet, die Dammerde und das unnütze Gestein in Karren herausgeschafft, wie ihr auf der zisten Tafel gesehen habt, und die Gänge mit Querschülzern und Brettern ausgefütert, daß die arbeitenden Bergleute nicht befallen und getödtet werden; alsdann wird das Erz aufgesucht, oder, nach der den Bergleuten eignen Sprache, erbrochen, und von den steinartigen Bergstücken abgefondert oder ausgeschlagen. Die Erzstufen, in denen die Metalle enthalten sind, werden darauf nach dem Füllorte gebracht, wo sie in Gefäßen oder Kübeln, vermittelst eines Seils in die Höhe gezogen, oder (bergmännisch zu reden) zu Seile geschickt, und zu Tage ausgefördert werden. Hernach werden die Erze in dazu eingerichteten Häusern oder Hütten glühend gemacht, oder geröstet (daß die flüchtigen Theile herausfahren, und das Metall sich von dem Gestein besser trennen lasse), alsdann entzwey gestossen oder gepucht, hernach gewaschen oder geschlemmt, und so viel möglich ist, von den unnützen Bergarten gereinigt. Das gepuchte und größtentheils gereinigte Erz wird alsdann in den Schmelzosen gebracht, daß das Metall schmelze, geschmolzen zu einem Loch herausfließe, und sich von dem über ihm schwimmenden

den glasartigen Gesteine, oder den Schlacken, scheidet. Zuletzt werden die Metalle, wenn zwey oder mehr Arten (als Gold und Silber) vermischet sind, durch Kunst von einander geschieden, und in Stangen, Klumpen oder Barren gegossen, wie sie den Künstlern und Handwerkern zur Verarbeitung dienen. Doch es sind gemeiniglich noch mehr besondere Arbeiten, Wiederholungen und Abwechslungen derselben nöthig, nachdem die Erze verschieden sind.

Eine gewisse Eisenminer hat die besondre Eigenschaft, daß, wenn sie auf einem Stücke Holz ins Wasser gelegt ist, sie sich mit einer Seite nach Norden, mit der andern nach Süden wendet. Man nennt sie den **Magnetstein**. Umfaßt man ihn mit Eisen an diesen Seiten; so wird das Bestreben nach diesen beyden Weltgegenden oder Polen grösser. Er scheint Stücke Eisen, auch solche, die ihn an Schwere übertreffen, anzuziehen und fest zu halten. Bestreicht man einen eisernen Stab oder eine eiserne Nadel mit einem Magneten auf gewisse Art; so werden sie selbst magnetisch. Auf diese Art macht man die Magnetnadeln, durch deren Hülfe die Weltgegenden an jedem Orte erkannt werden, und der Schiffer auf der weiten See den Weg finden kann. Solche Nadeln bewegen sich nämlich auf einem spitzigen Stifte, also, daß die eine Spitze beständig nach Norden zeigt. Man hat bemerkt, daß, wenn sie auf beyden Seiten gleich schwer sind, sich in unsern Gegenden die Nordseite etwas herunter senke, und eben diese

Seite

Seite nahe bey dem Südpol der Erde in die Höhe gehe; auch daß sie von ihrer Richtung nach Norden, sehr langsam, bald ostwärts, nach Verschiedenheit des Orts und der Zeit, ein wenig abweichen. Man weis aber jedem eisernen Stabe eine solche magnetische Kraft, sogar ohne Hülfe eines Magneten, mitzutheilen. Man darf ihn nur mit andern Eisenstäben von einem Ende zum andern (doch allemal nach derselben Seite hin) streichen oder reiben. Die Kraft sowohl der künstlichen als der natürlichen Magneten, bringt durch alle feste und flüssige Körper, und wirkt nicht nur in freyer Luft, sondern auch im luftleeren Raume, verliert sich aber im Feuer. Sie entsteht vielleicht daher, daß vom Nordpol nach dem Südpol, (und von diesem nach jenen), die sogenannte magnetische Materie beständig fließe, durch die Magnetsteine und das Eisen ihren Weg nehme, und dadurch sowohl den Magnetstein als das magnetische Eisen in diejenige Lage bringe, vermöge welcher eine gewisse Seite derselben der Nordgegend immer am nächsten bleibt. Doch wieder zu unsern Metallen!

Die edlen Metalle, als das gelbe Gold und das weiße Silber, verlieren nichts von ihrer Schwere in einem Feuer, das sie schmelzt und lange geschmolzen erhält. Die unedlen aber verfliegen im anhaltenden Feuer zum Theil oder gänzlich. Die vollkommenen lassen sich vorzüglich hämmern und dehnen; als das Gold, das Silber, das röthlich gelbe Kupfer, das weißgraue Eisen, das weiße Zinn, das dunkelgraue Blei
und

und das weiße Quecksilber. Dies letzte ist zwar bey uns flüssig, kann aber an andern kältern Orten hart und dehnbar werden; es verfliehet gänzlich im Feuer, und sein Dampf ist ein tödtliches Gift, welches die Künstler und Handwerker bey aller Vorsichtigkeit des Gebrauchs zu ihrem größten Schaden zuweilen erfahren. Die unvollkommenen oder Halbmetallen sind spröde, als der röthlich weiße Wismuth und Nickel, der bleyfarbige und sehr giftige Arsenik, das silberfarbige Spiesglas, der bläuliche Zink (oder Spiauter), der weißgraue Kobolt und die sehr schwere und weiße Platinna del Pinto.

Die Metalle werden zuweilen durch blossе Zeichen ausgedrückt. Ich will das Zeichen und den Namen eines jeden so auf einander folgen lassen, wie sie an Schwere oder Dichtigkeit abnehmen. O Gold, p Platinna del Pinto, q Quecksilber, t Bley, v Silber, w Wismuth, z Kupfer, n Nickel, s Arsenik, f Eisen, g Spiesglas, 4 Zinn, zz Zink, k Kobolt.

Die verschiedene Zähigkeit und Zerreißbarkeit der Metalle lernet man kennen, wenn man von jedem (doch man darf nur die gebräuchlichsten so untersuchen) einen gleich dicken Drath einklemmet, und mit einem Gewichte, das man an das untere Ende des Draths hängt, so stark nach und nach beschweret, bis er zerreißt. Auf diese Weise hat man gefunden, daß ein Drath, ein Zehntheil Zoll (oder eine

Klem. 3ter Band. VIII. B b Linie

Linie) dick, folgendes Gewicht getragen habe, ehe er zerrissen ist:

vom Golde	500	Pfund.
von Eisen	450	—
von Silber	370	—
von Kupfer	299 $\frac{1}{2}$	—
von Zinn	49	—
von Bley	29 $\frac{1}{2}$	—

Die vorzügliche Zähigkeit des Eisens ist dem menschlichen Geschlechte höchst nützlich. Denn diese Eigenschaft eines Metalls ist diejenige, der wir zu den nothwendigsten Dingen am meisten bedürfen. Das Eisen, welches dieselbe hat, ist fast allenthalben auch am häufigsten zu finden. Des unbrauchbarern Goldes und Silbers aber ist weit weniger. — Auch des Kupfers ist ein grosser Vorrath auf dem Erdboden. Dieses Metall hat im Klange den Vorzug vor allen; auf dieses folgt das Silber, dann das Eisen, endlich das Zinn. Denn das Gold und Bley sind fast klanglos. — In der Härte und Federkraft, oder Elasticität, hat das Eisen gleichfalls, und nächst demselben das Kupfer vor den übrigen Metallen den Vorzug. Weniger elastisch ist das Silber, noch weniger das Gold, und am wenigsten das Zinn und Bley. — Von dem schmelzbarsten aber bis zum hartflüssigsten haben die Metalle folgende Ordnung: Zinn, Bley, Gold, Silber, Kupfer, Eisen; von dem geschmeidigsten bis zum

zum undehnbarsten aber Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Zinn. Von dem feuerfestesten bis zum flüchtigsten im Feuer endlich ist die Ordnung folgende: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Bley, Zinn. Ein Stück Silber aber, das eben so viel werth seyn soll, als ein Stück Gold, muß ohngefähr funfzehnmal so viel wiegen als dieses, das ist, ein Loth Gold gilt funfzehn Loth Silber.

Selten hat man eine Metallart ganz rein. Gemeinlich sind und werden einige untereinander vermische, und in dieser Mischung verarbeitet. Zweypfündiges, dreypfündiges und vierpfündiges Zinn, u. s. w. enthält nebst reinem Zinn ein Zweytel, ein Drittel, ein Viertel Bley. Das englische Zinn ist nach dieser Bedeutung ohngefähr dreyszigpfündig. Sechszehnlöthiges oder feines Silber enthält von seinem Gewichte $\frac{1}{2}$, und also gar keinen Zusatz von Kupfer; das funfzehnlöthige, vierzehnlöthige und dreyzehnlöthige Silber, u. s. w. enthält nur $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ an feinem Silber, und das Uebrige an Zusatz. Auch das Gold hat gemeinlich einen Zusatz von Silber oder Kupfer, oder von beyden. 3. E. Gold von 23 Karath enthält $\frac{23}{24}$ reines Gold, das Uebrige ist Zusatz. Von dieser Art sind die Portugälser, Rosenobel und Dukaten. Weit schlechter ist erstlich das Kronengold, nämlich nur von 18 Karaten, indem es nur $\frac{18}{24}$, und zweytens das

Horngold, nämlich ohngefähr von 10 Karaten, indem es nur $\frac{1}{2}$ reines Gold enthält. Die Güte und Feinheit der Metalle aber wird gemeinlich durch einen Stempel von der Obrigkeit angezeigt, welchen nachzumachen, ein grosses Verbrechen ist. — Einige Metalle, besonders Kupfer und Messing, wenn Theile von ihnen als ein Kost in solchen Gefässen abgehn, worinn wir Speisen und Getränke verwahren oder kochen, werden der Gesundheit schädlich. Daher muß man solche Gefässe entweder nicht dazu brauchen, oder wenigstens mit unvermischem Zinn überziehen, das ist, verzinnen lassen.

4) Von der Bearbeitung einiger Naturalien. Tab. XXI. No. 4.

Thiere, Pflanzen und Mineralien, oder merkwürdige Theile derselben, nennt man Naturalien. Man findet nicht alle Arten davon an allen Orten, oder in gleicher Menge. Auch sind die Einwohner einiger Länder fleissiger und geschickter, als andre, die Naturalien, die sie selbst haben, oder von andern Völkern kaufen, zu bearbeiten, und sie für Viele angenehm und brauchbar zu machen. Solche fleissige und geschickte Völker werden dadurch den andern beliebt und unentbehrlich; und vertauschen ihre Waaren gegen solche, deren sie selbst bedürfen. Diese Umstände verbinden Städte und Länder zu gegenseitigen Gefälligkeiten,



keiten, und machen den Handel und den Transport zu Wasser und zu Lande nothwendig.

Eine gewisse Anzahl Menschen, die zum Theil wegen eines eingebildeten Vorzuges vornehm heissen wollen, bekümmern sich wenig um die Ehre, das mögliche Beste der Welt zu befördern. Der achtbare Landmann hergegen wendet mit Vergnügen seine Kräfte an, die Erde höchst fruchtbar zu machen, und einen Ueberfluß an Früchten und Vieh für Andre zu erhalten. Die Bergleute durchwühlen die Erde mit grosser Lebensgefahr, um brauchbare Mineralien für Andre aufzusuchen, heraus zu hacken, und herbey zu schaffen. Die Naturforscher bestreben sich, die meisten natürlichen Dinge, oder einige insbesondre, kennen zu lernen, ihre Eigenschaften wahrzunehmen, und von den bemerkten Wirkungen die Ursachen aufzusuchen. Die Mathematiker erforschen die Grössen der Dinge und ihrer Kräfte, und nach diesen Einsichten wissen sie gemeiniglich Andre zu belehren, wie eine Sache mit dem geringsten Aufwande der Unkosten und der Kräfte, und doch auf die bequemste und beste Weise, zu Stande zu bringen sey. Die Handwerker und Künstler bemühen sich, entweder einzeln in ihren Werkstätten die Naturalien nach Möglichkeit zum Nutzen und Vergnügen Anderer einzurichten, oder mit Vielen vereinigt, allerley Waaren zu machen, aus Flachs, Wolle, Baumwolle, Seide, in den Manufactur

ren (als in der Tuchmanufactur, Strumpfsmanufactur); aus Metall und einigen andern Sachen in den Fabriken (als in der Goldfabrik, Messerfabrik, Spiegelfabrik); oder aus Erzen, Erden und andern Materien in Hütten (als in der Eisenhütte, Glashütte, Ziegelhütte). In den Niederlagen ist ein Vorrath von Waaren, welche die Manufacturisten oder Fabrikanten gemacht haben. Die Chymisten oder Scheidekünstler sondern die verschiedenen Theile eines Körpers von einander, oder verbinden sie nach geschehner Scheidung wieder auf eine andre Weise. Sie suchen entweder nützliche Dinge zu entdecken, oder zu bereiten, und haben zu diesem Zwecke eine besondere Werkstatt, welche sie ein Laboratorium nennen, und in demselben die nöthigen Werkzeuge und Gefässe, als Oefen zum Schmelzen und Probiren; auch zum Reverbiren, das ist, die Hitze auf gewisse Körper herunter zu treiben, u. s. w. Ueberdies haben sie einen Schmelzheerd, eine Muffel (d. 1), das ist, eine halbe im Durchmesser durchschnittne Röhre von Eisen, die ihnen statt eines kleinen Ofens dient; ferner Schmelztiegel, Mörser (2), und Reibeschalen (3) mit Stempeln; ferner gewisse Gläser, als Kolbengläser (4), die keulensförmig sind, und Retorten (6), deren Röhre krumm ist. Die Oeffnungen dieser Gläser befestigen sie zurweilen an einander (5) (mit einer Ritze aus nassem Thone, oder aus Mehlteig, u. s. w.), wenn sie z. E. gewisse Körper, die nicht naß sind, vermit-

telt

telst der Wärme in die Höhe treiben, oder sublimiren, und wenn sie nasse Körper in Dünste auflösen, in Tropfen sammeln, oder distilliren wollen. Die Retorte (6) ist an die Vorlage, oder an das vorliegende Kolbenglas (7) zu solcher Absicht angekittet. Das eine der Gläser muß dem Feuer am nächsten seyn, und wird (theils um die Grade der Hitze zu mäßigen, theils damit es nicht zerspringe, oder nicht andre Gefahr entstehe) in ein Gefäß mit Sand oder Asche (das ist, in eine Kapelle) oder mit Wasser (das ist in ein Marienbad (8)) oder nur in Dünste gestellt, welche in dem letztern Gefässe entstehn. Doch, wenn man eine grosse Menge flüssiger Wesen distilliren will, als Branntwein: so bedient man sich einer Distillirblase. Setzt die Blase, oder den kupfernen verzinneten Kessel (9), der eingemauert ist; zur Seite ist ein Hahn, woraus das zurückgebliebene Wasser herauslaufen kann; ferner ein Ofenloch, durch dessen Verstopfung die Hitze verlängert wird. Oben liegt der Helm (10), dessen Schnabel in die Schlangenhöhre (11) geht, welche in dem Kühlfasse von Wasser umgeben ist. Dieses läuft kalt aus der obern Rinne (12) herein, und erwärmt durch die heruntergehende Rinne (13) heraus. Zuweilen wird das kalte Wasser auch in die Röhre geleitet, welche in der Mitte des Kühlfasses steht, damit es unten am Boden ausfließe, und den erhitzten Spiritus abkühle. Dieser fließt durch den Trichter

und das Spundloch (12) in ein Faß (13), welches die Vorlage heißt. Das Flüchtige und Brennbare, welches aus dem gährenden Getraide, Obste und aus den Weinhefen, Bierhefen, u. s. w. in das Wasser hineingezogen ist, steigt durch die Wärme in Dünsten hinauf, fließt in den kältern Schnabel, alsdann in die Schlange, und zuletzt in die Vorlage. Wenn das einmal Ausgezogene oder der Lutter zum zweyten male distillirt wird, so heißt es Branntewein; zum dritten mal (besonders wenn andre riechende und wohlschmeckende Sachen mit in die Blase kommen) wird es Aquavit, und endlich kann der stärkste Spiritus daraus werden, welcher Schießpulver entzündet. Eine solche Verfeinerung nennt man Rectificirung. Aus verschiedenem Salze wird Del distillirt, als Biteriolöl, welches die festen Theile der Thiere zerfrißt, die Milch gerinnend und hart macht, kalkartige Steine und andre Körper mit Erhitzung und Aufbrausen auflöst, in gewissem Maasse aber eine vortreffliche Arzenei wird. Wenn man die dicke Materie des Urins distillirt: so erhält man einen Phosphorus, welcher aus dem Wasser genommen (worinn man ihn verwahrt) im Finstern leuchtet, auch sich und andre Körper entzündet. Die Chymisten lösen vermittelst eines flüssigen Wesens, welches sie Menstruum nennen, vielerley andre Körper auf; z. E. vermittelst des Wassers, Zucker, Gummi,

Gummi, Salz; vermittelst des Oels, Harze; vermittelst des Scheidewassers, die meisten Metalle; vermittelst des Königwassers, das Gold; vermittelst des Essigs Bley, zu Bleyweiß, Silber zu einer blauen Farbe, und Kupfer zu Spanischgrün; vermittelst der durch Feuer heftig ausgedehnten Wasserdünste in der papinianischen Maschine die härtesten Knochen zu einem weichen Schleim oder Gallert. Sie lassen gewisse Körper mit dem Menstruum eine Zeitlang stehn, das ist, digeriren oder maceriren; ziehn aus den digerirten Pflanzen, Blüthen und Früchten, auch aus einigen Thieren, oder aus gewissen Theilen derselben, Salz, Oel und Spiritus, bereiten Seife aus Oel oder Fett, das mit Laugensalz gekocht wird; lösen das in Erde enthaltne Salz vermittelst des Wassers auf, und kochen dasselbe bis es eine Haut bekommt und das Salz in Krystallen anschießt. Auf eben die Weise werden die im Sand oder Gestein zerstreuten Goldtheilchen oder Silbertheilchen, vermittelst des Quecksilbers, aufgelöst oder amalgamirt, gesammelt und geschieden.

Die Chymisten ziehn aus einigen digerirten Körpern gewisse gefärbte Säfte, als durchsichtige und dünne Tincturen und Extracte, und undurchsichtige Essenzen und Elixire, welche einzeln oder als Mixturen (aus Essenz, Elixir und Spiritus) zu Arzeneyen gebraucht werden.

Dergleichen Mischung macht der Apotheker in der Apotheke, wovon weiter unten noch Etwas vorkömmt.

Die meisten festen Körper werden im Feuer flüssig oder schmelzen, entweder unvermischt oder mit Zusatz von einem andern Körper. Läßt man etwas Schwefel oder Arsenik unter einem Kupferpfennige verdrauchen oder verbrennen: so wird derselbe schwarz, und so mürbe, daß man ihn zerreiben kann. Auf eben die Weise werden auch andre Metalle angegriffen und verändert. Durch Arsenik wird das Eisen und Kupfer, welches eigennützig Menschen zuweilen für Silber verkaufen wollen, weiß gemacht. Das Zinn läßt sich mit allen Metallen vereinigen, benimmt ihnen aber ihre Geschmeidigkeit. Das Bley vermischt sich gleichfalls mit allen, ausser dem Eisen. Das gelbe Messing entsteht, wenn man Kupfer mit Gallmey (einer zinkartigen Erde) zusammen schmelzt; der röthlichgelbe Tombak und das Prinzmetall, wenn man Kupfer mit Zink versetzt. Glocken, Mörser, u. s. w. und grobes Geschuß, werden aus einem Gemisch von Kupfer, Messing, Zinn und Bley gegossen.

Durch die Sublimation werden Schwefel und Arsenik aus ihren Erzen herausgebracht; gewisse Harze in Spiritus, Salz und Del geschieden, die rothe Zinnoberfarbe in einen Theil Schwefel und in siebenmal so viel Quecksilber abgefondert,
und

und aus diesen aufs neue vermischten Theilen wieder Zinnober verfertigt, ferner das Quecksilber zu dem wirksamsten Gifte und zur kräftigsten Arzeney zubereitet.

Körper durchs Feuer oder Wasser in einem feinen Staub verwandeln, nennen die Chymisten Calciniren. Hiedurch werden gewisse Körper zermalmt, die flüchtigen Theile derselben abgesondert, und gleichsam neue Körper hervorgebracht, welche für Aerzte und Künstler brauchbar sind. Wenn Salpeter im Schmelztiegel zerfließt, und mit Kohlenstaub vermischet wird: so entzündet er sich, und verbrennt mit einem Zischen, welches man detoniren oder verpuffen nennt. Das, was übrig bleibt, wird mit Wasser in einem eisernen Gefäße zu einem feuerfesten Laugensalze zubereitet. Wenn man einen Theil Kohlenstaub oder Mehl, und fünfmal so viel Allau mit einander vermischet, und in einer Retorte, welche in einem mit Sande gefüllten Schmelztiegel übers Feuer gesetzt wird, so lange brennt, bis keine Flamme an der Oeffnung des Glases zu sehn ist; so erhält man ein Pulver, Pyrophorus genannt, welches sich so bald entzündet, als etwas aus dem verstopften Glase, worinn es einige Wochen entzündbar bleibt, an die freye Luft gebracht wird. Calcinirtes Zinn oder Zinnasche wird zum Schleifen und Poliren des Glases, zur Härtung des Porcellans, und zu den Glasfarben in der Emailmateren gebraucht. Blenz
gelb



gelb und rother Menning werden aus Bley gebrannt. Wenn man glasartige Steine, als Feuersteine, im Feuer oft glühend macht, darauf in Wasser wirft und ablöscht: so werden sie zuletzt so mürbe, daß man sie zu einem Staube leicht zerreiben, und zum Schleifen andrer Steine, u. s. w. gebrauchen kann.

Eine wichtige Arbeit der Chymisten ist das Niederschlagen oder das Präcipitiren der Körper, welches geschieht, wenn sie die unsichtbaren und in den Zwischenräumen eines Menstruums zerstreuten Theilchen eines aufgelösten Körpers in einen sichtbaren Haufen wieder zusammen bringen. Aufgelöstes Salz wird präcipitirt oder krystallisirt, wenn das Wasser verdunstet. Aufgelöstes Metall aber schlägt man nieder, oder läßt man als einen Kalk zu Boden sinken, wenn man das Scheidewasser durch andre Wasser schwächt, oder wenn man Vitriolöl hinzugießt, oder ein andres Metall, welches von dem Menstruum aufgelöst wird, hineinwirft. Auf diese Weise wird das im Scheidewasser aufgelöste Silber von Kupfer, aufgelöstes Kupfer von Eisen, dieses wieder von Zink, der aufgelöste Zink von Kreide, diese von einem Laugenfalle niedergeschlagen. Die Körper, die man durch die Präcipitation erhält, sind zum Theil zu Arzneyen, als das präcipitirte, giftige und heilsame Quecksilber, u. s. w. zum Theil zu andern Zwecken nützlich, als der schöne rothe Carmin und das Florentiner-

rentinerlack, welche Farben aus Cochenillen, so wie das Berlinerblau aus getrocknetem Ochsenblut, mit einigen Salzen bereitet und niedergeschlagen werden. Wenn etwas Gold in Königswasser (das aus Scheidewasser und Salmiak besteht) aufgelöst, mit einem Laugensalz niedergeschlagen, der Goldkalk mit Wasser ausgesüßet und im Schatten getrocknet wird: so hat man das Knallgold, wovon etwas Weniges bey einem gewissen Grad der Wärme in freyer Luft mit einem heftigen Knalle zerplatzt, und die Körper, welche über demselben liegen, mit grosser Gewalt wegschnellt. Dieser Kalk von Gold und andern Körpern können durchs Feuer ihre verlorne Gestalt wieder erlangen, oder reducirt werden.

Wenn man undurchsichtige Körper durch Hülfe des Feuers durchsichtig macht; so heist diese Arbeit die Vitrification. Die ganz durchsichtigen Körper heissen Glas, und die halb durchsichtigen, Porcellan. Wenn Bley zu Kalk gebrannt und in stärkerm Feuer zu einer Art Glas geschmolzen wird; so erhält man, nachdem es weiß oder gelb ist, die Silberglätte oder Goldglätte, wodurch ausser dem Golde und Silber, alle Körper (auch der Thon) im Feuer zum Schmelzen gebracht werden; wodurch auch einige gewissenlose Weinverkäufer ihrem verdorbnem Weine den gehörigen Geschmack wiedergeben wollen, aber ihn zugleich schädlich und giftig machen. Das gewöhnliche Glas wird aus weißem Sande

Sande, oder aus weissen zermalnten Kieselsteinen mit Laugensalz im Feuer bereitet, und auf verschiedene Art gefärbt, z. E. mit etwas Kupferschlacken und Gold, rubinenähnlich; mit Eisenkalk oder Eisenrost saphirähnlich, mit Spanischgrün smaragdenähnlich, u. s. w. Hieraus werden die unächten oder künstlichen Edelsteine gemacht, die aber nicht so schwer, nicht so fest und hart, als die natürlichen sind.

Durch die Bewegung, welche in den innern Theilen der Körper erregt wird, oder durch die Gährung (Fermentation) werden die meisten Körper, besonders Thiere und Pflanzen, in die feinsten Theilchen, aus denen sie bestehn (Bestandtheile) aufgelöst und sehr verändert. Denn wenn gewisse Erze, als des Allauns, Kobolts, Wismuths, Silbers oder Kalksteine, u. s. w. gähren: so zerfallen sie, und scheinen gewisse Theile erhalten zu haben, die man vorher vergeblich in ihnen suchte. Durch die Gährung gewisser Pflanzen und Früchte, u. s. w. wird es möglich, daß man von ihnen ein salziges oder brennbares Wasser durch die Distillation erhalte. Andre flüssige Körper werden durch die Gährung in Säure verwandelt,

und

und in einigen gährenden oder verfaulenden Dingen werden gewisse Salze flüchtig, die gemeinlich übel riechen. Diese Gährung wird durch Luft, Wasser und Wärme befördert. Kann man hergegen die Luft von gewissen Körpern abschließen, sie an einem sehr kalten Orte verwahren, mit Salz, Del, Essig, oder Brantwein umgeben: so wird dadurch die Gährung und Fäulniß eine Zeitlang zurückgehalten. Aber wie nützlich ist es für das menschliche Geschlecht, daß todtte Thiere und Pflanzen verfaulen, in den feinsten Staub aufgelöst, und sowohl in der Erde als in der Luft zerstreut werden, damit sie zur neuen Nahrung der beseelten Wesen in den Pflanzen aufsteigen, und in Thau und Regen auf sie herunter fallen, sich in ihnen ansetzen und aufs neue gesammelt werden können!

Anmerkung.

Noch auf mehrerley Weise, als bisher angeführt ist, werden Naturalien bearbeitet von Künstlern, in der Haushaltung und vornehmlich in der Apotheke. Denn außer den officinellen Arzeneymitteln, welche in derselben schon zubereitet verwahrt werden, macht man noch viele andre, durch Mischung oder Scheidung verschiedner Theile von Thieren,
Pflan-

400 VIII. 4. Von der Bearbeitung einiger ꝛc.

Pflanzen und Mineralien, welche *äußerlich* oder *innerlich* am menschlichen Körper gebraucht werden; und die Schärfe im Magen stumpf machen, wie *die erweichenden*; oder die Säure des Magens einsaugen, wie *die niederschlagenden*; oder die widernatürliche Hitze im Blute dämpfen, wie *die kühlenden*; oder den verdickten Schleim zertheilen, wie *die auflösenden*; oder die schlaffen Fasern wieder spannen, wie *die stärkenden*; oder das Aushusten, das Ausspeyen, das Schwitzen, das Niesen, den Harnfluß, u. f. w. befördern; oder zum Einschlafern, Abführen, Blasenziehen, u. f. w. dienen.

Die officinellen Arzneymittel sind von Thieren, Fleisch, Fett, Blut, Haut, Knochen, Hörner, Klauen, oder ganze Insecten; von Pflanzen, Wurzel, Rinde, Holz, Blütenknospen, Blumen, Früchte, Saamen, Gummien, Harze, Balsame, Schwämme; von Mineralien, gewisse Erden, Steine, Salze, Schwefel, und Metalle. Aus diesen Dingen werden durch die vorher angeführten chymischen Arbeiten oder durch Zubereitung in der Apotheke gemacht, allerley Arten Oele, Salze, Spiritus, Tincturen, Essenze, Extracte, Mülle, Pillen, Zucker, Syrupe, Salben, Pflaster, Pulver, Species, Mehl, Kuchen, u. f. w. wie es in den, zur Apothekerkunst gehörigen, Büchern oder bey vorkommenden Fällen auf Recepten von den Aerzten, vorgeschrieben wird.

5) Von

5) Von einigen merkwürdigen Werkzeugen. Tab. LXXXVIII.

So wird — Fig. 1 — die Last zu der Höhe des Wagens hinauf, vermittelst der schiefen Fläche, weit leichter gebracht, als senkrecht hinaufgehoben. Hätten diese Leute längere Stangen genommen; so wäre es noch leichter gewesen. — Der Mann — Fig. 2. — will einen Klotz spalten, durch Hilfe des eingeschlagenen Keils. Es wird ihm leichter, wenn der Keil lang und dünne ist. Die Kraft seines Schlages besteht theils in der Schwere des Schlägels, theils in dem Schwunge, den er ihm giebt, z. E. ein Schlag mit einem zwölfpfündigen Hammer kann mehr wirken, als ein Druck von 1000 Pfund. — Ihr seht — Fig. 3 — eine Schraube, und — Fig. 4 — eine Schraubenmutter. In dem Gebrauche dieses Werkzeuges kann man sich vorstellen, daß der Schraubengang eine schiefe Fläche, und daß dasjenige, was gegen die Schraubenmutter drückt, eine Last sey, die hinauf gebracht, oder in Ruhe gehalten werden soll.

An der Waage (Tab. XXVI. Viertel 3) unterscheidet man die Scheere, in welcher die Aze auf ihren Zapfen ruht. Die Aze hält den Waagebalken so fest, daß kein Punct desselben sich davon entfernt, sondern daß er sich nur im Cirkelbogen herumbewegen kann. Das Zünglein, welches entweder das Gleichgewicht oder den Ausschlag anzeigt, ist fest an dem Waagebalken. Es kömmt

Elem. 3ter Band, VIII.

Cc

beym

beyn Wägen viel darauf an, ob die Theile des Waagebalkens auf beyden Seiten gleich lang und gleich schwer sind. Wenn z. E. Lasten in beyden Schaaalen im Gleichgewichte waren, so steigt hernach diejenige, deren Druck durch Verschiebung näher als vorher bey der Are wirkt. — Also — Fig. 5. — wird die Schnellwaage, wenn in a 100 und in b nur 10 Pfund sind, in Ruhe gehalten; vorausgesetzt, daß vom Ruhepuncte bis a ein Eilftheil, und von dem Ruhepuncte bis b 10 Eilftheil der Stange sind. — Der Mann a — Fig. 6. — trägt mehr von der Last, als der Mann b, und zwar weil sie ihm näher ist. Dasselbe gilt auch — Fig. 7. — von der andern Stellung. — In — Fig. 8. — ist b die Last und a die Unterlage. Der Arbeiter zieht die Stange nieder, um durch das andre Ende derselben die Last etwas zu heben und wegzuwälzen. Je näher dieses Ende bey a ist, je weiter von a er faßt, destomehr kann er ausrichten. — Der Mann — Fig. 9. — setzt die Stange in a fest und will sie von sich weg bey c in die Höhe drängen. Dann wird auch die Last b etwas fortgeschoben; und zwar desto leichter, je weiter c von a und je näher b, das ist, derjenige Punct von b dabey ist, der die Stange berührt. — Die zusammengesetzte Maschine — Fig. 10. — heißt eine Winde (man hat aber Winden verschiedner Art). An dieser ist ein Rad a, dessen Gerrieb in das Sternrad b greift. An der Welle des letzten hängt die Last. Das Rad a kömmt in gleicher Zeit viel öfter herum, als das Rad b. Die Zahl jener Umläufe zu der Zahl dieser, verhält sich, wie die Zahl der Zähne in b, zu der Zahl der Triebstücke an a, oder wie z zu n. Die Welle an b geht eben so oft herum, als das Rad b. Wäre (ob das gleich bey dieser Einrichtung unanöglich ist) der Durchmesser der Welle an b, so groß, als der Durchmesser des Rades a; so hätte die Maschine, wenn der Mensch oder die Kraft an a zieht, den Vortheil, welcher ausgedrückt wird durch den Bruch $z:n$. Nun aber muß man diesen Bruch noch multipliciren durch V oder durch das Verhältniß des grössern zum kleinern Durchmesser. Also wird der Vortheil $zV:n$. Wenn die Kraft k, muß

k, multiplicirt durch diesen Vortheil, das ist, wenn $k \cdot z : V : n$ der Last l gleich ist: so halten beyde einander das Gleichgewicht. Es sey $z = 40$; es sey $n = 5$; es sey $V = 8$; es sey $l = 2560$; so ist $k = 40$. Daß aber der Mann, wenn er sich an das Seil anhängt, mehr vermag, als wenn er bloß durch seine Muskeln zieht, versteht sich von selbst. Mehr Einsicht hiervon erlangt man in der Folge bey der Lehre vom Hebel.

Der Mann — Fig. 11. — will eine Last von 100 Pfund halten. Sie hängt an der Axe einer Rolle C und kann mit der Rolle sinken und steigen. Denn das um die Rolle geschlagne Seil ist nur an dem einen Punkte f unbeweglich befestigt. Die Rolle g hilft dem Manne nichts, außer daß er mit Bequemlichkeit ziehen kann. Wie stark muß nun seine Kraft k seyn, um 100 Pfund oder d zu halten. Man denke sich für k auch ein Gewicht. Wenn d um 1 Zoll sinkt; so muß k um 2 Zoll steigen. Der Vortheil der Maschine ist also das Verhältniß $2 : 1$. Nun, 50 mal $2 : 1$ ist 100, also darf k unter diesen Umständen nur die Hälfte der Last betragen. In dem Flaschenzuge — Fig. 12. — darf die Kraft nur ein Viertel der Last seyn, weil sowohl in dem untern beweglichen Kloben A B als in dem obern unbeweglichen a b zwey Rollen sind, und weil also, wenn die Last um einen Zoll sinken sollte, die Kraft um vier Zoll steigen müßte. Man dividire also die Last, um die zureichende Kraft zu finden, durch die Anzahl aller der Rollen, in deren Seilen die Last hängt.

In dem oben offenen Gefäße a — Fig. 13. — ist Quecksilber, und steht eine Röhre b c, oben verschlossen und unten offen, auch voll Quecksilber bis in c hinauf. Der obere Theil der Röhre ist, wie hernach erklärt wird, luftleer. Nach Verschiedenheit des Wetters steigt oder fällt das Quecksilber in der Röhre um ein Weniges. Darum heißt dies Werkzeug ein Wetterglas, oder Barometer. — Fig. 14. — ist ein Thermometer, oder eine Glasröhre, a b c, mit Quecksilber gefüllt, und ganz zugeschmolzen. Wird es wärmer in dem Raume um dasselbe, so

dehnt sich das Quecksilber aus, und steigt hinauf; wird es kälter, so fällt es tiefer herunter. — Fig. 15. — ist ein Hygrometer, oder eine in b befestigte und um Rollen geschlagne Darmsaite, mit einem kleinen Gewichte a. Wird die Luft feuchter, so schwillt die Saite an, und zieht das Gewicht höher; wird sie trockner, so sinkt es tiefer. — Fig. 16. — ist ein Manometer, oder eine luftleere Hohlkugel an einem Waagebalken. Wird der Druck der äussern Luft stärker, so wird die Kugel empor gedrängt, wie ein Ey in salzigem Wasser; wird er schwächer, so sinkt sie herunter, wie ein Ey in dem leichtern frischen Wasser. Die Pumpenröhre — Fig. 17. — steht unten im Wasser. In a ist eine Klappe, oder ein Ventil, welche aufwärts sich öffnen kann. Eine Kolbenstange, mit dem Kolben b, kann innerhalb der Röhre niedervwärts und aufwärts gehen, und hat in b ein Ventil, welches gleichfalls aufwärts sich öffnen kann. Nun werde der Kolben von oben her niedergelassen; so öffnet sich das Ventil b, und schließt sich das Ventil a. Alsdann schließt sich das Ventil b so, daß, wenn man die Kolbenstange in die Höhe zieht, das Wasser mit folgt, und endlich aus c zum Gebrauche heraus laufen kann. Unterdessen hat sich auch das Ventil a geöffnet, und von unten her ist das Wasser in die Röhre gedrungen. Dieses ist das gewöhnliche Pumpenwerk, wobey der (weiter unten erklärte) Druck der Luft wirksam ist. — Das Gefäß — Fig. 18. — ist zum Theil mit Wasser, zum Theil mit Luft gefüllt. Es ist allenthalben verschlossen, ausser daß eine an beyden Enden offene Röhre durch geht, fast bis an den Boden des Gefäßes. Hat man in die obere Oeffnung eine Zeitlang gewaltsam eingeblasen, so springt das Wasser aus derselben heraus, wie aus einem Springbrunnen. Dieses heißt der Heronsball. Die Maschine — Fig. 19. — ist eine Windbüchse. In dem hintersten Schaft a ist ein Vorrath zusammengedrängter Luft. Will man schliessen; so öffnet man ihr einen Ausgang in die Röhre cb, durch welche sie, vermöge ihrer Gewalt, eine Kugel oder Schroot fortschnellt. Die

Die Feuersprütze — Fig. 20. — ist auf folgende Art eingerichtet. Unten in o ist ein Vorrath Wasser. In den Röhren A und B sind Kolbenstangen mit Kolben, davon die eine aufwärts geht, und Wasser aufsaugt, wenn die andre niedwärts, und das aufgesogene Wasser durch eine geöffnete Klappe in das Gefäß b c a d gedrückt wird. Wenn der Kolben m aufwärts gezogen wird, so dringt Wasser von unten her in den Raum f m, durch die Klappe k. Diese schließt sich, wenn der Kolben niedwärts geht. Alsdann muß es durch eine Röhre f r, und durch die alsdann aufgestoßne Klappe h, in das Gefäß b c a d, welches alsdann keine andre Oeffnung hat, als nach oben hin durch die darinn stehende Röhre, woraus bey e das Wasser, wie aus einem Heronsballen, zum Sprützen herausspringt. So ist es auch mit dem andern Stiesel, oder der Röhre B. — Ihr seht — Fig. 21. — 16 Pferde von beyden Seiten einer metallnen Kugel (drey Vierthel Elle im Durchmesser) angespannt. Sie ist aus zwey Halbkugeln a b zusammengesetzt, die bloß dadurch, daß die Luft aus der Kugel ausgepumpt ist (wie weiter unten erklärt wird) so fest an einander hängen, daß sie nicht aus einander gezogen werden. So viel Gewalt hat die äussere Luft, wenn ihr keine innere widersteht.

6) Etwas vom Schiffwesen.

Tab. LXXXIX.

Ein Fahrzeug wird so gebauet, daß es, nach den besondern Regeln der leichten Bewegung, bewegt werden, und zu der Ladung, oder zu dem Gebrauche, wozu man es bestimmt, geschickt seyn möge. Ein Wasserfahrzeug wird bewegt, entweder durch Stangen, oder durch Ruder, oder durch den in den Seegeteln aufgefangenen Wind, oder durch den Strom, oder auf mehr Arten zugleich. — Kähne, Boote, Gondeln, Prahmen, u. s. w. sind verschiedene Arten bekannter Fahrzeuge. Die Flußschiffe sind, wegen der Untiefen, und die Seeschiffe, wegen der Seegefahren ganz anders gebauet; gleichwie zu ver-

schiedenem Gebrauche die Kaufmannsschiffe und die Kriegeschiffe. — Die großen Schiffe müssen Boote bey sich haben, wegen verschiedner Bedürfnisse, auch zur Rettung der Menschen in Seegefahren. Ihr seht oben auf der Tafel eine Galeere, die sowohl segeln als gerudert werden kann, und vielleicht wegen der Anzahl der Menschen, die an einem Ruder zogen, ehemals bey den Römern zweyrudrig, dreyrudrig, u. s. w. genannt wurden. Daz neben ist eine Fochr, mit dem sogenannten Schwertde a an jeder Seite. Sie wird vornehmlich zum Schnellsegeln eingerichtet. Das Kriegeschiff, welches ihr oben von aussen seht, ist unten im Durchschnitte. Oben in der Ferne ist ein Theil einer Flotte zur Schlacht geordnet; noch weiter zur Linken raucht eine Seeleuchte (oder ein Pharus), wornach die Schiffer in der Nacht ihre Fahrt einrichten. Kriegeschiffe von der Linie führen an 60 bis 100 Kanonen, in verschiednen über einander liegenden Batterien, und an 500 bis 1000 Menschen. Die kleineren heißen Fregatten. Ueber 4000 Eichen werden verbraucht, um ein einziges gutes Kriegeschiff zu bauen. Eins seiner Anker wiegt über 1800 Pfund, und das dazu gehörige Tauwerk über 13000 Pfund.

Oben an dem Vördertheile des Kriegeschiffes ist zu sehn der Schiffsschnabel (1); an diesem die Bugsprietsstange, mit zwey an den Seegelstängen (2) befestigten Seegeln. Der Vördermast (5), und der große Mittelmast hat drey (7), der Hintermast aber nur zwey Seegel (8). Auf den Mastkörben (6) wird Wache gehalten. Die Mastseile (4) dienen zur Festigkeit der Mastbäume, und zu Leitern. Am Hintertheile über dem Hackboord, auch an der Spitze des Mittelmastes, flattern Flaggen (3), welche von den Wimpeln (9) und von den Flügeln (10) unterschieden sind. Hinten geht das bewegliche Steueruder (11) im Wasser. Durch Hülfe desselben bestimmte der Steuermann die Richtung des Schiffes. Am Durchschnitte des Kriegeschiffes ist zu sehn unten (1) der Kiel, ein starker Balken, worinnen die gekrümmten Bauchhölzer eingesezt werden, die man mit den Bohlen bekleidet.

Hinten

Hinten an dem Steuer-Ruder (2) ist die einwärts gehende Stange (3) sichtbar, mittelst welcher das Steuer-ruder von dem Steuermann geendet wird. Derselbe kann immer die Compasse und Uhren beobachten, die vor ihm in dem Nachthause (4) an der Cajüte (5) stehen. Ueber der Cajüte sind allerley Behältnisse, auch Kam-mern (7) für die See-Officiere. Noch höher ist die Ober-hütte (8), die mit dem Schanzkleide (9) bedeckt ist. Vorn (bey 6) hängt ein Anker. Der obere Rand eines Schiffes heißt ein Bord, welcher an verschiedenen Orten des Schiffes (10, 11, 12) verschiedene Namen hat, und über dem Verdecke hervorraget.

7) Etwas von Mühlen und Uhren.

Tab. LXXXVIII. und XC.

Fig. 22. — stellt eine Handmühle vor, woran ein Mensch einen Stein auf einem andern mittelst der Kurbel a herumdreht, um aus Senfsörnern und Essig Senf zu mahlen. — Fig. 23. ist eine Dreschmaschine. An dem einen Ende der langen Stange a b zieht ein Pferd. An derselben wird zugleich eine Walze so gedreht, daß die daran befestigten Flegel auf die Lehren des auf der runden Tenne ausgelegten Getraides im Schwunge herabfallen und die Körner ausdreschen. In — Fig. 24. dreht ein vorwärts steigender Mensch das Rad herum, damit an dessen Welle mittelst eines Seils allerley Lasten aufgewunden werden. Er wirkt aber lange so viel nicht, als wenn er mit dem Gewicht seines ganzen Körpers an dem Umfange dieses Rades zöge. — Das Wasser, wodurch Wassermühlen bewegt werden, fällt entweder von oben her auf die Schaufeln eines Rades, wie in — Fig. 25. — oder es schlägt nach unten hinan, wie in — Fig. 26. — Jenes heißt überschlächtig, dieses aber unterschlächtig. — Eine Schiffmühle wird bewegt, wenn das Wasser eines Stroms an die Flügel (wie — Fig. 27. — zeigt) anfließt, und sie mit ihrer Welle herumdreht. — Die Windmühle — Tab. XC.

Ec 4

Fig.

Fig. 28. — hat vier Flügel, p q r f, welche an einer Welle durch die bewegte Luft herumgetrieben werden. Mit der Welle geht zugleich ein Kronrad g a h herum, dessen Zähne in die Stäbe eines Trillings i b greifen. — Ein Mühlstein, k d, wird vermittelst der Welle des Trillings über einem unbeweglich liegenden Stein n e herumgedreht. In den Kumpf c m wird das Getraide geschüttet, welches nach und nach durch die schuhförmige Maschine f, bey o, zwischen beyde Steine fällt und dann zermalmet wird. — Fig. 29. — zeigt, wie in einer Sägemühle die Sägen h g und f e an der Kurbel c d einer drehbaren Welle a b, so befestigt werden könnten, daß sie bey Umdrehung der Welle und der Kurbel nach m n sich herunter, und dann wieder nach c d hinauf bewegen, um einen nach und nach angerückten Stamm in Bretter zu zerschneiden. — In Stampfmühlen hat die gedrehte Welle a b einige Klauen — Fig. 30. — welche an starke Zapfen der Stampfer d c und e f stoßen, sie aufheben, und dann fallen lassen.

Eine Mühle, ein Bratenwender und eine Uhr, sind einerley Art Maschinen. Nämlich in allen bewegt ein Rad A, ein Rad B, ein Rad C, u. s. w. Also muß irgend eine Kraft das erste dieser Räder in Bewegung setzen. Hängt ein Gewicht an einem über eine Rolle geschlungenem Seile: so wird die Rolle oder dies Rad bewegt. Solche hängende Gewichte sind die Bewegkraft an manchen Bratenwendern und den meisten Wanduhren. Auch die größten Mühlen könnten durch ein Gewicht, wenn es groß genug wäre und Raum zum Sinken hätte, in Bewegung gesetzt werden. Aber eine aufgewundene Stahlfeder hat Kraft, sich wieder auszudehnen, und kann dadurch eine Kette oder einen Faden, und vermittelst derselben, ein Rad bewegen. Eine solche bewegende Kraft wirkt in den Taschenuhren. — Der Bratenwender muß sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit bewegen, nicht zu geschwind, nicht zu langsam, nicht zu ungleichförmig. Der Fall oder das Sinken des Gewichts würde immer geschwinder werden, wenn die Gleichförmig

förmigkeit nicht durch ein gewisses Mittel erhalten würde, Gesezt nun, anfangs wäre die Geschwindigkeit A, in einer Secunde würde sie (ohne jenes Mittel) $A + B$; durch dieses Mittel aber würde diese Geschwindigkeit wieder um den Grad B vermindert, so würde nur der Grad A bleiben. Kurz, durch ein solch Mittel muß die Maschine in jeder kleinen Zeit eben so grosse Beschleunigung wieder verlieren, als sie gewonnen hat. Alsdann geht sie gleichförmig. Bey den Wanduhren, deren bewegende Kraft ein Gewicht ist, wird die Gleichförmigkeit der Bewegung dadurch erhalten, daß ein Pendel nach jedem Augenblicke, worinn die Maschine schon etwas beschleunigt ist, ein bewegtes Rad anhält, und auf einem Augenblick Stillstand verursacht, damit die Bewegung immer von vorn anfangen müsse, und sich nicht in Eines fort beschleunigen könnte. Man kann aber diesen augenblicklichen Stillstand auch durch eine Stahlfeder verursachen, wenn nämlich ein Rad, wovon die Bewegung der Maschine abhängt, sich nicht fortbewegen kann, ohne von Augenblick zu Augenblick die Stahlfeder so zu beugen, daß ihre Spannkraft sich widersezt. — Nun können wir die Theile einer Taschenuhr (Fig. 31.) beschreiben. In dem Gehäuse a liegt eine Stahlfeder, davon ein Ende an dem Stifte b, das andre aber an dem Gehäuse selbst fest ist. Das Gehäuse kann um den festen Stift b sowohl rechts als links herum bewegt werden. Nun liegt die Stahlfeder nicht zusammengedrungen in dem Gehäuse; um dasselbe sey geschlungen ein Faden oder eine Kette, davon ein Ende an der kegelförmigen Fläche oder der Schnecke d befestigt ist. Der Uhrschlüssel e drehe die Welle f und die ganze Schnecke so herum, daß die Kette von dem Federgehäuse ab, und auf die Schnecke aufgewunden werde. Alsdann ist die Feder gespannt, oder die Uhr aufgezozen. Nun aber dehnt sich mit Kraft die Stahlfeder nach und nach aus, so daß das Gehäuse, folglich die Schnecke sammt allen damit verbundenen Rädern, oder die ganze Maschine sich bewegt, indem die Kette nach und nach von der Schnecke

ab, und auf das Federgehäuse aufgewunden wird, bis sie in den ersten Zustand gekommen, oder die Uhr abgelaufer ist. Es wird aber durch ein Mittel die Bewegung so gleichförmig erhalten, daß der Minutenzeiger g während einer Stunde ganz herum komme. Aber der Stundenzeiger i ist an einer solchen Welle befestigt, welche, getrieben von andern Räderwerk, während einer Stunde nur ein Zwölftel des Cirkels vollendet. Die Gleichförmigkeit wird erhalten durch eine feine Stahlfeder h (die Unruhe genannt,) welche widersteht, so oft das senkrecht stehende Rad n in einen vorragenden Zapfen der beweglichen Spindel k der feinen Stahlfeder fasset. Die schneckenförmige Stahlfeder h kann mittelst der Stellscheibe x etwas verkürzt werden, wenn die Uhr geschwinder gehen soll, und verlängert werden, wenn sie langsamer gehen soll. Die Verkürzung oder Verlängerung des Pendels hat bey Pendeluhren eine ähnliche Wirkung. Dies diene nur zur Anweisung bey dem wirklichen Anschauen der Zusammenfassung der Theile bey einem Uhrmacher. Weil nun in der Uhr eine regelmäßige Bewegung ist; so kann man auch dadurch verursachen, daß in vorbestimmter Ordnung Figuren hervorgehen und sich wieder verbergen, daß musikalische Instrumente eine Folge von Tönen hervorbringen, daß zu gewisser Zeit (wie durch einen Becker) Lärm entstehe, das Pulver entzündet werde, ja sogar, daß Kügelchen in ähnlicher Lage und Ordnung, welche bey der Erde und den Himmelskörpern beobachtet wird, sich um einander herumbeugen.

Die Sanduhr — Fig. 32. — ist bekannt. Man hat nämlich die Menge des trocknen gleichförmigen Sandes so abgemessen, daß er während einer oder zwey Stunden durch ein Loch a aus einem Gefäße a in ein ander b laufe, und durch den bemerkbaren Abgang in a die verfloßne Zeit anzeige. Man könnte Wasseruhren von eben der Art machen.

Man mache auf einer Fläche $a b c d$ einen Kreis. Einen Punct desselben nenne man 12 . Links davon folge in gleichen Entfernungen, deren eine jede $\frac{1}{2}$ des Cirkels

Eirkels ist, der Punct II, IO, 9, u. s. w. Rechts von 12 aber müssen folgen die Puncte, I, 2, 3, u. s. w. Diese Puncte gehen ganz durch die Scheibe, und werden auf der andern Seite mit denselben Ziffern besetzt. In den Mittelpunct dieser Scheibe stecke man einen Stift, i k, rechtwinkelsicht, und richte die Scheibe so (indem man an den Quadranten def, den Bogen ef der bekannten Aequatorhöhe des Orts gleich macht) daß sie mit der Aequatorfläche der Erdkugel, und der Stift mit der Erdare parallel sey, und der Schatten desselben um die Mittagszeit genau durch den Punct 12 gehe. Alsdann wird er in derselben Lage durch seinen Schatten auch die Morgenstunden und Abendstunden richtig anzeigen. Diese Sonnenuhr heißt æquinoctial, weil von dem Aequinox des Herbstes, bis zum Aequinox des Frühlings, nur die untere Seite der Scheibe; von diesem aber bis zu jenem die obere Seite derselben beschienen wird. Durch Hülfe derselben kann man auch die Puncte einer Horizontalfläche c d g h bestimmen, worauf zu jeder Stunde der Schatten eines an einem gewissen Orte besetzten Stifts k n falle. Sind nun die Puncte gehörig beziffert, und der Stift gesetzt: so hat man eine horizontale Sonnenuhr.

8) Fortsetzung von Werkzeugen mancherley Art. Tab. XC.

Zu den Meßinstrumenten gehört — Fig. 34. — das Astrolabium, an dem oben ein Eirkel in 360 Theile oder Grade abgetheilt ist, auf welchem herum ein in dem Mittelpunct befestigtes Liniäl herumgedreht werden kann. Auf jedem Ende desselben stehen Dioptrern, a und b. Sehet oder visirt durch die Ritzen derselben nach einem entlegenen Gegenstande c hin, und bemerkt, auf welchem Grade das Liniäl stehe. Nun dreht dasselbe, um durch die Ritzen einen zweyten Gegenstand d zu erblicken: so ist das Liniäl um einem gewissen bemerkbaren Winkel verrückt, oder der Winkel zwischen den beyden visirten Gegenständen gemessen worden. Das Obertheil des Instruments kann, vermittelst der Fuß f, das ist, der in einer Höhlung beweglichen

412 VIII. 8. Fortsetzung von Werkzeugen

sichen Kugel, gedreht, auch so auf die Seite gebogen werden, daß der Winkel, z. E. zwischen dem Fuße und der Spitze eines Thurms, dessen Höhe man wissen will, zu messen ist. — Fig. 35. — ist eine Messkette von einigen Ruten; jede Ruthe besteht aus 10 Fuß oder Gliedern. Solche Längen von Ruten, Füßen oder Zollen, kann man andeuten durch die kleinen Theile eines verjüngten Maßstabes — Fig. 36. — Bey Messung solcher kleinen Theile braucht man einen Zirkel — Fig. 37. — dessen beyde Spitzen und Schenkel aus einander, und nahe zusammen gedrückt werden können. — Fig. 38. — ist eine Magnetnadel in einem Compaß. Die Buchstaben, N. O. S. W. zeigen die vier Weltgegenden an, Nord, Ost, Süden und Westen. — Ein Sprachrohr — Fig. 39. — verursacht, daß die Töne eines Schreyes oder Rußes aus a, sich nicht, wie gewöhnlich, nach allen Seiten gleich stark ausbreiten, sondern daß sie inwendig anstoßen, und fast parallel bey A ansfahren. — Ein Hörrohr — Fig. 40. — fängt einen schwachen Schall aus a auf, aus der Nähe oder Ferne, preßt ihn nach und nach in einem engern Raum zusammen, daß er in A stark auf das Trommelfell wirkt. — Ein Sprachgewölbe, — Fig. 41. — ist so eingerichtet, daß, wenn Jemand in a leise spricht, die Strahlen an das hohle ellipsenförmige Gewölbe c d fahren, alsdann davon abprallen und sich in b vereinigen, wo sie von einem Andern gehöret werden können, wenn gleich die Umstehenden nichts davon vernehmen. — Wenn das Gewölbe ein hohler Spiegel wäre, und auf dasselbe Lichtstrahlen fielen: so würde man den Ort a oder b, in welchem sie sich vereinigen, einen Brennpunct nennen. — Fig. 42. — ist ein Brennglas, das auf beyden Seiten kugelförmig erhaben ist, die paralleleinfallenden Sonnenstrahlen a, b, c, d, durchgehen läßt, und in dem Brennpuncte f so vereinigt, daß in demselben sogar die festesten Metalle geschmolzen, und Stein in Glas verwandelt werden können. — Dasselbe ist ein Vergrößerungsglas (Mikroskop) wenn man — Fig. 43. — dadurch einen in e f befindlichen Gegenstand ansieht, und in c d ihn gleichsam

sam vergrößert findet. — Durch ein Hohlglas $a b$ — Fig. 44. — sieht ein Auge o den Gegenstand $e d$ nur $f d$ und $e c$ kleiner, als wenn das Glas weggehalten wird. Aus solchen zwey Gläsern besteht eine Brille, Fig. 45. — wodurch, wenn sie erhaben sind, dem Weitsichtigen der Mangel der Kurzsichtigkeit ersetzt, und wenn sie hohl sind, dem Kurzsichtigen auch die Weitsichtigkeit verschafft wird. — Durch das erhabne Multiplicirglas mit flachen Seiten — Fig. 46. — erscheint einem Auge ein Gegenstand a nach der Anzahl seiner Seiten vervielfacht. — Durch ein solches Glas sieht man auf einer Tafel nur kleine zerstreute Plätze. Wenn man also auf derselben ein zerstücktes Bild, (z. E. von einem gewissen Fürsten), so anbringt, daß es durch das Glas ganz erscheint, dem übrigen Raum der Tafel aber mit Bildern von andern bekannten Reigenen anfüllt, und zwar so, daß die zerstreuten Stücke unhemerkbare Theile des Gemäldes werden: so erscheint durch das Multiplicirglas, das in einer Röhre verborgen ist, nur das vorher zerstückte Bild, und das übrige wird unsichtbar. — Ein Fernrohr, wodurch man auf der Erde die Gegenstände näher vergrößert oder deutlicher erblickt, ist — Fig. 47. — eine Röhre mit einem hohlen Augenglase, a , und einem erhabnen Objectivglase, b ; oder — Fig. 48. — eine Röhre mit 3 Augengläsern und einem Objectivglase. — Das astronomische Fernrohr, — Fig. 49. — enthält nur ein erhabnes Augenglas und Objectglas. Man sieht durch dasselbe das Rechte zur Linken, das Linke zur Rechten, u. s. w. welches durch die 3 Augengläser des Erdrohrs abgeändert wird. — Fig. 50. heißt ein Operngucker, und ist ein Erdrohr mit einem Planspiegel, wodurch das Auge o , einen Gegenstand a , nach b hingespiegelt, erblicken kann. — In Spiegeltelescopien werden Hohlspiegel mit einem Fernrohr verbunden. — Wenn — Fig. 51. — ein stark erleuchteter durchsichtiger Gegenstand a , Farbenstrahlen durch zwey erhabne Gläser, $b c$, in ein finstres Zimmer, auf eine weiße Wand, d , ausschickt; so erscheint auf derselben ein großes farbiges Bild, aber umgekehrt. Geführt die Erleuchtung

leuchtung des kleinen Gegenstandes, durch die Sonne; so heißt diese Maschine ein Sonnenmikroskop; geschieht sie durch ein ander Licht, eine Zauberlaterne.

9) Noch Etwas von der Baukunst.

Tab. XC. (*)

Die Baukunst lehrt, die Gebäude dauerhaft, der Gesundheit unschädlich, bequem und schön ausführen. Wichtiger ist die Festigkeit, als etwas Bequemlichkeit. Im Nothfalle muß die Regel von der Schönheit am meisten nachgeben. Man sorgt für die Festigkeit durch Wahl oder Veranstaltung eines guten Grundes, dauerhafter Materialien, und der besten Art, sie mit einander zu verbinden. Das Maas der Bequemlichkeit bestimmt man nach dem Stande, nach der Zahl und nach den Verrichtungen der Bewohner. Die Schönheit besteht darin, daß das Anschauen Vergnügen verursache, z. E. durch die Harmonie und Symmetrie gewisser Theile, und durch den äussern Anschein der Zweckmäßigkeit derselben. Die scheinbare Unterstützung z. E. muß immer mit der scheinbaren Last in Proportion stehen. Daher setzt man keine Säulen, als da, wo sie nöthig sind, oder scheinen. — Der Haupttheil einer Säule ist — Fig. 53. — der Schaft B. Das Postament A ist die Unterlage desselben, welche ihm eine grössere Festigkeit giebt oder zu geben scheint. Der Knauf C schien anfangs vielleicht zur Bedeckung vor Regen, nachher zum Zierrath nöthig zu seyn. Man stelle sich an einer Mauer — Fig. 52. — zwey Säulen a b vor, die einen Querbalken c d tragen. Die zierliche Verkleidung desselben heißt der Unterbalken D. Es liegen auf der Säule über dem Querbalken, einige ins Gebäude hineingehende Hauptbalken e f g h. Desselben Verkleidung heißt der Fries E. Ueber dem Hauptbalken liegt der obere Fußboden i k, dessen Verkleidung

(*) Was schon II. I. m. VI. 5 und 7 gesagt ist, wird hier als bekannt vorausgesetzt.

kleidung man den Kranz F nennet. — Man redet viel von fünf, oder sechs Säulenordnungen, das ist, nicht von der Ordnung vieler Säulen, sondern von der Ordnung der Theile und Zierrathen einer einzigen. Bey der Toskanischen I, und Dorischen Säule II, wird am meisten nur auf Stärke oder auf den Anschein derselben, und nicht auf Zierrath gesehen. Feiner und mehr geziert ist die Ionische III, und die Feurische IV. Die schwächsten nach ihrer Länge, und die auf die feinste Art gezierten, sind die Römische V, und Corinthische VI. Die erste ist ohne allen Zierrath; die zweyte hat am Fuße mehr runde Glieder und am Knaufe Dreysechsen; am Knaufe der dritten sind acht Schnecken; am Knaufe der vierten (oder teutschen) sechszehn Schnecken und eine Reihe Blätter; am Knaufe der fünften, acht Schnecken und zwey Reihen Blätter; am Knaufe der sechsten sechszehn Schnecken und drey Reihen Blätter. In der guten und neu wieder hergestellten Baukunst der Alten wird für die vernünftige Einförmigkeit gesorgt, welche macht, daß die Vorstellung des Ganzen sowohl leicht, als angenehm ist. Hingegen in der Gothischen Bauart ist Vieles mit solchen Zierrathen überladen, deren Verbindung man ohne beschwerliche Memorierung sich nicht wieder vorstellen kann.

Von den Baukosten macht der Bauherr mit Hilfe eines Baumeisters einen Anschlag. Aber eine fast allgemeine Erfahrung zeigt, daß nachher ein größrer Aufwand nöthig sey, als man anfangs vermüthet. Die Beschaffenheit eines künftigen Gebäudes wird überlegt, und endlich festgesetzt, entweder durch ein Modell oder durch Pläne, wie auf der 35. und 36sten Tafel. Auf den beyden untern Grundrissen, und auf dem obern Aufrisse und Durchschnitte, sind folgende Buchstaben mit ihrer Bedeutung: a der Eintritt; b die Vorzimmer; C, D, c, d, h die Wohnzimmer; A der grosse Saal. B die Visitenzimmer; e das Cabinet; f das Schlafzimmer; g die Garderobbe; o die Plätze der Oefen; r die Thüren; p die Schorsteine; q Camine; F, I, H Bedientenkammer;

mer; G die Küche; K die Treppe. Der Grundriß auf der 36. Tafel soll das erste Stockwerk, und der auf der 35ten das zweyte, anzeigen.

Hier will ich noch mit dem Verzeichnisse derjenigen Gegenstände beschließen, worauf sich die Baukunst erstreckt. 1) Kirchen mit Orgeln, Taufsteinen, Altären, Kanzeln, u. s. w. Schulen, Klöster, Thürme, Grabmäler, u. s. w. 2) (zur Beförderung der öffentlichen Ruhe) Zuchthäuser, Zollhäuser, Gefängnisse, u. s. w.; 3) (wegen feindlicher Anfälle) Festungen mit Casematten oder Wurdkellern, Citadellen, Bälle, Mauern, Thore, Wachhäuser, Magazine, Casernen oder Baraquen, Pulvermühlen, Pulverthürme, Zeughäuser, u. s. w.; 4) (wegen Krankheiten) Spitäler, Lazarete, Pesthöfe, Gesundbrunnen, Bäder, u. s. w.; 5) (wegen allerley Gewerbes) Werkstätte für gewisse Künstler und Handwerker, Brauhäuser, Kaufgewölbe, Schlachthäuser, Scheunen, Mühlen, Bergwerke, u. s. w.; 6) (wegen des Commerzes) Wege, Brücken, Kollbrücken oder Fähren, Canäle, Schleusen, Seehäfen, Arsenalé, Schiffe und ihre Wärfte (wo sie gebauet und fertig vom Stapel ins Wasser gelassen werden), Börsen, Zollhäuser, Packhäuser; Kraniche (zum Aufwinden der Lasten) u. s. w.; 7) (zum Unterricht) Akademien, Hörsäle, Zergliederungs-Theater, Bibliotheken, Reitbahnen; 8) Gerichtshäuser, Schlösser, Lustgärten, Gewächshäuser, Wasserkünste, Springbrunnen, Ballhäuser, Schauspielhäuser, Ehrenpforten, u. s. w.



Inhalt
der Bücher dieses Bandes.

VII. Buch. Die Elemente der Geschichtskunde.

VIII. — Die Naturkunde.



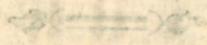
Handbuch der Geschichte des Landes
von dem Fürsten bis zum Bürger

Inhalt

der Bücher dieses Bandes.

VII. Buch. Die Elemente der Geschichte.

VIII. Buch. Die Geschichte.





W 7275

s

(3)

AB: W 7275

(3.)

X 2406941

Gc 29 a





Basedow, Johann Zerbod

Des

Elementarwerks

Dritter Band.

Ein geordneter Vorrath
aller nöthigen
Erkenntniß.

Zum Unterrichte der Jugend,

von Anfang, bis ins academische Alter,

Zur Belehrung der Eltern,

Schullehrer und Hofmeister,

